



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

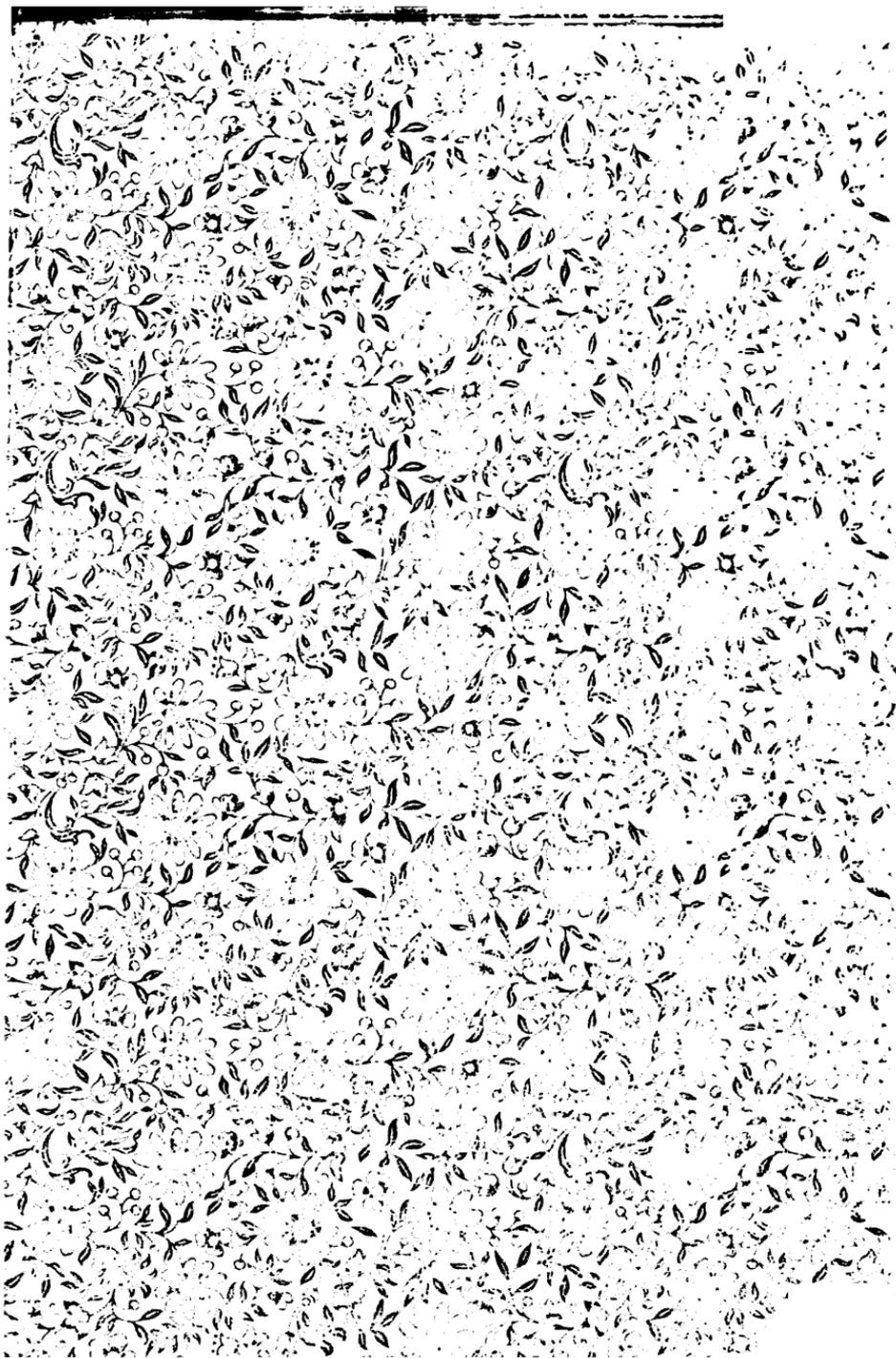
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

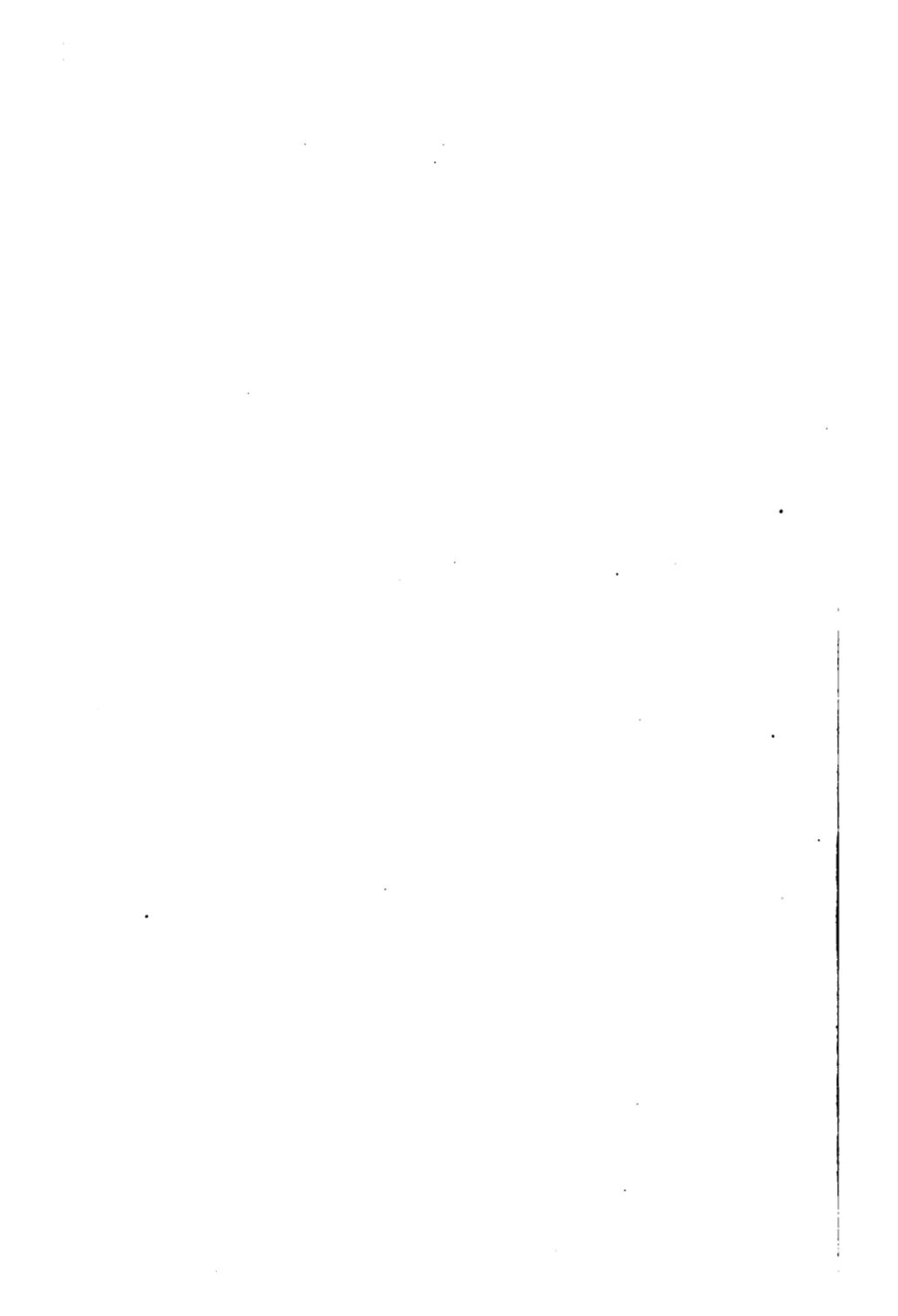
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

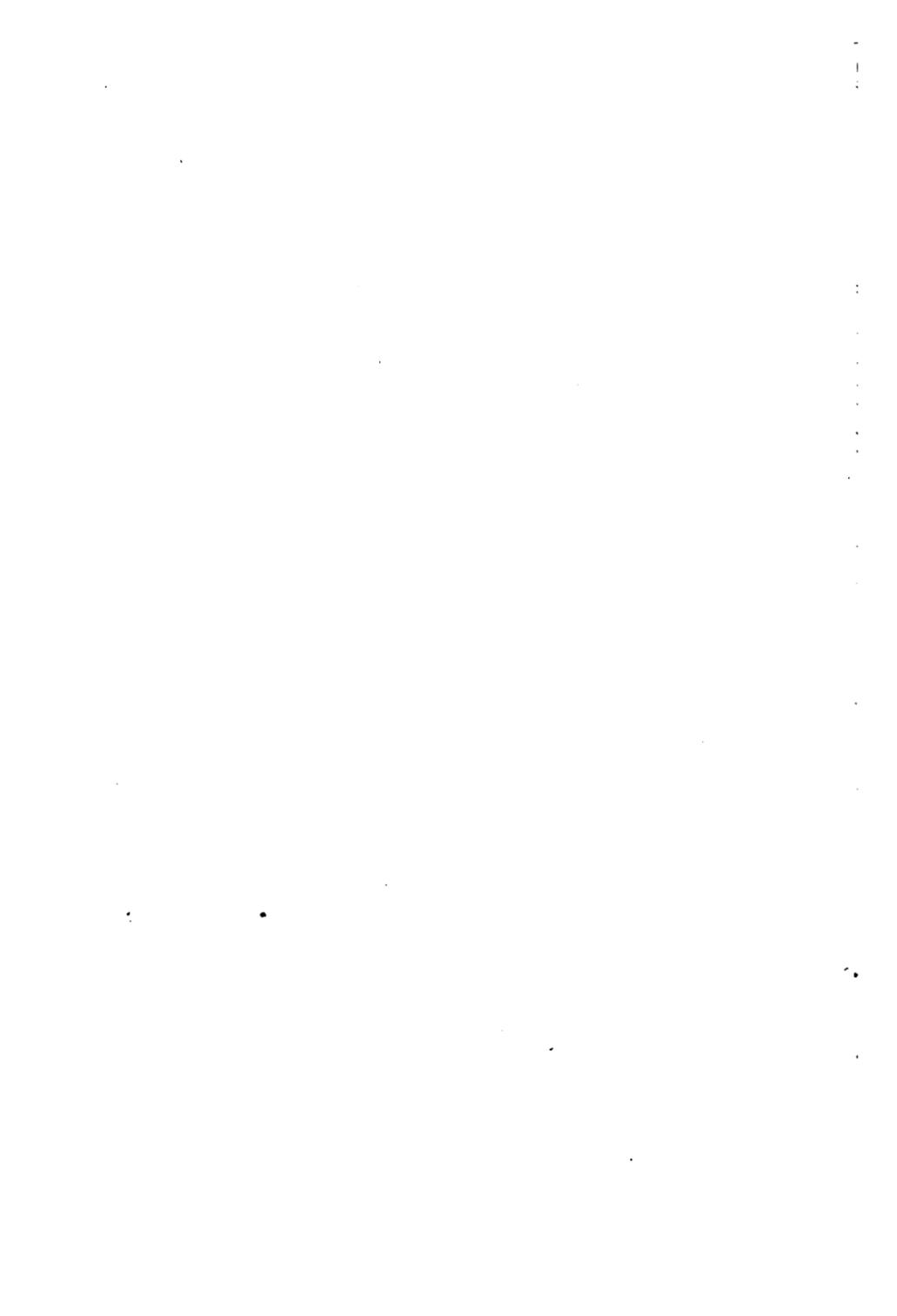
LIBRARY  
OF THE  
CITY OF  
SAN FRANCISCO

GEORGE & ANNA BARNETT









# Memoiren einer Idealistin

Dritter Band

1911

MEMOIREN  
EINER IDEALISTIN

VON

MALWIDA VON MEYSENBURG

DRITTER BAND

SECHSTE AUFLAGE



SCHUSTER & LOEFFLER  
BERLIN UND LEIPZIG

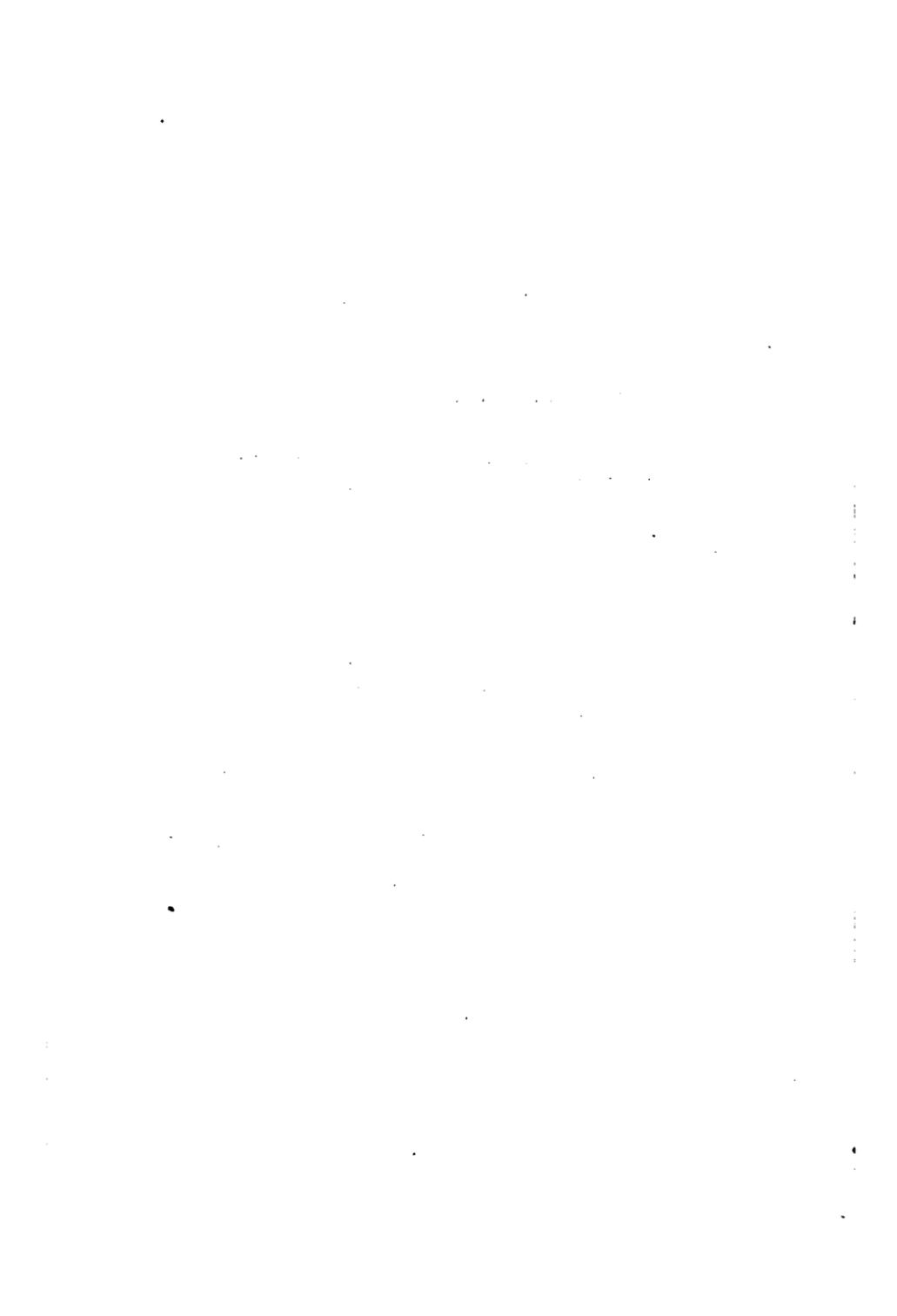
1900

**Alle Rechte vorbehalten**

PT  
2433  
M4  
Z4  
1900  
v. 3

## Inhalts-Verzeichniss

	Seite
<b>Erstes Kapitel.</b>	
Neue Einsamkeit . . . . .	I
<b>Zweites Kapitel.</b>	
Persönliche Beziehungen und Theilnahme an fremden Schicksalen . . . . .	98
<b>Drittes Kapitel.</b>	
Mazzini . . . . .	131
<b>Viertes Kapitel.</b>	
Resultate . . . . .	157
<b>Fünftes Kapitel.</b>	
Neue Verluste . . . . .	167
<b>Sechstes Kapitel.</b>	
Abschied von England . . . . .	221
<b>Siebentes Kapitel.</b>	
Paris und ein Deutscher . . . . .	236
<b>Achtes Kapitel.</b>	
Das Kind, der Künstler, der Philosoph . . . . .	269



## Erstes Kapitel.

### Neue Einsamkeit.

Friedrich und Charlotte bestanden darauf, dass ich die ersten Tage bei ihnen bleiben sollte, bis ich eine Wohnung gefunden und überhaupt einen Entschluss gefasst hätte. Ich nahm dies auch mit Dank an, denn nach dem Glück des Zusammenlebens mit einer selbstgewählten, sympathischen Umgebung, nach dem innigen Herzensverkehr mit den Kindern, war mir die plötzliche Einsamkeit ärger wie der Tod, und ich klammerte mich wie der Ertrinkende an einen Strohalm, an jedes Zeichen von Sympathie und Liebe, das mir zu Theil wurde. So rührte es mich unaussprechlich, als beim Mittagstisch ich die einzige war, die einen Teller mit guter Bouillonsuppe erhielt. Im Hause herrschte damals noch nichts weniger als Luxus; Friedrich musste streng arbeiten, um dem Haushalt zu genügen, und Charlotte trug ebenfalls durch Stundengeben das Ihrige dazu bei. Es gab daher keineswegs an jedem Tage Bouillonsuppe, und jener Teller war von Charlotte vom vorigen Tage

her vorsorglich für Friedrich zur Stärkung nach der Arbeit aufgehoben. Dass ich denselben nun erhielt, rührte mich bis zu Thränen. Es war ein Ausdruck des Wunsches mir wohlzuthun, bei dem alle Worte ohnmächtig und überflüssig waren, aber ich sagte es ihnen durch Thränen, dass ich diesen Teller Suppe nie vergessen würde. Nach einigen Tagen fand ich ein kleines Zimmer in der Nähe, für einen äusserst geringen Preis, in das ich einzog, um zu überlegen, was nun weiter zu thun. So war ich wieder allein, wieder auf diese freudlose Einsamkeit eines englischen lodging-Hauses beschränkt, die mir doppelt farblos und entsetzlich vorkam nach der von Licht und Liebe erfüllten Heimath, aus der mich ein jähes Schicksal vertrieben. Auf's Neue musste ich mich fragen, was anfangen? Zu der freudlosen, undankbaren Arbeit des Stundengebens zurückzukehren, dazu fehlte mir der Muth, seitdem ich bei dieser Art Arbeit auch deren Segen im Gedeihen und der Entwicklung der Kinder gesehen hatte. Ich beschloss, es mit schriftstellerischer Thätigkeit zu versuchen. Ich verhehlte mir nicht, welche Schwierigkeiten und Enttäuschungen auf diesem Wege meiner warten würden, aber die Beschäftigung selbst wenigstens verhies mir unendlich viel mehr Befriedigung als das Stundengeben, und wenn es mir gelingen konnte, mit eigener Production durchzudringen, so war, das fühlte ich, der

einzig wahre Weg möglichen Trostes gefunden. Ich hatte schon während meines Aufenthaltes im Herzen'schen Hause einen Versuch mit einer Uebersetzung aus dem Russischen in die englische Sprache gemacht. Derselbe war günstig ausgefallen. So gedachte ich zunächst mit Uebersetzungen fortzufahren und mir so die Bahn für Weiteres zu brechen. Ich ging auch alsbald an die Arbeit, aber noch war sie weit davon, ihre heilende Kraft an mir bewähren zu können. Ein unsäglicher Schmerz wühlte Tag und Nacht in meinem Herzen, und es war mir unmöglich, der Qual über das Vorgefallne auch nur auf Stunden Ruhe zu gebieten. Ich schwankte hin und her zwischen dem Zweifel, ob ich nicht hätte einen andern Weg einschlagen und die ganze Katastrophe verhüten können, und der Ueberzeugung, dass ich nicht anders hätte handeln können. Die Bitterkeit, dass es von der andern Seite zu dieser Trennung hatte kommen können, kämpfte mit dem Schmerz um das Verlorene und der Sehnsucht dahin zurückzukehren, wo ich so glücklich gewesen war, wo ich, wie auf einem natürlichen Boden, mit allen Kräften meines Wesens mich festgewurzelt hatte. Erschütternd war mir das erste Wiedersehen mit Herzen, der mit seinem Sohne kam mich zu besuchen, noch erschütternder das mit den beiden Kindern, die man zu mir sandte. Sie waren erstaunt, betroffen, die ihnen so vertraute Freundin nun plötzlich in so ganz veränderter Um-

gebung wiederzusehen, und als man sie wieder fortführen wollte, brach die kleine Olga in leidenschaftliche Thränen aus und verlangte, bei mir zu bleiben. Eine der härtesten Proben, die ich zu bestehn hatte, war, als am Sonntag, dem Tag, wo im Herzen'schen Hause sich, nach meiner Anordnung, die Bekannten Abends zusammenfanden, Friedrich und Charlotte dem gewohnten Zuge nicht widerstehen konnten und sich wie sonst dahin begaben. Wie furchtbar es mir war, als sie zu dem bekannten Kreise gingen, dessen Seele, nächst Herzen selbst, ich bisher gewesen war, das ahnten sie nicht, sonst hätten sie es sicher nicht gethan. Als ich allein zurückblieb, dachte ich mit bitterem Weh darüber nach, wie vergänglich im Grunde die Wirkung der Persönlichkeit ist, wie schnell die Spur verweht, die wir mit der ganzen Macht unserer Liebe und unserer Hingebung gegraben zu haben meinten — gerade wie wenn die Welle über den Meeressand läuft, in den wir einen geliebten Namen eingeschrieben haben. Wir durften uns, auch bei wirklicher Bescheidenheit, sagen, dass wir einen Platz im Leben in nicht ganz unbedeutender Weise ausfüllten; nun kam das Schicksal und riss uns von demselben weg; uns schien es unmöglich, dass nicht eine offene Kluft bliebe, dass nicht das Leben für einen Augenblick still stände, wie es in uns selbst zerbrochen schien — arge Täuschung! Die Welle des Lebens rauschte

weiter, die Lücke schloss sich, die Spur verwischte sich, die Fluth wallte dahin wie früher, der Seufzer, der uns vielleicht gepocht, verhallte ungehört in dem Geräusch der Brandung. Ist der Schlüssel zu diesem Geheimniss vielleicht der, dass wir nicht zu heftig an der Creatur hängen sollen, wie es in der Bibel steht? Was mit andern Worten heissen will, dass wir den Schwerpunkt unsres Wesens nicht in das Umfassen der Erscheinung, sondern in die Hingabe an die Idee setzen! Sollte es das sein, dass wir den Kreis der holden Täuschungen nur durchlaufen müssen, um endlich, losgelöst von der Erscheinung, geläutert und gereinigt nach all den schweren Proben, reif zu sein in das Allerheiligste einzutreten, den Schleier von dem Angesicht der Wahrheit fallen zu sehen und keiner irdischen Qual mehr zugänglich zu sein? Oh, dann war ich noch nicht so weit; der tödtliche Schmerz, den ich litt um mein verlorenes Paradies, machte es noch nöthig, dass das Schicksal mir von Neuem den Wanderstab in die Hand gab und meinen widerstrebenden Fuss hinausgehen hiess in die öde Wüste, die ich schon so oft durchmessen hatte.

Wie es leider in allen menschlichen Verhältnissen zu gehen pflegt, wo einmal Verwirrungen entstanden sind, die sich durch die Intensität der Gefühle bis zu leidenschaftlichen Zuständen steigern, dass die »Mittler« dazwischen kommen und, wenn schon Alles

sich wieder gütlich auszugleichen schien, es aufs Neue verwirren, so ging es auch hier. Hätte ich mich entschliessen können zu gehen, die bisherigen Verhältnisse mit ihrer zu mächtigen Anziehungskraft zu fliehen und die Ferne zwischen mich und das Verlorene zu legen, so würde sicher der Kampf in mir ein gewaltsameres, die heroischste Anstrengung verlangendes, aber auch schnelleres Ende gefunden haben. Schurz, der mit den Seinigen in Kurzem nach Amerika zurück wollte, redete mir lebhaft zu, sie zu begleiten und mir drüben im Verein mit ihnen eine neue Heimath zu gründen. Eigensinnig wie das Schicksal ist, indem es das Gewünschte meist dann erst gewährt, wenn dasselbe seinen Werth für uns verloren hat, kam mir diese Aufforderung jetzt zum zweiten Male, als mein Herz wieder mit so starken Banden an die alte Welt geknüpft war, dass ich mich nicht im Stande fühlte, dieselben zu zerreißen und den Ocean zwischen mich und das Zerrissene zu legen. Nichts charakterisirt vielleicht das Pathologische leidenschaftlicher Schmerzen so sehr als die Unmöglichkeit, sich von den Ursachen derselben loszureißen und durch einen moralischen Klimawechsel dem Organismus die Bedingung zur Genesung zurückzugeben. Wer es immer gleich vermöchte, dem wäre wahrscheinlich in den meisten Fällen geholfen; allein es ist eben eine Amputation, und nicht Alle haben den Muth sich ihr zu unterwerfen. Ich hatte ihn

auch nicht, wie ich ihn auch damals nicht gehabt hatte, als mein sterbender Freund und die sterbende Hochschule mich in Deutschland festhielten, obgleich ich in den Zwischenzeiten, als mein Herz mit jeder subjectiven Empfindung abgeschlossen hatte, sehnlichst darnach verlangt hatte, mir mein Schicksal in der neuen Welt zu gründen. Wer vermag mit diesen Widersprüchen in der menschlichen Natur zu rechten? Wer sie immer gleich in sich besiegen könnte, der wäre eben über alles Schicksal erhoben und könnte von keinem Wechsel mehr berührt werden. Ausserdem, dass durch das Hin- und Hertragen jener allezeit bereiten und überall sich einfindenden »Mittler« manches bittere Element mehr in den ohnehin schon so bitteren Kelch gemischt worden war, so folgte ich auch noch meiner angeborenen selbstquälerischen Neigung, die Schuld des Vorgefallenen plötzlich in mir selbst zu suchen. Ich sagte mir, dass mit noch etwas mehr Geduld, mehr Nachgeben, mehr Ausdauer und Selbstverleugnung ich jene mir so theuer gewordenen Verhältnisse hätte bewahren und in ihrer früheren beglückenden Einfachheit erhalten können. Ich verfiel dabei demselben Irrthum wie die Charlotte in den Wahlverwandtschaften, die auch meint, dass sich das einmal aus dem Geleise Gebrachte wieder einrichten liesse, sobald Allen nur die vernünftige Einsicht gekommen sei, wie die Verwirrung entstanden und wie sie zu lösen sei. Indem

ich mich selbst und meine Empfindung analysirte, schien es mir auf einmal, dass im Uebermass der Freundschaft, Liebe und Hingebung ich, mir selbst unbewusst, vielleicht zu viel von den Andern gefordert hätte, dass die Selbstsucht meinen Blick getrübt und mir Verhältnisse und Personen im falschen Lichte hätte erscheinen lassen, ja dass vielleicht Eifersucht auf meine innegehabte exclusive Stellung mich ungrossmüthig hätte handeln lassen. Es kam wie ein plötzliches Glück über mich, als diese Erkenntniss mir aufging, denn es schien mir, als sei damit jedes Hinderniss beseitigt, als könne ich in die früheren Verhältnisse zurückkehren und mich in noch selbstloserer Pflichttreue den geliebten Kindern widmen. Ich schrieb an die russische Dame einen Brief, worin ich ihr in reinsten Aufrichtigkeit und Freude die Entdeckung, die ich in mir selbst gemacht zu haben glaubte, mittheilte und ihr von ganzem Herzen die Hand zum neuen Bunde bot, indem ich nicht daran zweifelte, dass mit dieser Erkenntniss jedes Hinderniss zur Wiedervereinigung und zum gemeinschaftlichen Wirken gehoben sei. Zu gleicher Zeit schrieb ich an Johanna Kinkel und theilte ihr dasselbe mit, indem ich hinzufügte, dass nun doch die unbegreifliche Verwirrung gelöst sei und Alles gewiss sich wieder friedlich einrichten werde. Zu meiner Verwunderung erhielt ich von Johanna eine Antwort, in der sie mich bedauerte eine solche Erkenntniss

ausgesprochen zu haben, und mir versicherte, dass, so viel sie das Leben kenne, dies nur das entgegengesetzte Resultat von dem haben würde, welches ich erwartete. Von Herzen erhielt ich eine Antwort auf jenen nicht an ihn gerichteten Brief, abermals voll warmer enthusiastischer Anerkennung; er schrieb:

»Ja, das ist das wahre, das grosse Gebiet, auf dem ich mich zu Hause mit Ihnen fühle: das Gebiet der reinen uneigennütigen Freundschaft. Sie bringen ein Opfer; es ist eine verhängnissvolle Nothwendigkeit, die uns in einen tragischen Conflict geführt und ein gemeinsames Leben zerstört hat. Niemand ist schuldig dabei, Alle waren aufrichtig, aber es war ein falscher Ton hineingekommen, welcher hinderte. Was ich wünschte, das war jene feierliche Trennung, die ich damals vorschlug, Ihr rasches Scheiden aus dem Hause hinderte Alles, aber Ihnen gebührt jetzt der Ruhm, ja der Ruhm, alles wieder zum Guten zurückgeführt zu haben. Ich habe viel nachgedacht gestern über Ihren Vorschlag: Nein! das gemeinschaftliche Leben würde halb vernarbte Wunden wieder öffnen. Aber verbinden wir uns für Unternehmungen von russischen Uebersetzungen in derselben Stadt oder anderswo; überall haben Sie an mir einen Bruder. Leben Sie wohl. Nun, meine Herren Verläumder? Die Freundschaft hat gesiegt.

A. Herzen.«

Ja, die Freundschaft hatte gesiegt; aber

das Opfer blieb unwiderruflich vollzogen und die Trennung blieb mit ihrem Schmerz. Ich ging nun wieder in das Haus, sie zu besuchen. aber es war mir jedesmal ein tiefes Weh, und die freudlose Oede meiner Einsamkeit nachher war mir so bitter, dass ich es als eine Art Erlösung begrüßte, als der Tag der Abreise nach Hastings mit Kinkels herankam. Kinkels hatten mich nämlich überredet, für die Zeit der Sommerferien mit ihnen an das Meer zu gehen. Bei diesen lieben Freunden war die Zeit der Freiheit vom Stundengeben und der Abreise in das mühsam erarbeitete Seebad stets ein Fest. Sie suchten mit liebevoller Theilnahme mich zu überzeugen, dass es ihnen diesmal doppelt ein solches sei, da ich mitkomme und in ihrer Liebe und Treue einen heilenden Ersatz für das Verlorene finden würde. Unaussprechlich rührte es mich, als auf dem Wege nach Hastings während der Durchfahrt durch einen Tunnel ich mich plötzlich von zwei kleinen Kinderarmen warm und liebend umschlungen fühlte. Es war die kleine Adela, das Ebenbild ihrer Mutter, die es wusste, wie tief die Trennung von den Kindern, die sie auch kannte und liebte, mein Herz getroffen, und die nun in der Dunkelheit des Tunnels den Muth bekam, dem schüchternen Mitleid ihrer kindlichen Seele diesen stummen Ausdruck zu verleihen. In Hastings richteten wir uns in einem kleinen Häuschen am Meer ein — ungleich bescheidner und

einfacher, als ich es mit Herzen's gewohnt gewesen war, aber hinreichend wohnlich, um unter so trefflichen Freunden glücklich zu sein. Ich wäre es auch gewesen, hätte nicht die frische Wunde noch allzu stark geblutet. Doch ging ich mit Ernst und starkem Willen an die Arbeit: eine Uebersetzung aus dem Russischen, für die mir in London Abnahme zugesagt worden war. Man fing in England an zu begreifen, dass auch in Russland bereits eine Literatur existire, und eine gewisse Neugierde gab sich kund, diese unbekannte Region des menschlichen Geistes näher kennen zu lernen. Obgleich es die Zeit der Erholung war, so hiess das bei Kinkels keineswegs Zeit des Müssiggangs, sondern nur Arbeit nach Neigung. Eine strenge Zeiteintheilung gab auch hier dem häuslichen Leben einen ernstesten, würdigen Charakter. Am Vormittag zogen Kinkel, die Kinder und ich hinauf auf das alte Schloss, das auf einem Fels gelegen das Meer überschaut und innerhalb seiner ruinenhaften Mauern einen reizenden Garten birgt, in dessen verschiedenen Lauben wir uns einzeln, ein Jeder zu seiner Arbeit, einrichteten. Die Kinder arbeiteten nach des Vaters Aufgabe, und so blieb Johanna der Morgen frei, um in Musse, die ihr in London selten zu Theil wurde, ihrer Kunst, d. h. der Musik zu leben. Am Nachmittag übernahm sie den Musikunterricht der Kinder, den sie mit seltener Begabung leitete, so dass das

kleine Quartett bereits zu lieblichen Leistungen befähigt war. Dann blieb Kinkel frei für seine Arbeit. War endlich die Arbeitszeit vorüber, so zogen wir Alle zu einem Spaziergang in die schöne Umgegend von Hastings aus, fuhren auch zuweilen nach entlegeneren interessanten Orten, z. B. nach dem Schlachtfelde, wo einst die angelsächsische Herrschaft ihr Ende und der edle Harold seinen Tod fand. Oefter aber auch liessen Johanna und ich Kinkel mit den rüstigen Kindern zu einer weiten Fusswanderung allein ausziehen. Wir gingen dann zu Zweien die näheren Klippenfade hin und tauschten Gefühle und Gedanken mit einander aus. Das waren Stunden, in denen ich mich fast glücklich fühlte; vor mir erschloss sich eine der reichsten und grossartigsten weiblichen Naturen, die ich je gekannt, und es war mir ein Genuss in dieser Seele zu lesen und mich in derselben wie in einer Heimath zu fühlen. Ich empfand dann immer, wie unwahr die Gemeinplätze über weibliche Freundschaften sind, natürlich bei Frauen die etwas Besseres kennen als die Alltäglichkeiten des Lebens. Ich glaube im Gegentheil, dass eine Freundschaft zwischen edlen Frauen eines der uneigennützigsten und edelsten Gefühle auf Erden ist. Auch die Abende waren genussreich und voll innigster Gemüthlichkeit, wenn die Kinder zu Bett gegangen waren, und Kinkel, seine Frau und ich allein blieben. Da wurde meist zusammen gelesen, oft eigene

Productionen des Einen oder des Andern. Ganz besonders schön waren die Abende, an denen uns Johanna ihre begonnenen Memoiren vorlas, die sie leider nie vollendet hat. Es war bei dieser Lesung, bei dem köstlichen Humor, mit dem sie Anekdoten aus dem Leben ihrer Grosseltern und Eltern erzählte, dass ich zum ersten Mal wieder herzlich lachte, worüber Johanna grosse Freude hatte.

Im Grunde aber blieb meine Stimmung unverändert. Der Schmerz um das Verlorne nagte an meiner Seele. Oft erwachte ich des Morgens, indem ich laut den Namen Olga rief, jenes kleinen Wesens, das ich mit mütterlicher Liebe liebte, und fand mein Kissen von Thränen nass, die ich, während ich von ihr träumte, vergossen hatte. Ja zuweilen wuchs der Schmerz zu solcher Höhe an, dass der Ueberdruss am Leben und an der Arbeit, die mir kein beglückendes Resultat mehr gab, mich mit dunklen Fittigen umrauschte, und das Meer, wenn es am Abend im Mondesglanz schimmernd vor mir lag, mich mit leiser Gewalt hinabzog in die verschwiegne Tiefe, wo endlich alle Qual und alles vergebliche Sehnen ihre Ruhe finden würden. Diese geheimsten Regungen verschwieg ich Kinkels; es hätte sie zu sehr betrübt, da sie so liebevoll Alles thaten, was in ihren Kräften stand, um mir zu helfen. Aber brieflich theilte ich sie einem mit, dessen Freundschaft sich mir, seit jener schweren Katastrophe, als ein wahr-

haftiger Anker im Schmerz und Verlassensein bewährt hatte. Dies war Domengé, jener Franzose, der ein täglicher Zeuge meines Lebens im Herzen'schen Hause gewesen war. Er war von Allen, die im Hause aus- und eingingen, derjenige, der mit ungebrochener Treue auf meiner Seite stehen blieb, während Andere, ja mehrere meiner eignen Landsleute, es vorzogen, sich auf die Seite zu stellen, wo ein gastfreies Haus ihnen Annehmlichkeiten bot, während sie von mir, die nichts zu bieten hatte, sich scheu zurückzogen. Als ich nach Hastings ging, versprach Domengé mir oft zu schreiben, und hielt auch Wort, was ihm um so höher anzurechnen war, als er, bei seinen sonstigen trefflichen Eigenschaften, die Schwäche hatte nicht sehr präcis mit Einhaltung der Zeit oder der Erfüllung solcher Versprechungen zu sein. Seine Briefe waren immer trostreich, aber auch streng in der Art wie er gegen meinen Schmerz zu reagieren suchte. Doch erkannte ich auch in dieser Strenge seine Freundschaft und den Wunsch mir zu helfen. Einst hatte ich ihm in einer besonders bitteren Stunde geschrieben, wo nicht nur der Schmerz um das Verlorne, sondern auch die tiefe Gereiztheit über kleinliche Einmischung dritter Personen mich zu keinem Frieden kommen liessen, und ich dabei mir auch Selbstvorwürfe nicht ersparte. Darauf antwortete er sogleich:

»Ihr letzter Brief voll eines noch tieferen

Schmerzes als die vorhergehenden, macht es mir zur dringenden Pflicht, Ihnen einmal Alles zu sagen, was ich über Ihre Lage denke und was ich in meinem Gewissen bestimmt für die Wahrheit halte. In den grossen wie in den kleinen Krisen des Lebens giebt es nur ein, ich will nicht sagen Heilmittel, denn gewisse Schmerzen wollen gar nicht geheilt sein, aber es giebt nur ein Festes, Unerschütterliches, einen einzigen Anhalt, der nicht in unseren Händen zerbricht, indem er uns verwundet, und das ist die Wahrheit. Selbst die festesten Seelen können sie nicht gleich durch die Thränen und die Verwirrung der Leidenschaft oder des Schmerzes hindurch erkennen. Aber nach Verlauf einiger Zeit ist es eine absolute Pflicht für Alle, sie zu verstehen, so wie sie ist, ohne Vorurtheil gegen sich selbst oder gegen die Andern; es ist ganz besonders eine Pflicht für uns, die wir das Bewusstsein haben, zu dem Vortrab zu gehören.

»Nun wohl; diese Pflicht, Sie haben sie noch nicht erfüllt, und deshalb findet Ihr Leiden keinen Trost. Sie sagen sich nicht die Wahrheit über sich selbst. Welcher Schuld klagen Sie sich an? Einer absoluten Hingebung von beinah drei Jahren, die Sie nur in der edelsten Weise bezeugt haben? Im Feuer ihrer Hingebung reiben Sie sich damit auf, an sich selbst eine eingebildete Schuld zu finden. Sie erzürnen sich gegen sich selbst, indem Sie sich verläümden. Das ist ein seltner

Fehler, aber es ist dennoch ein schwerer Fehler. Wenn die Hingebung bis zur Aufopferung des legitimen Selbstgefühls, des individuellen Stolzes geht, so bleibt sie zwar noch edel, aber sie ist unnatürlich; sie ist in Gefahr, das Grundgesetz der Natur, die Erhaltung der Persönlichkeit, zu zerstören. Dieser Fehler muss bestraft werden, und er wird es in Ihrem Fall durch ein providentielles Leiden.«

Nun folgte eine Analyse der verschiedenen Personen, welche in diesem intimen Drama betheiligte gewesen waren, von welchen er einigen die wahre Schuld an demselben beimaß; dann fuhr er fort: »Ich überlese meinen Brief mit tiefer Traurigkeit; dennoch werde ich ihn abschicken. Sie haben mich dazu gebracht, eine Analyse zu machen, vor der bis jetzt mein geheimster Gedanke zurückschreckte. Machen Sie dieselbe nun auch von Ihrer Seite, ohne Leidenschaft, ohne Vorurtheil, weder für noch gegen sich selbst, weder für noch gegen die Andern; Sie müssen es thun im Namen der Wahrheit.

»Das Opfer ist abscheulich; diese Vernichtung dessen was man geliebt, dieses Umwerfen von Idolen, die man mit aller Liebe geschmückt hat, ist die grausamste Aufgabe des Lebens. Weinen, weinen Sie über diesen vorzeitigen Tod eines Theils ihres Herzens, nähren Sie ihren Schmerz, lassen Sie ihn nicht heilen; aber sagen Sie nicht: weshalb danach

noch leben? was bleibt nach all den verlorenen Illusionen?

»Was bleibt, das sind Sie: die Bejahung Ihres Wesens; Ihr Selbst mit Allem was Ihnen aus der Vergangenheit gehört, mit Ihrer Hingebung, mit Ihrer Liebe; das sind Sie, geprüft, aber stärker geworden durch die Prüfung; Sie, die Sie sich selbst und Andern Rechenschaft schuldig sind von den Kräften, die Ihnen gegeben sind und für die es ein so edles Feld der Thätigkeit, in der Gegenwart und Zukunft, nach allen Seiten hin giebt. ‚Weshalb noch leben?‘ Ach streichen Sie dies Wort aus, welches die Angst des tiefsten Leidens kaum entschuldigen kann. Weshalb leben? Um das Leben der Hingebung fortzusetzen, um noch morgen zu leiden, wenn es sein muss, wie Sie gestern gelitten haben, nicht mehr für einen oder ein paar Menschen, sondern für die Menschheit, für die Millionen Unglücklicher, die uns umgeben und die, ich hoffe es fest, wir befreit haben werden, ehe wir sterben.«

Ich las diesen edlen Brief mit tiefer Rührung, ich empfand Alles was er Wahres enthielt und unterzog mich der Prüfung, die er von mir forderte, immer und immer wieder. Aber was half es? Ich arbeitete ja redlich, unaufhörlich; ich that, was ich konnte, aber immer kamen mir die Worte des Herzogs aus der »Natürlichen Tochter« von Goethe in den

Sinn, als ihn der Weltgeistliche über den Tod Eugeniens zu trösten sucht:

»Wie schal und abgeschmackt ist solch ein Leben,  
Wenn alles Leben, alles Treiben stets  
Zu neuem Regen, neuem Treiben führt  
Und kein geliebter Zweck auch endlich lohnt«.

Von Herzen erhielt ich dann und wann Nachricht; er erhielt mich in der allgemeinen Kenntniss dessen, was im Hause vorging. Er schrieb mir u. A., dass er eine kleine Erholungsreise auf das Festland habe machen wollen, dass aber der Minister des Innern in Paris ein bestimmtes Verbot gegeben habe, ihm den Pass zu visiren als einem »sehr gefährlichen Individuum, welches in politischen Zwecken reise und unter dem Namen Iskander schreibe«. Er fügte hinzu, dass er nun ein Landhaus in der Nähe von London genommen habe, und kündigte mir an, dass er eine Einleitung schreiben wolle zu den Memoiren der Fürstin Daschkoff, welche ich gerade in das Deutsche übersetzte. Das war ein Buch, welches wir noch zusammen, vor der Ankunft seiner Freunde, gelesen hatten und welches uns lebhaft interessirt hatte. Diese Freundin Katharina's der Zweiten, dieser letztern an Geist und Bildung ebenbürtig, aber durch Charakter und Sitte weit überlegen, ist sicher eine der bedeutendsten weiblichen Erscheinungen unter allen, die aus dem engen Kreis des häuslichen Lebens heraus in die Oeffentlichkeit getreten sind. Später sandte er mir

diese Einleitung; sie war ausserordentlich interessant und wurde den Memoiren, die bei Hoffmann und Campe in Hamburg herauskamen, vorgedruckt. Der alte Campe schrieb mir bei dieser Gelegenheit: »Alles, was Sie von Herzen übersetzen, nehme ich unbedingt an, denn er hat sich das Bürgerrecht in der deutschen Literatur erworben.« Herzen fügte hinzu, dass er in der nächsten Zeit viel arbeiten wolle, »denn,« schrieb er, »ich muss fortfahren, obgleich ich mich recht müde und alt fühle, aber im Angesicht des Erfolges ist es nicht möglich nicht fortzufahren.«

Und wirklich steigerte sich der Erfolg seiner Publicationen in überraschender Weise. Ein angesehener Buchhändler übernahm die Einführung derselben in Russland, und trotz der polizeilichen Aufsicht fanden sie in unzähligen Exemplaren dorthin ihren Weg und zündeten in der Jugend mit unwiderstehlicher Gewalt. Auch die Besuche russischer Reisenden mehrten sich, sowie die Zusendung von Artikeln und Mittheilungen für das neugegründete russische Blatt: »Die Glocke«, deren Schall ganz besonders der Aufhebung der Leibeigenschaft galt.

Auch über seine Lectüre schrieb er mir, u. A., als ich ihn wegen des neu erschienenen Buchs von Proudhon: »De la Justice« gefragt hatte, da ich es lesen wollte: »Seit lange bin ich nicht von einem so tiefen Schmerz ergriffen worden als durch das Buch von Proudhon

hon. Die romanische Welt geht unter — dies ist ein Leichenstein; Proudhon machte sich selbst zur Statue wie die Frau Loth's. Nachdem er Alles verstanden hat, kommt er dazu, den Menschen der Familie zum Holokauste zu bringen und danach — danach — soll der Triumph der Gerechtigkeit kommen! Der dritte Theil, das Kapitel über den Fortschritt ausgenommen, ist traurig — traurig — traurig. Das ist ein Greis, der sein Testament schreibt; ein Mensch, der einen Band (200 Seiten und mehr) katholisch-romanischer Unbilde gegen die Frauen schreiben konnte, ist kein freier Mensch.«

So blieb ich wohl etwas vertraut mit den geistigen Eindrücken seines Lebens, aber es war doch nicht mehr dasselbe als wie das tägliche unmittelbare Mittheilen und das sich Hineinleben in einen gewissen Kreis von Interessen und Gedanken. Mich hatte die in jenem Augenblick so vielversprechende Entwicklung des russischen Lebens lebhaft interessirt. Ich sah und hoffte da, wie Herzen selbst, eine Lösung der Zeitfragen, wie sie im alternden Europa nicht mehr möglich schien, und der Erfolg der Herzen'schen Thätigkeit war mir eine werthe Angelegenheit geworden. Nun war mir das Alles wieder entrückt, und auch das entbehrte ich schmerzlich, wie es denn überhaupt wohl nur oberflächlichen Menschen gegeben ist, sich mit Leichtigkeit von einer bestimmten Richtung, die das Leben

genommen hat und die man mit Eifer verfolgt, loszureissen und zu einer andern überzugehen. Dem edlen Menschen ist es ein Bedürfniss, ein Ziel fest in das Auge zu fassen und es mit aller Concentration seiner Kräfte zu verfolgen. Dann erst entfaltet sich ihm der ganze Reichthum seiner Befähigung, auch alles Andere zu verstehen und in alle Gebiete des Lebens denkend hinüber zu blicken. Er hat dann wie Archimedes den einen Punkt gefunden, von dem aus er die Welt aus ihren Angeln hebt. Dem Genius zeichnet die eigene Natur das Ziel in Flammenzügen vor, ihm ist die Mühe des Suchens erspart, und nur die Hindernisse, welche Welt und Verhältnisse ihm in den Weg legen, machen ihm das Verfolgen seines Zieles oft zur Qual. Wenn sie ihn zwingen, diesem Ziel zu entsagen, ihn gewaltsam aus seiner Bahn drängen, so ist es Tod und Vernichtung für ihn. Die von der Natur minder reich Begnadeten müssen suchen, bis sie den wahren Punkt finden, von dem aus ihr Wesen in Einheit und Mannigfaltigkeit zugleich sich entfaltet und still beglückt die Blüthe seiner selbst erreicht. Von diesem Punkt verdrängt zu werden ist ein unaussprechliches Leiden, ja ein verzehrender Schmerz. Manche gehen daran unter, und die Starken, die ihn überleben, tragen doch den Schmerz der Wunde durch das Leben mit sich. Es stieg mir damals der Gedanke auf, welch eine Macht die sogenannten legalen

Bande noch über die Gemüther der Menschen, selbst auch der freiesten, haben — oft, ohne dass sie es sich eingestehen. Hätte mich irgend ein legales Band an die Familie geknüpft, anstatt der freien Sympathie und Freundschaft, so hätte der Freunde Ankunft keine Aenderung gemacht, es wäre natürlich Alles geblieben, wie es war. Im Laufe des Lebens sollte mir noch öfter Gelegenheit werden, diese Erfahrung in der frappantesten Weise bestätigt zu sehen. Die öffentlich Verlobte, die angetraute Gattin, die leibliche Mutter werden nicht so leicht verlassen werden, wie die noch so heiss, nur heimlich Geliebte, die treueste, edelste Freundin, die, welche in jeder Beziehung eine wahre Mutter gewesen ist. Woran liegt das? besonders bei Menschen, für die weder der Segen des Priesters, noch die Sanction des Gesetzes mehr einen Werth haben, die vielmehr nur in Freiheit, nach ihrem innern Sittengesetz handeln? Hat die menschliche Schwäche doch jenes äussern Moralcodex, jener bindenden Fessel des legalen Zusammenhangs nöthig? Auf der Voraussetzung dieser Nöthigung beruht schliesslich alle Gesetzgebung, ja Alles, was die Kirche zum Sacrament erhob, um sich dadurch zum obersten Tribunal der Gewissen und der menschlichen Verhältnisse zu machen. Es beruhen darauf Eide, Contracte, Geschäftsverbindungen, Beamtenthum u. s. w., und je civilisirter eine Gesellschaft wird, je mehr ist das ganze Leben

in eine förmliche Architectur solcher conventionellen Verpflichtungen eingegrenzt und innerhalb derselben geordnet. Ist es darum sittlicher, edler? Was jedem menschlichen Verhältniss, jeder menschlichen Handlung den Werth verleiht, ist die innere Treue, die aufrichtige Hingebung, die Gewissenhaftigkeit und Liebe. Sind diese verschwunden, so ist die äussere Verpflichtung wie eine Schale ohne Kern, wie das am Sonntag zur Kirche Gehen, weil es respectabel ist, aber nicht weil ein tiefes, religiöses Bedürfniss dahin treibt, wie die ausgesprochene Eidesformel, welcher der Mensch vielleicht in seinem Innern flucht. Wenn aber die verschärfte Gesetzmässigkeit des Lebens nicht zum Ziel führt, höchstens ein Automaten- thum schafft, das nach einem gewissen Uhrwerk ohne innere Belebung arbeitet, was soll da n n das Leben schützen vor einem immer wiederholten Auseinanderfallen in willkürliche Richtungen, vor dem Spiel der Leidenschaften und dem Faustrecht, gegen welches das Gesetz nur mittelst bewaffneter Gewalt sich wehren kann? Einzig eine idealere Auffassung des Daseins: die ideale Pflicht gegenüber dem starren Gesetz, das ideale Princip als Motiv der Handlung. So war die Treue, jene ächt germanische, eingeborene Tugend, welche das Charakteristische der Helden des deutschen Heldengesanges ist und sie veranlasst Krone und Reich zu lassen, um die gefangenen Gefährten zu suchen und zu befreien. Ist die

Menschheit wirklich befähigt, ein höheres ethisches Dasein zu erreichen, so wird sie auf weitem Umweg aus ihrem conventionellen Lebensgebäude zurückkehren in die bewusste Einfachheit idealer Principien, die als Empfindung bereits in grossen Seelen lebendig waren von Anfang der Zeiten an. Die Rede des Mannes wird dann ja, ja! und nein, nein! sein, ohne der Eidesformel zu bedürfen, die Bande, die im Geist und der Wahrheit geknüpft waren, werden höher gelten als die, welche Priester oder Beamte sanctionirten; kurz, das Wesen wird den Schein ersetzen, und die ideale Einfachheit des Guten wird an die Stelle der complicirten Schutzmauer der Convention gegen das Böse treten.

Aber ach! welch' ein ferner Zukunftstraum, wenn nicht überhaupt ein Traum! —

Die Zeit der Ferien nahte ihrem Ende und Kinkel's rüsteten sich zur Abreise. In mir aber reifte der Entschluss, vorerst in Hastings zu bleiben. Es schien mir, als ob das Leben in der hier wirklich schönen Natur und die Nähe des Meeres endlich beruhigend auf meine verwundete Seele wirken müssten. Auch schreckte mich hier der Gedanke nicht so zurück, wieder einige Stunden zu geben, da die Entfernungen klein waren, die Ermüdung demnach nicht so gross sein konnte, es eben auch nicht das alte bekannte Feld war, auf das zurückzukehren mir so schmerzlich gewesen wäre. Ich wollte dies in so weit thun,

um die Bedürfnisse des täglichen Lebens damit zu bestreiten, die auch in Hastings nicht so hoch kamen als in London, und hoffte noch Musse übrig zu behalten, mich dann frei den lieberem Beschäftigungen zu widmen. Bei dieser Gelegenheit empfand ich es wieder recht, wie viel leichter es für den Reichen ist, jedem, auch dem tiefsten Schmerz, zu begegnen. Ich hatte eine Sehnsucht in mir, von der ich fühlte, dass sie eine grosse Veröhnung über mich gebracht haben würde. Dies war die Sehnsucht, nach Italien gehen zu können, nach dem Lande meiner Jugendsehnsucht. Hätte ich mich in die Schönheit von Natur und Kunst versenken, mir als Ersatz für die geliebte Olga ein Kind suchen können mit solchen schwarzen, ahnungsvollen Augen, wie die rafaelischen Kinder haben, die in die Ferne schauen, als sähen sie in das Wesen der Dinge selbst — so würde der Schmerz seinen Stachel verloren haben und zur sanften Wehmuth geworden sein. Aber freudlose, mühselige Arbeit an die Stelle des verlorenen Glücks setzen zu müssen, das ist hart. Das muss man in Betracht ziehen, und zwar in erster Reihe, wenn man an die Unterschiede denkt, welche der Besitz des schönsten Metalls zwischen den Menschen feststellt. Dem Reichen, auch wenn er das Geliebtteste verloren hat, bleibt noch die Macht, dem Verlorenen einen erhabenen Tempel zu bauen, in welchem der Schmerz in seiner Heiligkeit

unberührt bleibt; ihm bleibt die Macht, fremde Thränen zu trocken und das Lächeln getrösteten Elends sein eigen Leid mit ver söhndendem Schimmer überstrahlen zu lassen. Dem Armen, dessen Herz blutet, was bleibt ihm? Die innere Arbeit der Resignation, die unter dem Druck des äusseren Tagelöhnerthums nur zu oft zur Tantalus-Qual wird.

Ich theilte Kinkels meinen Entschluss mit. Sie billigten ihn, obwohl es ihnen Leid that, mich zu verlassen. Als aber der Tag der Abreise da war und ich sie zur Eisenbahn begleitete, als ich ihnen Lebewohl sagte und der Zug, der sie entführte, fortbrauste, da war es mir doch, als wankte der Boden unter meinen Füßen. Ein Gefühl des Verlassenseins kam über mich, wie ich es beinah noch nie empfunden. Ich ging in die kleine Wohnung am Meer, die ich mir genommen, richtete mich ein und suchte gleich durch einen festen Plan der Beschäftigungen, Ruhe zu gewinnen. Aber ich vermisste die lieben Freunde überall, und schwermuthsvoll lauschte ich dem einförmigen Rauschen des Meeres unter meinen Fenstern, das nun die einzige Stimme war, die zu mir sprach. — Am folgenden Tag schon erhielt ich einen Brief von Johanna:

»Liebste! Du sollst das erste Lebenszeichen erhalten, das ich von meinem wieder eroberten Schreibtisch aus sende. Gestern blieb die blaue Seeluft noch eine gute Weile über uns, aber nach der letzten Hügelkette hinter Reigate

nahm schon die Welt wieder graue Farben an und der Londoner Lärm empfing uns mit den wildesten Lauten. Das Aeusserste von Civilisation sieht den allerwildesten Zuständen wieder ähnlich. Ich habe heute (es ist Abend) noch nicht bis zum Auspacken der nöthigsten Gegenstände durchdringen können, denn unabweisbare Besuche kamen von früh an bis jetzt. Ich hoffe, die Einsamkeit des heutigen Tages hat gut auf deine Seele gewirkt. Die grosse, prächtige Natur, die dich umgiebt, hat etwas so tröstendes. Gewiss, die Poesie besucht dich bald wieder und du wirst mit Wald und Meer verschwistert leben, bis wieder ein Menschenauge dich recht liebevoll ansehen wird. Ich habe schon heute dein Bild besucht und lange mit Leid betrachtet, wie schwermüthig du darauf aussiehst. Ich wollte, du lachtest einmal wieder recht herzlich, und doch weiss ich jetzt nichts vorzubringen, um dich lachen zu machen; ich müsste dich denn an die Scene mit den Gewichtsteinen meines Urgrossvaters erinnern. Wir haben stündlich an dich gedacht, und deinen Namen höre ich so oft, als ob du noch bei uns wärest. Deine Stimme umgiebt uns noch immer. Ich glaube, es wird nicht lange währen, so fährt einer von uns hinüber nach Hastings.

Gute Nacht, Beste, wir haben dich so sehr lieb.

Von Herzen

Deine Johanna.\*

Diese liebevollen Zeilen thaten mir innigst wohl; ihnen folgten bald andere, alle vom gleichen Hauch wahrer Freundschaft durchweht. Sie brachten immer einen Strahl von Freude in mein Leben. Zudem hegte ich die Hoffnung, dass Emilie Reeve es würde möglich machen können, herüber zu kommen und den Winter mit mir zuzubringen. Mit diesem seltenen Wesen war ich, seit der Trennung von dem Herzen'schen Hause, oft zusammengetroffen und nah verbunden. Hatte ihre erste, schriftliche Annäherung uns damals überrascht und von vorn herein die Ansicht gegeben, dass wir es hier mit einem Geist ersten Ranges zu thun hätten, so war mir dies nur im engen Verkehr zur Ueberzeugung geworden. Ich hatte sie in der letzten Zeit öfter in ihrem eigenen Hause aufgesucht und die Mitte kennen gelernt, in der sie aufgewachsen war. Eine kleinbürgerliche Familie, welche in bescheidenen Verhältnissen in einer jener centralen Londoner Strassen wohnte, die mit ihren dunkelbraunen Häusern wie von selbst jeden weiten freien Gedanken auszuschliessen scheinen, da frische Luft und frisches Grün weitab wie in unbekanntenen Zonen weilen und kaum je ein klarer Sonnenstrahl die trübe dunsterfüllte Atmosphäre durchdringt. So beschränkt wie der äussere Horizont war auch der innere: man las an Wochentagen die Times, erfüllte seine Berufsgeschäfte und ging am Sonntag zur Kirche; das war Alles. Ja

so conservativ — einförmig — englisch waren die Begriffe im Hause, das selbst die Dampf- wuth, die doch so ziemlich jedem Engländer eigen ist, hier noch nicht eingedrungen war. Eine der Schwestern Emiliens sagte mir, als ich von einer kleinen Excursion mit der Eisen- bahn erzählte, sie begriffe gar nicht, wie man mit einem Expresszug fahren könne, da das doch so schwindelerregend schnell gehe und so gefährlich sei. In diesem engen äussern und innern Dunstkreis war Emilie aufgewachsen wie eine bleiche Blume in Kellerluft, aber eine Blume, die nur des Lichts und der Wärme bedurfte, um Farbe und Glanz zu gewinnen. Von den Ihrigen wurde sie beinahe verspottet, von den Schwestern mit einem Gefühl unend- licher Superiorität behandelt, wie ein kindisches Wesen, das weder den Haushalt zu führen noch die Sonntagstoilette zum Besuch der Kirche zu verfertigen wusste, an die man doch, bei den beschränkten Mitteln, selbst Hand anlegen musste. Ja nicht nur das, son- dern sie war sogar höchst gleichgültig gegen diese Toilette und verwendete lieber das nicht reichliche Taschengeld zum Ankauf von Büchern. Und was für Bücher! Shakespeare? Nun, gegen den konnte man nichts sagen, denn am Ende wagt es doch kein Britte etwas gegen den grossen William vorzubringen. Aber Byron, diesen unmoralischen Menschen? Aber Shelley, diesen Gottesleugner? Dazu philosophische Bücher aller Art — wozu braucht

die ein Mädchen? Zum Glück versteht sie sie wohl gar nicht, sie ist zu einfältig dazu, lass sie denn fort vegetiren in ihrer Weise! so trösteten sich die Guten.

Aber der Sonnenstrahl fand seinen Weg auch in den Keller und beleuchtete die Blume und machte sie in stiller Farbenpracht erglänzen. Ein Pole, aus dem Vaterland in das Exil getrieben, wurde Miether eines überflüssigen Zimmers im Hause. Er erbot sich, Emilien französische Stunden zu geben, wenn sie ihm dafür Unterricht in der englischen Sprache ertheilen wollte. Emilien erschloss sich ein neuer Horizont durch den Umgang mit dem erfahrenen und gereiften Mann. Ihre politischen und religiösen Ansichten befreiten sich schnell von der anerzognen conventiönnellen Beschränktheit, ihr scharfer, logischer Geist, der im Denken vor keiner kühnen Initiative zurückschreckte, zeigte ihr die Schattenseiten des englischen Wesens im schärfsten Licht. Sie wurde von da an eine unversöhnliche Feindin der englischen Heuchelei auf jenen beiden Gebieten. Aus dem gegenseitigen Lehren wurde bald ein gegenseitiges Lieben. Da aber die Verhältnisse von beiden Seiten den Gedanken an eine eheliche Verbindung vorerst unwiderruflich ausschlossen, so trat die Nothwendigkeit der Trennung und Entsagung ein, welche Emilie mit derselben passiven Seelenstärke übernahm, mit welcher sie bisher die freudlose Geisteseinsamkeit ihres

Lebens getragen hatte. Ihr Freund ging nach Paris, sie blieben aber in unausgesetztem Briefwechsel. Seit dieser Zeit hatte sich bei Emilien das Interesse für die Schicksale der slavischen Völker entwickelt, welches sie auch dazu führte, nachdem sie eine von Herzen's Schriften gelesen hatte, an diesen zu schreiben. Hierdurch wurden wir mit ihr bekannt und wurde der Weg gebahnt, der sie später aus ihrem engen Lebenskreise heraus führen sollte. Mein Scheiden aus Herzen's Haus hatte sie tief betrübt, aber sie hatte mir seitdem eine verdoppelte, zarte und tiefe Neigung gezeigt. Wir sahen uns oft, und ich bewunderte in ihr jene geschlossene Kraft des englischen Geistes, der, wenn er sich einmal über das Niveau des Gewöhnlichen erhebt, mit unerbittlicher Logik zu den kühnsten Consequenzen fortschreitet und mit einem universellen Blick weit über sein in Formen gefangenes Insel-land hinaus schaut. Da ist dann kein Schwanken zwischen Theorie und Praxis, kein Zerwürfniss zwischen Innerlichkeit und Form, keine Idealität, die am Licht des Tages in ohnmächtige Nebel zerfliesst, wie so oft bei den germanischen Stammverwandten. Theorie und Praxis gehen vielmehr Hand in Hand; was sich innerlich als fester Kern gestaltet, erscheint auch als bestimmt ausgeprägte, ruhig in sich abgeschlossene Individualität, die das eigenthümlich nationale mit dem universellen Element zu verschmelzen weiss. So zeigen

sich uns die englischen Geistesgrößen, die Poeten, Denker und Staatsmänner, so begegnet man, in minder hohen Sphären, einzelnen Gestalten, die wie aus Marmor gemeißelt, in fester plastischer Ruhe uns entgegentreten. Nur herrscht in ihrem Herzen nicht die Kälte des Steins, sondern eine tiefe warme Empfindung in derselben Ganzheit, die sie überhaupt charakterisirt. Wem ein solches englisches Herz sich in Liebe gegeben hat, der mag darauf rechnen bis zum Tode.

Eine derartige Gestalt war Emilie Reeve, und wenn ihr Sein nicht in weitere Kreise hinaus wirkte, so war dies anfänglich die Schuld der engen Verhältnisse, in denen sie geboren war, dann aber eines zu frühen Todes, der sie abrief, als sie gerade angefangen hatte, ihre Kräfte glänzend auf einem Felde edelster Thätigkeit zu bewähren.

Der Wunsch, zusammen zu leben, war in uns Beiden bei näherem Verkehr lebendig geworden. Nun schrieb ich ihr von Hastings aus, zu kommen, wenn es ihre Verhältnisse erlaubten, denn leider erlaubten es mir die meinen nicht, ihr ein freies Asyl zu bieten. In der Hoffnung auf dieses Zusammenleben verging mir die erste Zeit bei der Arbeit erträglich. Die einsamen Spaziergänge in die schöne Umgegend waren meine Erholung, und eines Tages, als ein wunderschöner Herbstmorgen mich weit über die Klippen gelockt hatte, alte Gedankenflüge wieder ihre

Schwingen regten und die Phantasie mich durch den Schleier, welchen Schmerz und Leid ihr verhüllend übergeworfen, mit einem verheissenden Blick ansah, da war es mir, als ob die Sträucher und Blumen, die Wolken und die Wellen mir tröstend zuriefen: »Auch du bist eine Dichterseele, und in der Poesie allein ist die Wahrheit!«

Nun aber kam der Spätherbst mit seinen Nebeln, seinen Stürmen und kalten, regnerischen Tagen, das Meer brauste trüb und schaurig und hinderte mich am Schlafen. Von Emilie Reeve kam ein trauriger Brief, um zu sagen, dass ihre Verhältnisse es unmöglich machten jetzt zu kommen; sie hatte auf eine literarische Arbeit gerechnet, die es ihr ermöglichen sollte; das war aber fehlgeschlagen. Nun war sie zu zartfühlend und schüchtern, um von den Ihrigen ein Opfer zu verlangen, wie sie denn überhaupt zaghaft war, nach Aussen in ihrem Schicksal irgend eine Initiative zu ergreifen, so kühn ihr Geist auch auf den Bahnen des Denkens vorwärts drang. Nach dieser bitteren Enttäuschung wurde mir die Einsamkeit doppelt schwer zu tragen. Auf sympathischen Verkehr in Hastings durfte ich nicht rechnen, denn das Leben in den kleinen englischen Provinzstädten hat etwas Tödtendes, und die paar Menschen, die ich bisher kennen gelernt hatte, langweilten mich unerträglich. Dazu wurde ich krank, und in einer schweren Leidensnacht, wo das Meer in wilden Melodien

schaurige Grablieder sang und mein Herz in heftigen Schlägen an seine Wände pochte, als wollte es sie sprengen, beschloss ich nach London zurückzukehren, wo der grosse Strom des Lebens brauste, der durch sein Getöse selbst auf Augenblicke wenigstens zum Lethe wird, und wo der Umgang mit intelligenten bewährten Freunden doch von Zeit zu Zeit eine anregende Stunde möglich machte. Gleich in den folgenden Tagen führte ich den Vorsatz aus, denn so sind die Widersprüche in der menschlichen Natur, dass die Einsamkeit uns nur dann eine Helferin und Trösterin ist, wenn die Philosophie bereits die heilende Hand auf unsere Wunden gelegt hat, und der Weheruf des verödeten Herzens still geworden ist vor den Stimmen ewiger Geister, die uns beglückend umtönen und uns uns selbst entführen.

An Emilie Reeve schrieb ich um sie zu bitten, mir ein kleines Logis in einer von mir bezeichneten Gegend zu miethen. Domengé, dem ich auch meinen veränderten Entschluss mittheilte, schrieb mir froh darüber und sagte: »Kommen Sie, diese trostlose Einsamkeit wird Sie tödten. Hier rechnen Sie auf mich, wie auf einen Bruder.« Auch Kinkels schrieben erfreut, mich wieder in der Nähe zu haben. Nur Herzen erlaubte sich einen Spott auszusprechen, als ich auch ihm geschrieben hatte, ich kehre nach London zurück. Er meinte, ich könne der Geselligkeit nicht entbehren,

und diese Bemerkung von ihm, der drei Jahre lang mein freiwillig ganz auf die Häuslichkeit beschränktes Leben mit angesehen hatte, verletzte mich tief. Ich beschloss daher endlich völlig mit dieser Vergangenheit zu brechen, meinen neuen Wohnort in London dort gar nicht anzuzeigen und nicht hinzugehen.

So kam ich nach London zurück, nahm das kleine Logis, welches Emilie mir bei freundlichen Leuten, wo ich auch Kost im Hause haben konnte, ausgesucht hatte, und richtete mich wieder für ein Leben der Arbeit ein. Domengé hielt Wort, kam oft mich zu sehen und zeigte mir die Ergebenheit eines Bruders. Emilie Reeve kam, und zu Kinkels ging ich von Zeit zu Zeit, so dass ich mich wenigstens von Theilnahme und Freundschaft umgeben wusste und mich ruhiger fühlte. So beschränkt auch meine Mittel waren und so unsicher der Erwerbsweg, den ich eingeschlagen hatte, so miethete ich mir doch ein Clavier, denn das Bedürfniss nach dem Trost, den nur die heiligste aller Künste geben kann, war in mir zu verzehrender Sehnsucht geworden. Von frühester Jugend an im elterlichen Hause mit Musik genährt und zwar mit dem Edelsten und Besten, was sie bis dahin gegeben hatte, war mir das, seit ich im Exil lebte, eine schwere Entbehrung, dass ich nur äusserst selten wahrhaft gute hörte, die in London zwar wohl zu hören ist, aber nur mit grossem Kostenaufwand. Auch im Herzen'schen Hause

war es das Einzige, was mir gefehlt hatte. Jetzt, wo ich allein war, fühlte ich, dass ich es nicht länger entbehren konnte. Zwar war ich nie eine Virtuosa gewesen und hatte nun auch durch den langen Mangel an Uebung alle Fertigkeit verloren, doch konnte ich noch singen. Der Gesang war mir von jeher der einzige Ausdruck dessen gewesen, was in der Seele wie aus einer andern Welt herüberläutet aus den Tiefen des Seins, wo das Wort nicht hinreicht. Wenn ich im Gespräch stets bis zum Verzweifeln schüchtern gewesen war, so konnte ich im Gesang jeder Empfindung Ausdruck geben. Es sprach dann gleichsam ein Anderes aus mir, das ich doch so ganz und innigst selbst war. Deshalb hatte es mich einst so gelockt, auf das Theater zu gehen, weil es mir göttlich schien, jede tiefste und erhabenste Empfindung in Tönen ausströmen lassen zu können, das Idealste und Höchste vor den Menschen sein zu dürfen, ohne Furcht missverstanden zu werden oder die innere Flamme zu entweihen, wie es einzig und allein für den darstellenden Künstler möglich ist. Nie war mir das Vorrecht desselben in begeisterndem Lichte erschienen, als damals, wo ich in den schönsten Tagen meiner Jugend die Schröder-Devrient sah und hörte, die grösste aller dramatischen Sängerinnen, die je gelebt haben. In dieser unvergleichlichen und unvergesslichen Künstlerin war mir das Hohepriesterthum der darstellenden Kunst klar ge-

worden. Sie weihte die Bühne wirklich zu einem Tempel, wo eine neue Religion herrschte, die Religion des bewussten Wahns, der uns vom Elend des Lebens im tragischen Spiegelbild versöhnend erlöst. Durch jene Einzige hatte ich erkannt, was dramatischer Gesang sei, und indem ich diesen in der Stille zu meiner eigenen Befriedigung bei mir auszubilden suchte, war mir das Singen überhaupt zu einer Quelle des Friedens und des Trostes geworden.

Auch jetzt flüchtete ich mich in den Stunden, wo die Schwermuth überhand nahm, zu jenem Heilmittel. Aber nicht immer gelang es mir auch selbst damit die dunklen Geister zu bannen, die meine Seele belagerten. Ja zuweilen sogar ergriffen sie mich mit doppelter Gewalt, wenn in dem einsamen Raum meine eigene Stimme mir, wie aus dem dunklen Schacht des Daseins heraus, zu tönen schien und mir den hoffnungslosen Schmerz des Lebens in klagenden oder stürmischen Tönen zum Bewusstsein brachte. Dann musste ich oft geradezu vom Clavier fliehen, nur damit mir jene geheimnissvolle Sphinx nicht allzu klar verkünde, was das Leben eigentlich sei, denn ich hatte noch nicht die Kraft gewonnen, diese furchtbare Offenbarung zu ertragen. So ging es mir auch eines Abends, als ich ein Schubert'sches Lied: »Wehe dem Fliehenden, Welthinausziehenden etc.«, gesungen hatte. Das schneidende Weh durch-

schauerte mein Herz so tief, dass ich aufsprang und fühlend, dass ich es nicht länger tragen könne, nach einem Messer griff, welches auf dem Tisch lag, um dieser Qual ein Ende zu machen. Aber indem mir die blanke Klinge entgegenblitzte, trat das Bild meiner Mutter vor meine Seele; der Gedanke, ihr noch diesen neuen, unerträglichen Schmerz zu machen, fesselte meine Hand wie mit eherner Gewalt, und das Messer sank zu Boden. Ich musste mir aber selbst entfliehen, das fühlte ich, damit der Augenblick der Versuchung nicht vielleicht mit unwiderstehlicherer Macht wiederkehre. Rasch nahm ich Hut und Mantel, eilte hinaus in einen der vorüberfahrenden Omnibusse und fuhr nach dem Strand-Theater, wo an dem Abend Othello gegeben wurde von einem Künstler, dessen Leistung mir Domengé als ganz unübertrefflich geschildert hatte. Ich war jetzt so unbekannt in dieser Riesenwelt von London, es war mir auch so gleichgültig, was man davon denken könnte, dass ich keinen Anstand nahm, allein Abends in ein Theater zweiten Ranges zu gehen. Ich gehörte jetzt zu den Proletariern, und ich war nicht zu stolz es zu machen wie sie, um mir einen Kunstgenuss zu verschaffen. Ich ging ins Parterre, wo der Platz einen Schilling kostete, und sass auch neben einem Proletariermädchen von etwas zweifelhaftem Aussehen, die beständig ass von allerlei Vorräthen, welche sie sich mitgebracht hatte. Das war freilich keine an-

genehme Nachbarschaft, aber auch das war mir gleichgültig vor dem Verlangen, im Anhören eines erhabenen Kunstwerks das Elend der Welt und mein eigenes zu vergessen. Auch wurde ich bald mächtig gefesselt durch den Künstler, welcher den Othello gab. Es ist seltsam, wie sich in England oft auf den kleinen Bühnen zweiten, ja dritten Ranges bedeutende Talente finden, welche in aller Bescheidenheit und vor einem Publikum, das in der Majorität gewiss nicht zu der sogenannten gebildeten Gesellschaft gehört, eine Auffassung und Belebung der grossen tragischen Charaktere zeigen, die zu dem Vorzüglichsten gehören, was man sehen kann. So war Phelps am Adelphi-, so war nun dieser Dillon am Strand-Theater. Noch nie hatte ich den Othello so schön darstellen sehen, so ruhig, frei und würdig im Anfang, im edlen Bewusstsein seiner Kraft und seines Verdienstes den stolzen Venetianern gegenüber, so tief liebend und erfüllt von ganzlichem Vertrauen bei Desdemona, so widerstrebend gegen das Gift, das ihm der Verräther tropfenweise ins Herz träufelt, so furchtbar als die Leidenschaft über ihn Herr geworden, und so rührend und wieder liebenswerth als das blutige Werk vollbracht ist, der Schleier von seinen Augen fällt und er mit erschütternder Bescheidenheit dessen gedenkt, was er einst war und wie er handelte, wie er liebte und ewig hätte lieben mögen, ehe das wilde Unwesen in ihm, die

unbekannte Macht, »die den Menschen schuldig werden lässt«, erwachte und ihn zur abscheulichsten That fortriss. Ein Othello kann danach nur sterben; seine Reue, sein Abscheu über sich selbst, können ihn nur zur Selbstvernichtung führen; den heissen Drang des Lebens, der ihn zum Verbrechen brachte, muss er auf ewig verstummen machen, und darin zeigt sich Shakespeare so viel grösser wie Calderon, der nach der gleichen That die tragische Versöhnung im armen Begriff gesühnter Ehre sucht. Durch diese treffliche Darstellung war es mir, als verstünde ich nun erst Shakespeare ganz, er, dessen Stücke alle wie aus dem Grunde des Daseins selbst entstanden scheinen, bei denen man die Persönlichkeit des Dichters vollkommen vergisst, in denen man lebt. So versunken war ich in diese gewaltige Schöpfung, dass ich mich selbst und die Umgebung, in der ich mich befand, vergessen hatte. Ich erinnerte mich erst daran, als ich gegen das Ende etwas wie ein unterdrücktes Schluchzen neben mir vernahm. Ich sah mich um und gewahrte meine Nachbarin, die, ebenfalls i h r e r Welt entrückt, auf die Bühne starrte. Ihre Essvorräthe waren zu Boden gesunken, heisse Thränen rollten über ihre Wangen und für eine Stunde wenigstens hatte das tragische Kunstwerk auch sie vom Schmutz des Lebens gereinigt und erlöst.

Als ich nach Hause kam, hob ich still das Messer auf, das noch am Boden lag, und mein

letzter Gedanke an dem Tag war ein Dankgebet an Shakespeare. Ja, nur der Genius und die hohe tragische Kunst machen das Leben erträglich!

Ich hatte nicht mehr an Herzen geschrieben, ihm nicht angezeigt wo ich wohne, und hörte mehrere Wochen lang nichts von dort. Nun kam mein Geburtstag, der sonst im Hause immer fröhlich gefeiert worden war und den ich jetzt zuerst wieder einsam verlebte. Am Nachmittag erschien plötzlich der junge Alexander und brachte mir freundliche Zeilen vom Vater und ein Angebinde von Seiten der Kinder. Sie hatten durch Nachforschungen ausfindig gemacht, wo ich eingekehrt sei, und hatten diesen Tag erwählt, um die unterbrochene Verbindung wieder anzuknüpfen. Mein Herz war nur allzu geneigt zu vergeben und zu vergessen, was von dieser Seite ihm Uebles geschehen, und so versprach ich der dringenden herzlichen Einladung Alexander's Folge zu leisten und nächstens hinauszukommen nach dem mit der Eisenbahn zu erreichenden ländlichen Ort, wo sie jetzt wohnten. Nach einigen Tagen entschloss ich mich denn auch hinzugehen, da meine Sehnsucht, die Kinder wiederzusehen, gross war. Doch zog sich mir das Herz zusammen vor tiefer Bewegung, als ich mich dem Hause näherte, in dem nun das einst von mir so liebend erfasste Leben vor sich ging, ohne meine Hülfe, ohne meine stetige Theilnahme, und ich fühlte daran, wie

wenig ich noch überwunden hatte. Herzen empfing mich mit alter Freundlichkeit, die Kinder voller Liebe, die Freunde höflich. Nur meine kleine Olga, die wiederzusehen mich bis zu Thränen rührte, war etwas scheu und zurückhaltend. Aber als nach einiger Zeit ich zufällig einen Augenblick mit ihr allein blieb, warf sie sich plötzlich um meinen Hals und küsste mich mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Ich verstand von dem Augenblick an, dass ein einschüchternder Einfluss auf das Kind geübt war und dieses nun instinctiv fühlen mochte, dass die allmächtige Liebe zwischen uns sich nicht mehr so frei zeigen dürfe wie früher. Dies war ein neuer Schmerz für mich; ich hatte gehofft, die Kinder noch glücklicher wiederzufinden, als sie bei mir gewesen waren, und ich fand, wenigstens bei Olga, das Gegenteil, musste also einsehen, dass unsere Trennung nicht nur für mich, sondern auch für dies geliebte Wesen ein Unglück gewesen war. Um ihretwillen aber beschloss ich nun, jede bittere Empfindung, jedes erneute Leid zu ertragen und öfter hinzugehn, damit das Kind die grosse Liebe, die ich ihr gewidmet, sich noch nahe fühle, und diese wie ein unsichtbarer Schutzgeist über ihr wache.

Im Laufe des Winters machte ich einige Bekanntschaften, die mir zum Theil zu sehr angenehmen Beziehungen wurden. Unter diesen befand sich Angelika von Lagerström,

eine unverheirathete Dame, ungefähr von gleichem Alter wie ich. Sie hatte sich auch, wie ich, der Bewegung der freien Gemeinden in Deutschland angeschlossen, und nur deshalb, ohne dass sie sich im Mindesten bei politischen Vorgängen betheiligte, wurde sie nicht nur aus Preussen verwiesen, sondern auch, als sie sich in Dresden niederlassen wollte, daselbst polizeilich verfolgt und in das Exil getrieben. Zunächst war sie in die Schweiz gegangen, dann nach England, wo sie, da sie auch kein Vermögen hatte, denselben Weg ging wie die Andern, d. h. Stunden gab. Ihr Schicksal war auch nicht leicht; sie hatte eine angenehme, mit vieler Jahre Arbeit selbst erkämpfte Existenz in der Heimath und das Zusammenleben mit theuren, hochverehrten Menschen aufgeben müssen, um nun an der Schwelle des nahenden Alters, allein und freudlos das Brod des Exils zu essen. Ich wusste, welch ein unendlich schönes Leben sich damals in den aufblühenden freien Gemeinden in Deutschland zu entwickeln begonnen hatte; ein Leben, wo die Kirche zur Schule geworden war, in welcher die höchsten ethischen Gesichtspunkte, frei von allem dogmatischen Zwang, für alle Fragen des Lebens entscheidend behandelt wurden; wo die menschlichen Beziehungen aller Stände zu einander eine wahrhaft humane Form erhalten hatten: wo eine allgemeine Bildung angestrebt wurde, die nicht mehr ein blosses gelehrtes, auf

Kreise oder Individuen beschränktes Wissen war, sondern ein Lebendigwerden des Gelernten, in Umgang, Rede und Wesen bei Höhern und Niedern. — Ich wusste dies, vermochte daher ganz zu würdigen, was Angelika von Lagerström hatte aufgeben müssen, und bewunderte um so aufrichtiger den kräftigen Muth und den köstlichen, unverwüstlichen Humor, mit dem sie ihr Schicksal ertrug. Bei ihrer übrigen grossen Bildung trug dieser Humor nicht wenig dazu bei, ihre Unterhaltung interessant und erheiternd zu machen, und ich verdankte derselben manche gute Stunde. — Sie hatte mir mehrere Male von einer Engländerin erzählt, mit der sie durch die deutschen Stunden, die sie deren kleiner Tochter gab, bekannt geworden war, und mich auf die Bekanntschaft derselben neugierig gemacht. Nun traf es sich, dass, als Saffi eines Abends eine öffentliche Vorlesung über italienische Zustände hielt, welcher ich beiwohnte, ich auch Fräulein von Lagerström daselbst fand, welche mir eine grosse, schöne Frau als eben jene Mrs. Bell vorstellte, von der sie mir gesprochen hatte. Fielen mir schon die hohe schlanke Gestalt, die grossen dunklen Augen, die ganze Erscheinung der Dame angenehm auf, so berührte mich noch sympathischer der Ton ihrer Stimme. Eine sanfte, wohl lautende Stimme ist für mich immer einer der grössten Zauber der Erscheinung gewesen; hier erfreute mich aber der Ton

dieser Stimme um so mehr, als die englische Sprache mit ihren sonst so hässlichen Gurgel-lauten bei diesem sanften Organ geradezu musikalisch wohl lautend wurde. Eine Einladung, mich zu besuchen, die ich aussprach, wurde auch nach wenigen Tagen befolgt. Ich war schon von den Hauptpunkten im Schicksal der Mrs. Bell durch die Lagerström unterrichtet, und das Vertrauen, das sie mir gleich unaufgefordert schenkte, überraschte mich daher nicht. Mein innigstes Mitgefühl aber wurde rege, umsomehr, da es sich hier wieder nicht um eine gewöhnliche Natur, die sich in ihren Verhältnissen nicht glücklich fühlt, sondern um eine aussergewöhnliche, stark ausgeprägte Individualität handelte, die, im gänzlichen Widerspruch mit der Mitte, in der sie lebte, sich durch eignes Denken zu einem bewundernswürdigen Grad der Freiheit heraufgearbeitet hatte. Sie war als das einzige Kind sehr wohlhabender Eltern im Comfort, ja im Luxus erzogen. In Italien geboren, hatte sie auch daselbst ihre erste Kindheit verlebt, und es war ihr von dort eine halb traumartige, poesieerfüllte Erinnerung geblieben, die gleichsam den Grundton in ihrer Natur gebildet hatte, auf den sich später alle Saiten ihres Wesens stimmten. Dann mit den Eltern zurückgekehrt, hatte sie mit wachsendem Bewusstsein auch den sonderbaren Widerspruch in sich wachsen fühlen, in dem sie mit ihren nächsten Umgebungen stand. Ihr Vater war

ein kluger, witziger, frivoler Lebemann, der einen Theil seines Vermögens in den verschiedenen Vergnügungen eines unabhängigen Gentleman verloren hatte, der sich innerlich über jede Rücksicht hinwegsetzte und alles Glaubens spottete, äusserlich aber streng das conventionelle Dogma nach allen Seiten hin beobachtete. Seine Frau war das Musterbild einer nach allen Regeln der Orthodoxie und des »respectable« lebenden Dame, welche das »Er soll dein Herr sein!« das sie am Altar gehört, mit unverbrüchlicher Gewissenhaftigkeit über sich ergehen liess, unfehlbar zwei Mal Sonntags zur Kirche ging und an diesem Tag keine Arbeit anrührte, niemals »anders war als andere Leute,« die in die Schicht des »respectable« gehörten, der auch der Leumund keinen Verstoß gegen die hergebrachte Sitte anhängen konnte; dabei aber kalt, steif und prüde. Zwischen diesen beiden Extremen wuchs Eugenie empor, beiden in Allem unähnlich. Eine freie, reine, edle, offene Natur, musste ihr des Vaters Frivolität, mit dem Deckmantel des Gentleman umgeben, bald zuwider, ja verächtlich werden, da seine Libertinage wohl die Augen der Welt, nicht aber die der Tochter scheute. Die kalte, steife, unschöne Tugend, Pflichttreue und Religiosität der Mutter aber überzog das warme, phantasievolle, von dämmernden Idealen erfüllte Herz des Mädchens wie mit einem eisigen Hauch. Wenn sie, in einer Aufwallung kindlichen

Gefühls, in Liebesselnsucht sich an das Mutterherz stürzen wollte, erhielt sie zur Antwort, man müsse ladylike und so wie andere Leute sein; wenn sie dem jugendlichen Frohsinn einmal den Zügel schiessen lassen wollte, wurde sie an Sitte und Anstand gemahnt; wenn sie heiss nach ernstern Unterricht verlangte, wenn sie irgend eine Kunst gründlich treiben wollte, wurde ihr erwidert, das brauche eine junge Lady nicht, das gehöre nur für die Leute von Profession. Die Gouvernanten, die man ihr gehalten, die »finishing lessons«, die man ihr hatte geben lassen, waren ja hinreichend für ein junges Mädchen von Rang und Vermögen! So in dem eisernen Käfig der Convention und Beschränktheit eingesperrt, liess der arme Vogel endlich die Flügel hängen und wagte nur noch in einsamen Träumen den Flug ins Idealland. Da fand das heisse Herz Wesen seiner Art und führte, fern von der sterilen Wirklichkeit, ein poesieerfülltes, aber gefahrvolles Dasein, das es immer unheilbarer von den gegebenen Verhältnissen entfernte. Die in seltener Schönheit aufgeblühte Jungfrau begegnete mit siebzehn Jahren unter der Zahl der Bewerber, die sich einfanden, einem Künstler, der, was die äussere Stellung betraf, den Ansprüchen, die ihre Eltern machten, am wenigsten von Allen genügte. Eugenien aber schien es, als habe das Schicksal ihr den Retter geschickt, der sie aus der Oede ihres Lebens nun in die Wirklichkeit ihrer Ideale führen

sollte, als müsste der, der Götter und Heroen zu bilden sich erkühnte, auch einem Weibe den Himmel auf Erden aufzuschliessen im Stande sein. Sie besiegte die Einwendungen der Eltern und wurde seine Gattin. Nicht lange aber währte der Traum. Bald sah sie ein, dass es auch ein conventionelles Künstlerthum gebe, und dass, sowie der äussere Gentleman die innere Verderbtheit überdecken könne, so auch eine gewisse äussere künstlerische Bildung den Mangel an aller Idealität und wirklichen Schöpferkraft, für den ersten Blick, dem Unerfahrenen verbergen konnte. Die Geschichte ihres Herzens wurde von nun an die so unzählige Mal wiederholte Geschichte aller der Herzen, die ein früher Irrthum in jenes Joch schmiedet, das der Gesellschaft darum für heilig gilt, weil die Kirche es für unauflöslich erklärt hat. Was aber bei ihr anders war als bei den meisten ähnlichen Fällen, das war die gewaltige Arbeit des Geistes, die sich bei ihr vollzog und die sie zu einem inneren Protest gegen die sie umgebende Welt, mit ihrer Heuchelei, mit ihrer inneren Rohheit und Verderbniss, mit ihrer falschen Moral brachte. Es war dies um so bemerkenswerther bei ihr, als ihr nichts dabei zu Hülfe kam, weder ein Buch, noch ein Mensch, die ihr gesagt hätten, dass die Gedanken, die sie bewegten, längst das Bekenntniss eines grossen Theils der Gesellschaft wären, und dass der Kampf, den sie einsam kämpfte, schon lange die Welt erfülle.

Sie war zweimal Mutter gewesen, aber den Sohn hatte ihr der Tod wieder geraubt. Es blieb ihr nur eine kleine Tochter, und es wurde zum Ziel ihres Lebens, diese anders zu erziehen, als sie selbst erzogen worden war. In ihr hoffte sie auch das Band zu finden, das sie ferner noch mit dem nicht mehr geliebten Gatten in achtungsvoller Freundlichkeit verbinden sollte. Sie hatte es für ihre Pflicht gehalten, sobald die Illusion der Liebe erloschen war, auch jeden ehelichen Verkehr aufzuheben, der ihr von nun an nur Prostitution schien; auch darin nicht wie die Mehrzahl der Frauen, welche die Erniedrigung des ehelichen Verkehrs ohne Liebe gar nicht fühlen oder, was noch schlimmer ist, sie fühlen und sich ihr dennoch aus Mangel an sittlichem Muth unterziehen. Herr Bell, der den tiefen ethischen Gründen im Betragen seiner Gattin keine Rechnung trug, nöthigte dieselbe nach einigen Jahren, mit ihm und ihrem Kind wieder in das Haus ihrer Eltern zu ziehen, wo eine grössere, glänzendere Häuslichkeit ihm wahrscheinlich eine angenehme Existenz als Ersatz für das verlorene innere Glück verhieß. Dies war für Eugenie ein Todesurtheil; das elterliche Haus, in dem sie ihre traurige Jugend verlebt, in dem man ihr die Schwingen des Geistes so gründlich mit dem todtten Buchstaben beschnitten hatte, war ihr wie ihr und ihres Kindes Grab. Aber all ihr Flehen war umsonst: die Autorität des le-

galen Gebieters ihres Schicksals siegte, und sie musste gehorchen. Immer tiefer wurde nun der Riss zwischen ihrer inneren Entwicklung und ihrer Umgebung. Die ganze banale Welt der Conventiön mit ihrer Religiosität, ihrer Moral, ihrem Begriff von Anstand, ihrer Geselligkeit und ihrer Kunst, ward ihr täglich verächtlicher. Ihr Kind davor zu wahren, blieb ihre einzige Lebenshoffnung; sie übernahm den Unterricht desselben grösstentheils selbst, besonders den religiösen Unterricht, und versuchte es, in der kindlichen Seele ein einfach poetisches Gefühl der Verehrung vor »etwas Höherem, Reinerem, Unbekanntem« zu erwecken, sonst aber ihr den Wust und leeren Formelkram der dogmatischen Kirche fern zu halten. Allein hier war der Punkt, wo der innerlich gährende Conflict zum Ausbruch kommen und zum offenen Krieg werden musste, denn hier verstand die Mutter Eugeniens keinen Spass, und die unselige Verirrung, in welcher der Geist der Tochter befangen war, sollte nicht auch auf die Enkelin übergehen. Vater und Schwiegersohn waren natürlich auf Seiten der »untadelhaften, regelrechten« Frau. Eugenie hatte sich von dem Sonntagsbesuch der Kirche schliesslich völlig zurückgezogen, der ihrem hellen Geist nur noch Gegenstände der Polemik bot; ihr Kind musste die Grossmutter dahin begleiten. Eugenie wollte ihre Tochter zu der edlen Einfachheit in Kleidung und Gewohnheiten

erziehen, zu der sie sich selbst erzogen hatte, da ihr künstlerischer Sinn die Unnatur der Mode und die Geschmacklosigkeit vieler Luxusbedürfnisse verschmähte. Die Grosseltern hingegen überhäuften die Kleine mit all jenen überflüssigen Gaben, welche in der Kindheit den Trieb zur Selbstthätigkeit und zum Schaffen lähmen und, trotzdem sie eine frühe Uebersättigung hervorrufen, dennoch die unzähligen Bedürfnisse einpflanzen, welche das moderne Leben gefangen genommen haben und Zeit und Geld für edlere Dinge rauben. Wie in diesen, so ging es in allen Beziehungen. Die Anschauungen kamen zur Sprache. Eugenie hielt mit den ihrigen nicht zurück, da sie der Wahrheit ein offenes Bekenntniss schuldig zu sein glaubte. Darüber entstanden die heftigsten Scenen. Von ruhiger Erörterung war keine Rede; die Welt des Absolutismus muss absolut in Allem Recht haben. Nur ein Zweifel erschüttert ja schon die unabänderlich gegründete Veste der Lebensdogmen. Dazu war Eugeniens Vater ein masslos heftiger Mann, der im Ausbruch der Leidenschaft jede Form des gentleman vergass und sich bis zu den wildesten Drohungen hinreissen liess. Er hatte mehr als einmal geäussert, dass ein so verkehrtes und sich von aller herkömmlichen Moral entfremdendes Wesen nur im Irrenhause endigen könne. Natürlich blieb dieser Zwiespalt kein Geheimniss, und der Kreis der Bekannten fing an, Eugenie mit

misstrauischen Blicken zu betrachten und sich leise von ihr zurückzuziehen. Ermattet von den nutzlosen Kämpfen, in allen Lebenstiefen gereizt und gekränkt, zog auch sie sich immer mehr zurück und lebte endlich ausschliesslich in dem obersten Stock des Hauses, wo sie ein Schlafzimmer mit ihrem Kind und dessen Spielstube hatte. Dort begrub sie ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre glänzenden Geistesgaben und Talente, um einzig, wo möglich, der Rettung ihrer Tochter zu leben. Dabei wartete ihrer aber der tiefste Schmerz von Allem, was sie bisher erlebt, denn sie entdeckte mehr und mehr in dem heranwachsenden Mädchen die Natur des Vaters, deren Aeusserlichkeit und kalter Egoismus sich in jeder Weise viel mehr von den glänzenden Lockungen des Lebens bei den Grosseltern angezogen fühlte, als von dem Zusammenleben mit der Mutter. Denn diese brachte schon in die bunten Zerstreuungen der Kinderstube eine Anforderung sittlichen Ernstes und legte viel mehr Gewicht auf das Wesen als auf die Form. Letztere war aber so viel leichter zu beobachten, ohne Mühe und Anstrengung und ohne den entgegengesetzten Neigungen viel Zwang anzuthun. Das war natürlich ein Schlag für Eugenie, gegen den alles Uebrige zurücktrat. Er führte sie aber, wie alle Kämpfe ihres Lebens, zu allgemeinen Schlussfolgerungen, die sie das eigene Leid vergessen machten in der Betrachtung des allgemeinen Leidens, und

in dem Nachdenken über die Ursachen und Wirkungen desselben. Man kann sagen, dass diese merkwürdige Natur auf induktivem Wege aus ihren eigenen armen Lebenserfahrungen sich eine Fülle allgemeiner Sätze bildete, zu welchen die Philosophie und Wissenschaft ihr keinen Weg gezeigt hatten, da beide ausserhalb ihres Lebenskreises geblieben waren. Zu alledem kam nun noch eine Entdeckung, welche der wunderbarste Zufall sie machen liess, und welche ihr Aufschluss über ein bis dahin räthselhaftes Dunkel ihres Lebens gab. Sie erfuhr nämlich, dass sie nicht das Kind der Frau sei, welche sie bisher für ihre Mutter gehalten hatte, sondern das illegitime Kind einer Dame, von der sie eine leise Erinnerung wie von einer Lichtgestalt aus ihrer frühesten Kindheit aus Italien hatte. Die merkwürdigsten Fügungen verschafften ihr die Bestätigung dieser Thatsache, und die Kenntniss vom Namen und Vaterland ihrer wahren Mutter. Wie es gekommen war, dass die legitime Gattin das illegitime Kind adoptirte und es als das ihre erzog, wie die wahre Mutter sich entschliessen konnte, es zu verlassen, das blieb ihr ein Geheimniss, da sie die Familie um keinen Preis wissen lassen wollte, dass sie um die Sache wisse. Aber es war ihr nun klar, woher die tiefe Kluft kam, die sie zwischen sich und ihrer vermeintlichen Mutter stets gefühlt hatte, und weshalb sie, das Kind einer Frau, die einer feurigeren Nationalität angehörte, nie

an diesem kalten Herzen hatte ruhen können. Von dieser Seite fühlte sie sich erleichtert und befreit, und wie von einer unfreiwilligen Schuld entbunden, da sie nun gegen eine Frau, die auf ihre Art eine gewiss nicht leichte Mutterpflicht an ihr geübt hatte, achtungsvolle Dankbarkeit empfinden konnte, wo sie kindliche Liebe nie empfunden hatte. Auf der andern Seite fühlte sie auch ihre Abneigung gegen ihren Vater noch mehr gerechtfertigt, der sie der wahren und, wie sie ihr vorschwebte, so sympathischen Mutter beraubt und diese selbst vielleicht zu langem bitteren Leid verurtheilt hatte. Sie empfand nach dieser Mutter eine grenzenlose Sehnsucht, wusste aber nur, dass sie sich später verheirathet hatte und zwar nach Russland, nicht aber, ob sie noch am Leben sei, oder nicht.

Der Zufall hatte Angelika von Lagerström als Lehrerin der deutschen Sprache für das Kind in das Haus geführt, und diese Bekanntschaft war für Eugenie eine wahre Offenbarung gewesen. Durch diese tief gebildete, freie, edle Persönlichkeit war ihr zuerst klar geworden, dass die Entwicklung zu freiem selbstständigem Denken und die Verneinung starrer, alles Geistes beraubter Dogmen, die sie wie ein Verbrechen in sich verschliessen musste, frei am Licht des Tages ein anerkanntes Recht der Menschen geworden waren. Ihr Erstaunen darüber war eben so gross wie ihre Freude, und als sie kam, mich zu be-

suchen, theilte sie mir ihr Glück mit, in mir einer zweiten Gesinnungsgenossin zu beegnen.

Sie kam nun so oft sie konnte, und ihr feuriger Geist entwickelte sich rasch, als sie sich von der Furcht befreit fühlte, dass eigentlich ihr ganzes Denken und Empfinden etwas Abnormes sei, das in der übrigen Welt kein Echo habe. Neben der Freude aber, die es mir machte, ihr die Pforten der Welt, zu der sie selbstschöpferisch sich durchgerungen hatte, aufzuschliessen, fühlte ich es auch als eine Nothwendigkeit, ihr bei Zeiten Freunde zu schaffen, die ihre Geschichte kennen sollten, um, im Fall einer Katastrophe, die ich unaufhaltsam kommen sah, Stützen und Helfer für sie bereit zu haben. Zunächst machte ich sie mit Herzen bekannt, als dem, der am besten im Stande sein würde, Erkundigungen einzuziehen, ob ihre Mutter noch lebe, da sie wusste, dass dieselbe sich in Russland verheirathet hatte. Er brachte auch nach einiger Zeit die Nachricht, dass sie noch lebe, welchen Namen sie trage, wo sie sich aufhalte. Eugenie war tief ergriffen von dieser Nachricht, und lange kämpfte sie mit dem Wunsche, sich an das Mutterherz zu flüchten und dessen Schutz für sich und ihr Kind anzuflehn. Dann aber siegte die Rücksicht in ihr, dass es der Mutter, die jetzt in neuen Familienverhältnissen lebte, einen schweren Schlag versetzen könnte, plötzlich die vielleicht nie von ihr bekannte Tochter wiederzufinden. Warum sollte sie den Frieden

derjenigen stören, die wahrscheinlich einst schwer unter der Nothwendigkeit gelitten hatte, ihr zu entsagen, nun aber wohl längst, sie glücklich wägend, die Vergangenheit zur Ruhe gebracht hatte! Ich fand diese Gründe so edel, dass ich ihnen nichts entgegensetzen wollte, obgleich ich Eugenie gern bei einer wahren Mutter geborgen gewusst hätte. Ausserdem aber machte ich sie noch mit einem der bedeutendsten Advocaten Londons bekannt, den ich durch Herzen kannte. Wir verbrachten mehrere Stunden mit ihm, um ihm den ganzen Fall auseinander zu setzen und seinen Rath zu erbitten, inwiefern das möglich sei, was Eugenie als einziger Ausweg vorschwebte, nämlich: mit ihrem Kind zu entfliehen und sich, wo möglich, in eine unbekante Ferne der neuen Welt zu retten, wo sie von ihrer Arbeit leben und ihr Kind zu würdigeren Ansichten auferziehen wollte. Der Advocat, ein edler gefühlvoller Mensch, war sehr gerührt von ihrer Lage und bereit, ihr in jeder Weise zu helfen, aber er verhehlte ihr nicht, dass eine solche Flucht die grössten Schwierigkeiten hätte, dass das Gesetz den Vater ermächtigte, sein Kind wieder zu holen, wie fern man es auch führe, und dass es schwer sein würde, sich so zu verbergen, dass polizeiliche Nachforschungen, die jedenfalls eintreten würden, nicht auf die Spur kämen. Dass auch denen, die zu einer solchen Flucht helfen würden, die strengsten Strafen, selbst

Deportation, bevorständen, erwähnte er nicht; ja er sagte in einer Aufwallung grossmüthigen Mitleids: »Ich würde bereit sein, Ihnen zu helfen!« welche Aeussderung Eugenie bis zu Thränen rührte.

Durch den Umgang mit Emilien und Eugenie kam ich dem englischen Leben wieder viel näher, als es während der Zeit meines Aufenthalts im Herzenschen Haus der Fall gewesen war. Der sogenannten guten Gesellschaft freilich näherte ich mich nicht und suchte alle Verbindungen aus der ersten Zeit meines Londoner Aufenthalts nicht wieder anzuknüpfen, denn mir fehlte die Neigung dazu. Auch erlaubten meine Verhältnisse den Aufwand von Toilette, Wagen u. s. w. nicht, den solche Beziehungen in London nothwendig machen. Ich wandte mich aber der Kenntniss des Volkslebens, der socialen Zustände, des socialen Elends zu, theils weil da, wie immer, mich das Mitgefühl hinzog, theils weil ich für ein deutsches Journal schreiben wollte, und mir Gegenstände eines tieferen Interesses suchte, als die Gesellschaft mir bieten konnte. Ich wurde mit einer deutschen Dame bekannt, welche zu einem von einem deutschen Prediger gestifteten Verein zur Unterstützung armer deutscher Familien gehörte. Sie bot mir an, sie zuweilen in ihren Wanderungen in jene Quartiere, wo die Armen wohnen, zu begleiten. Ich nahm das gern an, und so fuhren wir eines Morgens im Omnibus dem Gebiet

von White Chapel zu — eine unendlich lange Fahrt, denn White Chapel liegt noch hinter der City und repräsentirt den niedrigsten Grad des Geschäftslebens. Hier lebt die unterste arbeitende Klasse, das Proletariat und das offenkundige Laster.

Arme deutsche Familien giebt es da zu Hunderten; zum Theil sind es die deutschen Strassenmusikanten, die Orgeldreher u. s. w., zum Theil Handwerker aller Art, die ihren Lebensunterhalt hier zumeist durch das Reinigen von Häuten und das Verfertigen grober Pantoffeln verdienen; harte, mühselige und ungesunde Beschäftigungen, besonders die erste, da sie dabei im Wasser stehen müssen. In diesem Winter aber fehlte oft auch dieses karge Brod, denn es war sehr kalt. Hunderte von Arbeitern waren ohne Arbeit, und dies traf zunächst natürlich die Ausländer, deren Elend doppelt gross war, da sie, die Frauen wenigstens, nur nothdürftig englisch sprachen und sich doch immer in der Fremde fühlten. Der deutsche Frauenverein, nebst dem Prediger und dem Lehrer an der deutschen Armenschule, in welcher die in England gebornen Kinder wenigstens die Muttersprache lernen, thaten zwar ihr Möglichstes, aber was war das gegen die grosse Noth! —

Wir besuchten zunächst eine Strasse mit ärmlichen kleinen Häusern, die fast alle von Deutschen bewohnt sind. Da fanden wir eine Familie aus der Wetterau, Bauern, die eben

gar nichts anderes verstanden als Feldarbeit. Natürlich waren sie im äussersten Elend, »aber,« sagte die Frau in ihrem Dialekt, »drübe ging's uns so schlecht, dass mer's nit mehr aushalte kunnt'; die viele Tax', die mer zu zahle hat, das ging net mehr; da hab' i ketzt en' englisch Kammerjungfer g'sehn, die hat gefragt von wo mer sein, da hab' i g'sagt aus der Wetterau, da bei Giesse' rum; ach, hätt' se g'sagt, so e' schön Land habe se verlasse? Ja wohl e' schön Land, hab' i g'sagt, für d'Leut' die's Geld hab'n, aber für's arm' Volk das Hunger leid, da is' halt net schön, und so schlimm's hier is', so is' doch halt noch besser als daheim.«

Aehnliche schwere Urtheile hörte ich von Allen, und mein Herz sandte zornige vorwurfsvolle Gedanken hinüber in die Heimath, die ihren Kindern das arme Leben so schwer macht, dass das Elend in der Fremde ihnen noch vorzuziehen scheint, ja dass sie sich nicht einmal mehr nach der Scholle sehnen, mit der doch das ganze Bischen Poesie verknüpft ist, das auch im ärmsten Menschenleben sich an Feld, Wald und Hütte knüpft, wo zuerst die Sonne, nach dem Maasse der Empfindung, auch für den Aermsten, den Schleier der Maya aus goldnen Strahlen webte. Alle die Familien, die wir besuchten, waren gute, ehrliche, von den Damen des Frauenvereins längst gekannte Leute. Aber auch selbst in dieses tiefe Elend, in diese gänzliche Armuth suchten

der Betrug und die listige Schlechtigkeit sich noch einen Weg. So war eine dieser armen Familien grausam betrogen worden. Ein Mann kam mit einer Frau und miethete sich bei ihnen in einem Zimmer ein, während die Familie, aus den Eltern und vier Kindern bestehend, des kleinen Erwerbs froh, sich im anderen Stübchen der erbärmlichen Wohnung zusammen drängte. Der Mann hatte sich für einen Elsässer ausgegeben und erzählt, die Frau sei seine Magd gewesen, er habe sie geheirathet und sich darüber mit seiner Familie entzweit; dann sei er Soldat geworden, es habe ihm aber nicht gefallen und er sei desertirt, er könne daher nicht nach Frankreich zurück, wenn er aber Reisegeld hätte, so wolle er die Frau nach Frankreich schicken, um seine Mutter, die sich mit ihm versöhnt habe und ein grosses Vermögen besitze, abzuholen; dann würde er ihnen gern eine Summe vorschliessen, um ein kleines Bäckergeschäft einzurichten. Die gutmüthigen und leichtgläubigen Leute, von der Hoffnung auf eine bessere Zukunft verführt, trugen Alles ins Pfandhaus, was sie nur irgend entbehren konnten, und brachten das Reisegeld zusammen. Die Frau ging; der Mann blieb, ass und trank noch mit ihnen das Wenige, was sie hatten, sagte dann, er habe einen Brief bekommen, die Frauen seien in Dover gelandet und er wolle sie an der Eisenbahn abholen. Er nahm noch den Mantel des Wirths

um und — »die Tage gingen wohl auf und nieder, den Mann aber brachte keiner wieder.«

Die armen Geprellten aber sassen da, die letzten Kohlen auf dem Kaminfeuer, die hungrigen Kinder am leeren Tisch, das eine krank im Bett, die Frau nur noch im Unterrock, da sie alle Kleider weggegeben hatte, Ströme von Thränen weinend, der Mann ohne Stiefel, mit tiefem verbissenem Gram im Gesicht; dazu keine Arbeit, keine Hülfe im fremden Land, und in drei Tagen musste unabweisbar die Miethe gezahlt werden!

»Viele haben uns gerathen, aufzubrechen und in ein anderes Haus zu ziehen ohne die Miethe zu bezahlen,« sagte die Frau schluchzend, «das will ich aber nicht; eher sollen sie mir auch das Bett wegnehmen, ehe ich mir den Namen hier unter den Deutschen mache.»

So war das deutsche Ehrgefühl der letzte Funke von Patriotismus, der sie am Rande des Abgrundes zurückhielt. Und solches namenlose Elend und noch tieferes barg die grosse glänzende, goldgefüllte Weltstadt in ihrer Mitte! Aber sie dachte nimmer daran, es zu schauen und verhüllte es weitab von ihren Freuden in Nacht und Grauen. — Gladstone rief es ihr in einer Rede, die er damals beim Beginn der Saison hielt, warnend zu: »Ost und West laufen parallel und das Westend sollte sich in seinem Glanz, seiner geselligen Lust, seinem Luxus daran erinnern, dass es

auch ein Ostend gibt, wo die Schale in eben dem Masse sinkt, als sie im Westend steigt.« Noch eine Scene komischen Tugendstolzes erlebten wir auf dieser sonst so traurigen Fahrt. Wir traten in einen Bäckerladen ein, um nach einer Strasse zu fragen, in der wir auch noch eine Familie besuchen wollten. Die Bäckerin, eine kleine, ungewöhnlich dicke Frau, warf den Kopf zurück, mass uns von oben bis unten mit höhnischem Entsetzen und fragte: »Wie, in die Strasse wollen Sie gehen? O Himmel, da wohnen ja nichts als schlechte Frauenspersonen! In die Strasse würde ich keinen Fuss setzen, und wenn meine leibliche Mutter darin wohnte!«

In dem Augenblick trat ein Mann zum Laden herein, die tugendhafte Entrüstete wandte sich sogleich zu ihm und rief: »Denken Sie doch, die Damen wollen nach Brunswick-Place. Ist das nicht schrecklich?«

»Um da zu wohnen?« fragte der Mann mit zweideutigem Lächeln.

»Um eine arme Familie zu besuchen,« erwiderte meine Gefährtin.

»Bei meiner Ehre, es ist unmöglich, in eine solche Strasse zu gehen!« rief die Bäckerin abermals in immer steigendem Eifer und erzählte nun fortwährend allen Leuten, die in den Laden kamen, die schreckliche Mähr. »Nein,« fuhr sie fort, »wir, die wir hier herum leben, wir wissen etwas davon zu sagen, was für ein Abscheu das ist; am Tag

die zerlumpten, scheusslichen Gestalten, und am Abend kommen sie heraus, so aufgeputzt, dass man sie nicht wiedererkennt, und dann kommen die Matrosen — o — und pfui!« Die tugendhafte Bäckerin hielt sich die Hand vor das Gesicht, wie um die Bilder abzuwehren, die sie heraufbeschworen.

»Aber sie sollten diese Unglücklichen lieber bemitleiden und sie zu bessern suchen, als Steine auf sie zu werfen,« sagte ich.

»Bessern? Good gracious me! bessern?« rief sie, indem sie den Kopf abermals stolz zurückwarf und mir einen zornigen Blick zuschleuderte. »Sind nicht hier in der Nähe mehr Kirchen als anderswo? Können sie nicht dahin gehen? Nein, sie wollen gar nicht gebessert sein; es ist ihnen bequemer, so Geld zu erhalten als durch ehrliche Arbeit. Unsereins muss arbeiten von vier Uhr Morgens bis Abends spät, und am Sonnabend gar volle siebzehn Stunden; aber es ist ehrlich gewonnenes Brod; und dabei halten wir unsere Leute gut: ein Gesell bei uns bekommt seine sechzehn Shilling die Woche, jeden Tag ein Brod und Sonnabends Thee und Brod und Butter so viel er will. Das heisst sich ehrlich ernähren! Aber die Creaturen! — da verdirbt immer eine die andere, und dann kommen sie zu uns und nehmen Brod auf Credit, und wenn sie nicht zahlen können, gehen sie zu einem andern Bäcker — ja so gehts, wenn man zu gut ist.« —

»Können Sie nicht einen deutschen Bäcker-  
gesellen brauchen?« unterbrach ich den Rede-  
strom der Tugendhaften, die immer röther  
wurde und förmlich aufschwoll vor Selbst-  
gefühl.

»Nein, die Engländer sind bessere Bäcker  
als die Deutschen,« war die kurze positive  
Antwort.

Wir verliessen diesen selbstzufriedenen Fal-  
staff in Frauenkleidern und begaben uns den-  
noch in die gefürchtete Gasse, wo wohl das  
Laster in seiner rohesten Gestalt wohnen  
mochte, wo uns aber weiter nichts begegnete,  
als der herzerreissende Anblick der armen  
Familie, die wir suchten. In einem finstern  
kleinen Raum ebener Erde sassen zusammen-  
gedrängt: der Vater, ein Deutscher, welcher  
Seitenkämme machte, mit seiner Arbeit, die  
Mutter, eine Engländerin, die älteste Tochter,  
mit Näharbeit beschäftigt und drei schüch-  
terne kleine Kinder auf einem Bänkchen. Der  
Vater war jahrelang krank gewesen, und als  
er wieder arbeiten konnte, war die Mode der  
Seitenkämme vorbei, und wurden dieselben  
zudem durch Maschinen schneller und billiger  
gemacht. Ein anderes Geschäft konnte er  
nicht anfangen, denn zu jeder ersten Einrich-  
tung gehörte Geld, das er nicht hatte. Es  
blieb also nichts übrig, als im engen Stübchen  
zu sitzen und Kämme zu machen, die dann  
die Frau, so gut es ging, in den Strassen  
verkaufte. Von dem kargen Erlös lebten sie,

und die Kinder hielten sie ängstlich im kleinen Stübchen fest, denn wenn auch der Körper in der furchtbaren Atmosphäre dieses dumpfen Lochs verkrüppelte, so war sie doch besser wie die draussen, denn da verdarb die Seele.

Draussen war aber diesmal ein herrlicher, klarer Wintertag, sogar die City hatte blauen Himmel, und auf den Dächern der Häuser funkelten Sonnenstrahlen; es war spät geworden über all den Besuchen. Doch mein Herz war schwer und es brannten glühende Tropfen darauf, die Thränen, die ich in so vielen Augen an diesem Tag gesehen. Als wir dahin rasselten den endlosen Weg durch die City und ich an alle die Millionen dachte, die da aufgehäuft sind in den Gewölben der reichen Kaufherren, da überkam mich ein Grauen vor der Verantwortung, welche die eine Hälfte der Gesellschaft auf sich ladet. Es fiel mir eine Geschichte ein, welche mir Domengé erzählt hatte, der jetzt Geschäfte besorgte für einen unermesslich reichen jungen Mann der City, eines jener gedankenlosen Kinder des Glücks, die, schon im Reichthum geboren, nicht wissen, wie sie das Leben am besten verschleudern sollen. Domengé musste jeden Sonnabend in die City zu ihm ins Comptoir, um Rechnung abzulegen. Er erzählte mir, wie ihm oft das Blut koche vor Zorn, wenn der junge Fant hereintrete und mit hochmüthigem Behagen auf die seiner harrenden Geschäftsleute herabsehe, als wolle er sagen, »die alle hängen von

mir ab,« und wenn er dann mit der Wollust eines Tyrannen seine Launen an ihnen auslasse. Domengé's Geist imponirte ihm, und ihn behandelte er höflich, lud ihn auch zum Essen oder sonstigen Vergnügungen ein. Einmal hatte bei einer solchen Gelegenheit Domengé versucht, einen Proselyten an ihm zu machen, oder ihn wenigstens zu dem Geständniss zu bringen, dass der jetzige Zustand der Dinge ungerecht sei. Er hatte ihm mit dem grössten Eifer vorgeredet und alle Einwände des Andern mit der edelsten Beweisführung todtgeschlagen, bis der junge Mann endlich sagte:

»Mein Gott, das ist Alles recht schön und gut, aber was geht es mich an? Ich bin im Besitz geboren, ich habe ein Recht zu geniessen und ich gebrauche mein Recht.«

»Nun gut,« erwiderte Domengé, indem er aufstand, um sich zu empfehlen, »gebrauchen Sie Ihr Recht, nur wundern Sie sich nicht, wenn dann eines Tages auch die Andern ihr Recht gebrauchen.« —

Es war ein furchtbar kalter Winter, und die Erscheinungen des Elends mehrten sich in Folge dessen so, dass man nicht einmal im eigenen kleinen Stübchen Ruhe davor hatte. Oft wurde ich plötzlich von der Arbeit aufscheucht durch einen düsteren Gesang, der mein Herz erbeben machte und wie ein Chor der Erinnyen klang, welche kommen eine furchtbare That an den Sterblichen zu rächen.

Ich trat dann, vor Erregung zitternd, an das Fenster und sah »in langsam abgemessenem Schritte« einen Zug nahen. Nicht etwa Greise und gebrechliche Menschen, sondern kräftige, stark gebaute Männer, welche ein Lied sangen mit einer schaurigen Grabesmelodie, dessen Refrain war: no work! (keine Arbeit). Sie gingen einer hinter dem andern her, und der Vorderste trug einen grünen Zweig an einen Stock gebunden. Traurige Ironie! das Grün der Hoffnung für die Hoffnungslosen! — Sie hielten vor jedem Hause an und schauten sehnd zu den Fenstern hinauf. Oeffnete sich keines derselben, warf keine mildthätige Hand Hülfe herunter, so zogen sie langsam weiter. So sehr war dieses sonderbare Volk vom Geiste der Legalität durchdrungen, dass diese hungern- den Cyclophen nicht einmal die Faust ballten gegen die verschlossenen Fenster und, ihr Grablied singend, weiter zogen. Diese Züge waren nicht etwa vereinzelt, sondern sie folgten sich ununterbrochen, und zwar wiederholte sich das schon seit einer Reihe von Jahren nur in immer steigendem Maasse, jeme- hr die Preise der Lebensmittel stiegen und je weniger der Arbeit wurde. Die einzigen legalen Mittel, die sie anwendeten, waren: 1. Meetings, in denen ihre damals beliebtesten Volksredner, zu denen Ernest Jones, der Chartistenführer, gehörte, sprachen, um die Ursachen der Noth und die Mittel zur Abhülfe klar zu machen; 2. das Appelliren in Masse an die Arbeits-

häuser und, wenn das nichts half, an den Magistrat des Bezirks. Ich ging hin, einem solchen Meeting beizuwohnen, die gewöhnlich auf freien Plätzen in den verschiedenen Stadtbezirken gehalten wurden. Dieses fand auf einer Wiese in der Gemeinde von St. Pancraz statt, wo die Bevölkerung meist aus ausserordentlich armen Arbeitern besteht. Der Redner, auch ein Arbeiter, stand auf einem kleinen Hügel; ringsum drängten sich Hunderte von Menschen beiderlei Geschlechts. Er entwarf klar und scharf mit der praktischen Kürze des Engländers ein Bild des Arbeiterlebens und des unnatürlichen Verhältnisses zwischen Arbeit und Lohn. Man fühlte an jedem Wort, dass es aus seinem eigenen Erleben kam, dass er wusste, um was es sich handle. »Ich erröthe,« sagte er u. A., »und bin seit mehr als acht Jahren, wo ich in London bin, erröthet, dass ich arbeite, arbeite, und niemals mehr erarbeiten kann, als um gerade nothdürftig zu leben. Dennoch fühle ich Fähigkeiten in mir, die gerade so gut sind, wie die Jener, welche im Ueberflusse leben.« — Dann entwickelte er treffend die nothwendigen Resultate des jetzigen Zustandes der Gesellschaft, wie der ungeheure Reichtum auf der einen Seite nothwendig die Armuth auf der andern nach sich ziehe. Er wies darauf hin, wie wenig die Reichen an eine solche Consequenz dächten. Wenn sie z. B. ausfahren wollten und hätten dazu zwanzig

Personen in Bewegung gesetzt, vom Kammerdiener und der Kammerjungfer an bis zum Stallknecht herab, und beim Einsteigen nahe sich ihnen bittend ein Kind des Elends, so sagten sie ungeduldig: »Gott! kann man denn die Bettler gar nicht los werden?« Die natürliche Folge dieser Zustände sei denn auch, dass Räuber und Diebe in England überhandnehmen und dass die Strassen von London so unsicher seien wie eine öde Gebirgsgegend.

Seine Vorschläge zur Abhülfe waren hauptsächlich: freie, vom Gouvernement garantirte Emigration und Verkürzung der Arbeitszeit. Es waren dies die Vorschläge der Arbeiterpartei, welche unter dem Einfluss der Geistlichkeit stand, während die Chartisten die Idee der Auswanderung total bekämpften und behaupteten, dass die Bebauung des vielen brachliegenden Landes in der Heimat hinreichen würde, der Armuth abzuhelpen. Sie hatten dabei den ungeheuren Grundbesitz des englischen Adels und die meilenweit sich erstreckenden Parks, die nur zum Genuss Einzelner da sind, im Auge. Sie fürchteten, dass mit der Auswanderung der Gährungsstoff aus der Heimath entführt würde, sowie ein Theil der starken rüstigen Arbeiterbevölkerung, auf welcher die Wohlfahrt eines jeden Landes beruht.

Die Chartisten suchten überhaupt der Bewegung einen politischen Charakter zu geben, und dies wusste man sehr wohl und fürchtete

es. Auch war die Sache ernst genug, und die Times beschäftigte sich eingehend mit der Frage und ermahnte zur Abhülfe, besonders durch gründliche Reform der Arbeitshäuser. Wie wenig diese letzteren zur Abhülfe der Noth ausreichten, davon erzählen mir die Umstehenden eben bei jenem Meeting eine Menge Beispiele. So berichtete u. A. eine Frau, dass ihr Mann seit Wochen ohne Arbeit gewesen sei und sich daher genöthigt gesehen habe, sich im Arbeitshaus zu melden. Er war Zimmermaler von Profession, dort aber hatte man ihm Steine zu brechen gegeben. Dafür bekam er am Abend ein Brod und drei englische Pfennige. Seine Hände waren aber von der harten Arbeit so verdorben worden, dass sie für lange zu seinem eigentlichen Handwerk untauglich waren. Nun musste er in das Land hinein gehen, um andere Arbeit zu suchen, und Frau und Kinder sassen inzwischen harrend und hungernd daheim. Aehnlicher Fälle waren es unzählige.

Nach beendigter Rede zog die ganze Masse in geordnetem Zuge, der Redner voran nach dem St. Pancraz-Arbeitshaus und stellte sich dort ordentlich und still auf. Einige der Führer mit dem Redner stiegen die hohe Treppe hinauf, auf deren oberem Absatz mehrere Beamte des Arbeitshauses standen und mit finsterem trotzigem Gesicht auf die Menge herabschauten. Da gab es nun ein langes Hin- und Herreden, während dessen ich mich

wieder mit den mir zunächst Stehenden unterhielt.

»Ach,« sagte mir eine Frau, »da drinnen ist Alles gespickt voll von Polizeidienern, und machten wir nur den geringsten Versuch der Gewalt, so würden sie augenblicklich erscheinen und die Männer in Gewahrsam bringen. Die Herren vom Arbeitshaus wissen wohl, warum sie uns nicht gern vor den Magistrat lassen: dann würden die Sachen genauer untersucht werden; sie haben aber ihren Vortheil dabei, wenn sie uns Arme schlecht behandeln.« —

»Aber wenn ihr es doch wisst, dass euch dies Appellieren an die Arbeitshäuser nichts hilft,« sagte ich, »warum geht ihr denn nicht Alle zusammen, fünfzig oder sechzig Tausend an der Zahl, und stellt euch um das Parliamentshaus herum auf und fordert ruhig, dass sie euch hören? Sagt, ihr wollt keine Gewalt brauchen, aber ihr wollt nicht eher weggehen, bis sie euch Hülfe geschafft haben. Ihr seid ja ein freies Volk, warum gebraucht ihr eure Freiheit nicht?«

»Ach,« erwiderte die Frau, »wir armen Leute sind immer so furchtsam, ehe wir so etwas thun.«

Inzwischen war die Unterredung oben beendet. Einer der Beamten trat vor und rief mit strenger Stimme der Menge eine Warnung zu, auch nicht das leiseste Zeichen von Widersetzlichkeit zu geben, weil sie sonst

nichts erreichen würden. Er wiederholte mehrere Mal fast drohend: »Nehmt Euch in Acht, nehmt Euch in Acht; es sind Spione unter Euch, denen traut nicht.« Wahrscheinlich meinte er damit die Chartistenführer.

Das Volk versprach, sich ruhig zu verhalten, und die Beamten verschwanden im Haus zur Berathung. Natürlich kam dabei weiter nichts heraus als leere Versprechungen, mit denen die hungernde Menge nach Hause ging.

In Folge aller dieser Vorfälle machte der Lord-Mayor mit einigen Magistratspersonen eine nächtliche Expedition à la Harun-Al-Raschid und überraschte mehrere der Armenhäuser mit seinem unerwarteten Besuch. Da fanden sich denn allerdings unerhört schreckliche Dinge; so u. A., dass die Häuser, in denen die obdach- und arbeitslosen Armen für die Nacht ein Unterkommen finden sollten, weiter nichts waren als Ställe, wo Männer und Frauen auf Lumpen in schaudererregendem Elend zusammen lagen. Dazu waren diese elenden Schutzstätten oft noch meilenweit entfernt, so dass die Armen, die sich Abends müde und matt bis zum Armenhaus geschleppt hatten, wenn sie auch noch eine Aufnahmekarte bekamen, nun noch weit gehen mussten, um das trostlose Nachtquartier zu erreichen.

Die eingehende Beschäftigung mit diesen Dingen trug natürlich nicht dazu bei, meinen Sinn aufzurichten und einen versöhnenden

Schimmer über mein Leben zu werfen. Nur dass ich, in der grossen Kette der Leidenden und Elenden, mir das Recht absprach, mich zu beklagen, oder mein Leid höher anzuschlagen als das der Tausende, die in der Qual des Daseins seufzten. Mir stieg zum ersten Mal der ernste Zweifel an der Möglichkeit der Perfektibilität der Welt auf, und es fing an mir klar zu werden, dass das Dasein selbst das Uebel sei, von dem wir uns zu erlösen suchen müssten. Wenn ich diese Tausende ansah, die allein in der grossen Weltstadt, in einem mehr thier- als menschenähnlichen Zustand dahinlebten, dann überfiel mich ein Grauen; wie war hier zu helfen? Dass die politische Revolution allein nicht helfen könne, war mir längst klar geworden. Dass die sociale Revolution, wenn sie im Zorn kommen und sich wie ein verheerender Bergstrom über die civilisirte Welt stürzen sollte, auch nicht helfen würde, das war eben so klar. Hatte doch die grosse, französische Revolution sattsam gezeigt, welche Früchte die entfesselte Rohheit und die blinde Leidenschaft des Nivellirens bringt. Wie sollte daraus Gutes keimen, wenn im Sturm der Vernichtung alle die theuersten Güter der Menschheit, die Summe ihrer idealen Existenz, mit fortgefegt würden? Wenn der Spiegel des historisch Gewordnen, in dem die Menschheit ernst und sinnend ihr Bild anschauen sollte, um daran zu lernen, zertrümmert würde,

würden nicht die rohen Elemente, die von vorne anzufangen hätten, so ziemlich denselben Weg gehen, den die vorigen Jahrtausende gingen, nur mit dem Nachtheil, des warnenden oder erhebenden Rückblicks auf das Gewesene zu entbehren? Würden nicht Kraft, Klugheit und Geist immer wieder aus der Masse einzelne Individuen hervorheben und die moralische Ungleichheit wieder herstellen, selbst wenn es gelänge, eine Formel zu finden, unter welcher die materielle Gleichheit möglich wäre?

Schwer lasteten diese Bedenken und Zweifel auf mir. Oft fragte ich mich voll Schrecken: Hat Malthus Recht, ist wirklich nicht für Alle Raum am Bankett des Lebens? Bringt die verschwenderische Natur, wie sie im Frühling tausend Blüthen vom Baume weht, die keine Frucht tragen, so auch die Masse nur hervor, um die Gattung zu bilden, unbekümmert darum, ob unzählige Individuen zu Grunde gehen oder nicht? Kommt es nur darauf an, dass der Genius lebe und wie ein einsames Meteor durch die Nacht der Allgemeinheit strahle? Die Natur selbst ist aristokratisch; ihre vorzüglichsten Organismen, ihre grossen Geisteshelden, bringt sie nur sparsam hervor, während sie verschwenderisch ist mit der Masse, gleichsam als ob ihr nichts daran läge, dass davon Tausende untergehn, ohne nur einmal einen Moment der Gottähnlichkeit gefühlt zu haben.

Mein Herz protestirte gegen diese Gedanken; wie Viele, wie Unzählige, die zur herrlichsten Entwicklung berufen gewesen wären, gehn auch verloren in der Masse, durch Mangel an Mitteln, und in jedem Falle: war nicht das Leiden da, das tiefe Elend, und fühlten das nicht Alle? Musste da nicht geholfen werden? —

Zu einem Schluss führten mich jedoch diese Gedanken, nämlich dass wir, die wir alle Idole und falschen Götter zertrümmert zu haben meinten, uns freiwillig einen neuen Götzen geschaffen hatten: das Volk nämlich. »Das Volk« war der Refrain der demokratischen Phrase geworden, als wenn es ein Wesen höherer Art, eine bisher verkannte Gottheit sei, als wenn von ihm der Inhalt der neuen Weltlehre ausgehn und eine verklärtere Moral an die Stelle der alten gesetzt werden würde. Was die Massen, das sogenannte Volk, in ihrem bisherigen Zustand waren, das hatten wir in den Jahren Achtundvierzig und Neunundvierzig gesehen: ein Werkzeug in den Händen geschickter Führer. Was sie mit der Freiheit anzufangen wussten, ohne dafür erzogen zu sein, das bewiesen die Plebiscite in Frankreich. Dass in diesen unwissenden brutalen Massen auch schöne menschliche Empfindungen, erhabne Tugenden, rührende Entsagung und Selbstverleugnung vorkommen, dass Talente aller Art dort im Keime vorhanden sein könnten, wer hätte es leugnen

wollen? Worauf kam es also an? Nicht darauf, die rohe Masse, als solche, zur Herrschaft zu erheben, wie die Demokratie es ihr schmeichelnd versprach, sondern die Wege zu öffnen, die Rechte festzustellen, die Institutionen zu gestalten, damit Arbeit und Verdienst für Alle da sein und in die dumpfe Oede der Lastthierexistenz der beglückende Strahl wahrer Bildung dringen könne. Dieses that und that, aber nicht nur nach Unten, sondern auch nach Oben hin, noth, um alle Stände zu vereinen zu einem Volk, das sich in freudiger Anerkennung um seine Genien und Heroen schaare und in ihrem segenspendenden Lichte beglückt lebe; wie es denn ja, nach dem Genius selbst, das Grösste ist, den Genius zu erkennen und zu lieben.

Wenn ich aber an die Grösse dieser Aufgabe dachte, schwindelte mir. Konnten Jahrhunderte dazu genügen? Und wenn die nackte Wirklichkeit in ihrer grausenerregenden Gestalt vor mich hintrat, dann ergriff mich Verzweiflung. Eines Abends, wo ich zum ersten Mal nach meiner Rückkehr aus Hastings, bei Friedrich und Charlotte gewesen war, ging ich nach zehn Uhr nach Hause. Ich ging allein, obgleich es eine wahre Reise bis heim zu mir war, aber ich hatte Niemand mich zu begleiten und einen Wagen zu nehmen, war mir zu theuer. So hatte die Noth mich gelehrt furchtlos zu sein. Es war ein hässlicher, feuchter Winterabend. Mein Herz war schwer,

denn das Vergangene war mir dort im Hause wieder lebhafter wie je vor die Seele getreten, und ich empfand es bitter, was jene bleichen, unseligen Schatten sagen: »Nessun maggior dolore che ricordarsi del' tempo felice nella miseria.« Ein feiner Regen nässte meine Kleider und machte die Strasse schlüpfrig; ehe ich an die grosse Fahrstrasse der Omnibusse kam, glitt mein Fuss aus, ich fiel auf die feuchte Erde, mein Kopf dicht an einen grossen Stein. Zum Glück war der Omnibus nahe, und ich konnte wenigstens einen Theil des Weges fahren. Dann aber musste ich wieder zu Fuss eine der langen, volkreichen gewerbthätigen Strassen durchmessen, bis ich zu der stilleren Seitenstrasse kam, in welcher meine Wohnung lag. Während dieses Weges starrten mir nun alle die grausigen Nachtbilder entgegen, an denen das ungeheure London so reich ist. Da stand, unbeweglich wie eine Bildsäule, am Weg eine skelettartige Frau in Lumpen, an der von Kälte starren Brust einen todtenbleichen Säugling, neben sich zwei andere, halb nackte, frierende Kinder, die sich ängstlich an den zerfetzten Rock der Mutter schmiegt, um sich zu wärmen. Die Frau sagte nichts, sondern blickte nur mit gläsernen Augen die Vorübergehenden an, aber um den Hals hing ihr ein pappenes Schild, auf dem in grossen Buchstaben stand, dass der Mann krank darniederliege, dass sie »out of work« (der furcht-

bare Refrain des Arbeiterliedes) seien und das Mitleid der Vorübergehenden ansprechen. Schauernd legte ich meine kleine Gabe in die dürre Hand, die sich maschinenmässig öffnete und schloss, ohne dass die Lippen weder Bitte noch Dank aussprachen. Ein paar Schritte weiter standen andere Frauengestalten, auch die Armuth, aber die entehrte, mit frechen Blicken und frechem Lachen, in widerlichen Flitter gehüllt; dann wieder Männer, so thierisch, brutal und scheusslich, dass man den Blick abwandte. Dann keuchende Greise, von denen man kaum begriff, wie ihnen das elende Leben nicht schon so zur Last sein musste, dass sie es lieber freiwillig beendeten, und die doch noch mit lüsterndem Blick nach den erleuchteten Schaufenstern der Bäcker- und Conditorenläden schauten. Dann endlich — halbnackte Knaben und Mädchen, die das Laster schon mit seinem scheusslichen Stempel gezeichnet hatte. Ausser mir, das Herz zerissen von unsäglichen Qualen, erreichte ich endlich meine Wohnung. »Das ist die Menschheit, von deren Erlösung auch du den begeisterten Traum geträumt hast?« rief ich händeringend, »für die du Alles hinwarfst, was das Leben schön und lieblich macht, für die so viele Heroen den Marter- und Kreuzestod erlitten? Das ist die Welt, in welcher der Egoist behaglich sein beglücktes Leben lebt und die der Welten beste sein soll? Das ist das Ebenbild des Gottes, von dem blöd-

sinnige Priester sagen, dass er der Allgütige, Gerechte, Allliebende sei?« In fieberhafter Aufregung durchschritt ich noch lange mein kleines Zimmer, und als ich spät mein Lager suchte, verfolgten mich wilde Träume. Die Welt war nur mit Tigern und Panthern bevölkert, die sich unter einander zerfleischten, während furchtbare Schlangen sich zischend um die Sterbenden ringelten.

---

Im Februar ereignete sich ein Todesfall in der Emigration, der mich sehr ergriff. Der edle Pole Stanislaus Worcell erlag endlich dem schon lange ihn verzehrenden Uebel. Ich hatte ihn seit meinem Scheiden aus dem Herzen'schen Hause nicht wieder gesehen. Aber die Ehrfurcht vor seiner hohen Tugend war mir geblieben und machte es mir zu einer Pflicht, bei seinem Begräbniss mitzugehen und ihm die letzte Ehre zu erweisen. In England sind die Frauen nicht ausgeschlossen von den Begräbnissen. Es steht ihnen frei, dem Bedürfniss des Herzens zu folgen und ihre Geliebten auf dem letzten Wege zu begleiten — ein Bedürfniss, das auf die ewige Sehnsucht der Liebe gebaut ist, bis zum letzten Augenblick Alles thun zu können für die Geliebten und ihnen nahe zu bleiben, bis sich die Erde über ihnen geschlossen hat. Es war ein schöner, klarer Wintermorgen, als ich zu dem Trauerhause ging, ein einfaches, bürgerliches Haus, in einer

der stillen, nicht von der Aristokratie bewohnten Strassen. Hier hatte Worcell, in einer trefflichen englischen Bürgerfamilie, die letzte Zeit seines Lebens zugebracht. Grossherzige englische Freunde hatten ihn unterstützt, als die schwere Krankheit den von geistigen und körperlichen Leiden früh Gealterten hinderte, seine vielfachen Kenntnisse durch Stundengeben länger für seinen Lebensunterhalt zu verwerthen. Ich habe schon früher erzählt, welch' bitteres Leid Worcell widerfahren war und mit welcher Seelengrösse er es trug. Seine edle, über jeden Tadel erhabene Persönlichkeit hatte ihn zu einem Gegenstand tiefster Verehrung für Alle, die ihn näher kannten, gemacht. Er war unausgesetzt einer der Chefs der demokratischen polnischen Partei gewesen und hatte nie den Glauben an die Zukunft Polens verloren. Noch beim Anfang des Krimkrieges hatte er bestimmt auf eine polnische Erhebung und die Unterstützung derselben von Seiten der Allirten gehofft. Damals wurden in ganz England grosse Meetings in diesem Sinne gehalten, bei denen Kossuth das Wort führte, da die Polen keinen Redner hatten, denn Worcell, der es der Fähigkeit nach gewesen wäre, konnte seines Asthmas wegen nicht öffentlich sprechen. Aber er begleitete Kossuth überall hin und sprach durch seine Erscheinung für die Sache. Auch fanden die Meetings enthusiastische Theilnahme im englischen Volk, aber dabei blieb es. Die

allirten Mächte hatten weder die Kühnheit noch den Willen, sich der Revolution als Mittel gegen den Feind zu bedienen, und die Völker nahmen weiter keinen Antheil an diesem Krieg, als dass sie bluteten und Geld zahlten. Worcell jedoch hoffte und hoffte bis zum letzten Augenblick, und als sein Freund Joseph Mazzini (von dem Worcell einmal in meiner Gegenwart sagte, er sei der reinste Charakter, den er je im Leben gekannt) an seinem Sterbelager stand, um Abschied von ihm zu nehmen, da flüsterte Worcell mit der kaum noch vernehmbar schwachen Stimme: »Wenn sich die Völker einst wieder erheben, dann vergesst auch Polen nicht.« — Ja, und wenn Polen einst seinen Märtyrern im Glanz der mit ihrem Blut erkaufte Freiheit ein Denkmal setzen sollte, so muss es den Namen von Stanislaus Worcell in die ersten Reihen schreiben, denn er hat den Tod, der bitterer ist als der auf dem Schlachtfelde, für sein Vaterland gelitten. Als ich am Trauerhause anlangte, fand ich bereits zahlreiche Gruppen der Verbannten aller Länder davor versammelt, von Schaaren neugieriger Engländer jeden Alters und Geschlechts umgeben, welche mit Staunen auf die vielen ihrem Inselland Fremden hinsahen und auf das Ungewöhnliche, aller englischen Sitte Widersprechende, warteten. Ich trat in das Haus und in das offene Zimmer des Erdgeschosses, wo der Sarg stand. Er war noch offen, damit Alle noch einen Blick auf das

edle Antlitz werfen könnten. Die Züge hatten eine plastische Schönheit; auf der reinen, faltenlosen Stirn, von grauem Haar umgeben, lag die Verklärung der Ueberwinder. Ein englischer Künstler, ein poetischer Mensch, naher Freund des Verstorbenen und auch mir bekannt, trat mit mir zum Sarg. Wir sprachen leise zusammen von dem wunderbaren Geheimniss des Todes, welcher die Züge edler, grosser Menschen fast immer verklärt und ihnen den Stempel dessen aufdrückt, was die Grundessenz ihres Daseins gewesen ist und was im bewegten Leben so oft durch Wolken der Seele und durch physische Einflüsse verdüstert wird. Das anstossende Zimmer war gedrängt voll Menschen; alle nationalen Typen waren hier zu finden: Polen, Russen, Italiener, Franzosen, Deutsche; auch Engländer fehlten nicht, und ein Maler hätte eine prächtige Auswahl schöner Studienköpfe gefunden. Die Dame des Hauses mit ihren Töchtern folgten dem Sarge des verehrten Miethsmannes in einem Wagen, und sie bat mich so dringend, für den weiten Weg mit ihnen darin Platz zu nehmen, dass ich es annahm, obwohl ich lieber zu Fuss gefolgt wäre. Wir fuhren hinter dem Leichenwagen, dann kamen die Polen paarweise zu Fuss, dann die Fahnenträger mit den Fahnen der verschiedenen Nationalitäten, in der Mitte die grosse rothe Fahne der allgemeinen Republik; hinter den Fahnenträgern kam ein Musikchor, den Beethoven'schen Trauermarsch

spielend, dann schloss sich der lange Zug der Emigrirten anderer Nationen an. Das schöne Wetter begünstigte das Schauspiel für die Schaaren der Neugierigen, welche folgten.

Meine Gefährtinnen hörten nicht auf, mit Thränen der Liebe und Verehrung von dem Todten zu erzählen. Es waren gute liebevolle Wesen aus dem kleinen Bürgerstand, bei denen die Güte des Herzens den Mangel höherer Bildung ersetzte. Sie hatten den Todten gepflegt, geliebt, geehrt, und betrauert ihn jetzt wie einen theuren Verwandten. Unerschöpflich waren sie im Lobe seiner Güte, Freundlichkeit und Theilnahme.

»Ach,« sagte die Mutter, »wenn wir in irgend einer häuslichen Verlegenheit waren, wie sie bei Leuten unseres Standes öfter vorkommen, so ging ich zu ihm und sagte: Lieber Herr Worcell, was soll ich thun? Dann hörte er mich an, berieth und überlegte, als wäre es seine eigene Sache.«

»Und er hatte auch so viel Geschmack,« versetzte die Tochter, »wir kauften kein Kleid, keinen Hut, ohne seinen Rath, und er rieth immer das Schönste.«

»Ja, und oft wenn er traurig war,« begann die Mutter wieder, »und ich neben ihm sass und nichts zu sagen wusste, was ihn hätte trösten können, dann nahm er plötzlich meine Hand und sagte mit seiner leisen Stimme: Ich weiss, Sie sind meine Freundin.«

Diese rührenden Züge von Einem, der

einst so hoch gestanden hatte auf der Leiter irdischer Ehren, und durch Geist und Bildung diesen armen Frauen so sehr überlegen gewesen war, bewegten mich tief und erinnerten mich an ein reizendes kleines Erlebniss, das ich selbst mit Worcell gehabt hatte und das mir damals schon die ganze Tiefe seines Gemüths erschloss. Am ersten Weihnachtsfest, welches ich im Herzen'schen Hause erlebte, hatte ich mir ausgedacht, anonym eine kleine Ueberraschung für Worcell zu bereiten, der damals, sehr leidend, ausser Stande war, viel Stunden zu geben, und sich in den dürftigsten Umständen befand. Ich wählte dazu einige Foulard-Taschentücher, die ich selbst säumte, und verschiedene andere Kleinigkeiten, die ihm nützlich sein konnten. Die Herzen'schen Kinder, welchen ich meinen Plan mittheilte, waren entzückt davon, da sie den ehrwürdigen Mann auch kindlich verehrten, und beschlossen gleich dazu beizutragen und einen Theil ihres Taschengeldes dazu zu verwenden. Nichts begünstigte ich lieber in den Kindern als solche Regungen, das Gute und Freundliche im Geheimen zu thun, ohne Anspruch auf Dank und Anerkennung. So wurde denn am Weihnachtsabend, ohne dass selbst Herzen etwas davon wusste, ein schön gefülltes Körbchen zu Worcell hingeschickt in solcher Weise, dass er nicht ahnen konnte, von wo es komme. Wie es aber zu gehen pflegt, dass Missgunst und kleinlicher Neid den Weg in die zarten Ge-

heimnisse freundlicher Seelen zu finden wissen, um hämisch die unschuldige Freude zu stören, so hatten dennoch, ich weiss nicht wie, jene früher erwähnten missgünstigen Polen ausfindig zu machen gewusst, wer die Gabe gesandt. Sie hatten es Worcell so darzustellen gewusst, als ob es eine Art Almosen sei, so dass dieser, wie ich erfuhr, tief verletzt war. Entrüstet über solch ein abscheuliches Verfahren schrieb ich an Worcell, erzählte ihm einfach, wie ich ihm eine Freude habe machen wollen, wie die Kinder in herzlicher Liebe sich mir darin angeschlossen, und bat ihn, von der Unmöglichkeit einer anderen Auffassung der Sache überzeugt zu sein. Am Nachmittag, als wir nach dem Essen noch Alle im Esszimmer versammelt waren, trat Worcell ein. Herzen, der nun auch von der Sache unterrichtet war, ging ihm etwas befangen entgegen, aber Worcell sagte: »Heute komme ich nicht, um Sie zu sehen.« Er kam auf mich zu und fuhr fort: »Heute komme ich zu Ihnen,« drückte mir warm die Hand, setzte sich zu mir und blieb ein paar Stunden in angeregter, geistvoller Unterhaltung bei mir sitzen. Jenes Vorfalles erwähnte er mit keinem Wort; aber es war auch nicht nöthig; wir hatten uns verstanden, und mit einem freundlichen Blick zog er eines jener Taschentücher hervor, die im Korb gewesen waren.

Wir waren endlich alle in Schweigen und Erinnerungen versunken auf dem stundenlangen

Wege. Ich dachte daran, wie ich nun schon zum dritten Male diesen Weg zum schönen Kirchhof von Highgate fahre, der auf einem Hügel liegt, von wo der Blick fernhin über das endlose Häusermeer von London hinschweift, das sich am Horizont im Duft verliert. Das erste Mal hatte ich auch ein Mitglied der Flüchtlingsschaft hinausbegleitet, jene Frau von Brüning, deren Haus eine Heimath für die Exilirten geworden war, mit deren Tod ein ganzer Lebenskreis zerfiel, und um deren Grab ein grosser Kreis von Trauernden stand. — Das zweite Mal war mein Herz tiefer leidtragend dabei gewesen; da führten wir im engen Freundeskreise die holde Freundin hinaus, welche auf dem Gipfel der schönsten Hoffnung, die des Weibes Leben krönt, plötzlich starb. Ihr Begräbniss war eine wehmuthsvolle, poesieerfüllte Feier der Liebe. — Dies dritte Mal war es die Theilnahme an einer erhabenen Trauer, wie um den Tod eines Helden, die mich hinführte. — Auch in meinem persönlichen Leben bezeichneten diese drei Fahrten drei Abschnitte. Das erste Mal war ich noch im Anfang des harten Flüchtlingslebens gewesen, resignirt, stark, fest, auf die Arbeit angewiesen, ohne Glückempfindung, aber über den herbsten Schmerz der Vergangenheit gefasst. — Beim zweiten Mal stand ich auf einer reinen Höhe meines Daseins; ich hatte die ideale Vollendung jedes Lebens gefunden: die segenerfüllte Heimath der freien Wahl,

der schönsten menschlichen Sympathie. Die Verstorbene hatte mich in dieser Heimath gekannt und sich meines Glücks gefreut. — Nun kam ich wieder allein, ein einsamer, heimathloser Wanderer; nicht fest und freudlos unerschrocken wie das erste Mal, sondern mit der ungeheilten Wunde der zerrissenen letzten Poesie des Lebens im Herzen!

Wir waren endlich in Highgate angelangt. Leider trug man, dem englischen Vorurtheil zu Liebe, den Sarg dort erst in die Kapelle. Hätte man überhaupt von Religion sprechen wollen, so hätte der Sarg in eine katholische Kapelle gehört, da Worcell als Katholik getauft worden war. Er hatte aber schon lange nicht mehr in jene engen Formen gehört, sondern sich zu der Religion der Menschlichkeit und Freiheit bekannt, in welcher das unverständliche Murmeln eines geistlosen Priesters keine Bedeutung mehr hat, sondern wo jeder Mensch, dessen Herz für Wahrheit und Güte schlägt, ein Priester ist. Als man aus der Kapelle trat, nahten die ersten Vertreter der Emigration, um den Sarg auf ihren Schultern den Hügel hinauf zu tragen: Mazzini, Herzen, Ledru-Rollin u. A. — Alle drängten sich zu dieser letzten Ehrenbezeugung. Am Grabe wurden ringsum die Fahnen aufgepflanzt. Zuerst sprach eine Pole in seiner Muttersprache, dann trat Ledru-Rollin hervor (den ich hier zum ersten Male sah und zum einzigen Mal sprechen hörte) und sagte:

»Mitbürger! noch Einer der Unsern, der weder das Signal des Erwachens noch den Siegesjubel hören wird! Immerfort düstere Erlebnisse, immerfort Trauer, immerfort Tod! Nichts unterbricht die Stille des Exils als nur der Klage-ton des Schmerzes. Schon ruht in allen Theilen der Erde von unserem Staub, und auch wir, die wir hier versammelt sind ohne Vaterland, ohne Herd, ohne Familie — haben wir eine andere Gemeinschaft mit dem Boden, auf dem wir stehen, als die des Grabes?

»Und im Angesicht dieses düstern Bildes triumphirt das Laster, von Weihrauch umgeben, toll vom Rausch des Stolzes. Betrachtet man diesen ungeheuern, unerklärlichen Contrast, so könnte man zweifeln, ob es ein Gesetz des Fortschritts, ein ewiges Gesetz der Wahrheit und Gerechtigkeit gäbe, wenn unsere Todten nicht wären, die den Stempel unveränderlicher Heiterkeit, unüberwindlicher Hoffnung tragen und uns zu Propheten werden, an denen sich unsere Seelen stärken und aufrichten.

»Inmitten unseres Schmerzes lasst uns also dem Tod einen Trost entnehmen, da er zur Kraft für uns geworden ist! Zürnen wir ihm nicht, da er für uns streitet und unsere Zahl unter seinen Schlägen vermehrt! Verstehen wir es, dass, wenn sich unsere Reihen im Exil lichten, sie sich in der Heimath verstärken durch die Kraft der Belehrung und die befruchtende Grösse des Beispiels!

»In der That, wie er auch kommen möge,

dieser Tod — langsam, Tropfen um Tropfen, auf dem Bett des Elends, in den Kerkern, unter dem ungestlichen Himmel von Afrika und Cayenne, oder rasch und gewaltsam von Henkershand, überall und in welcher Form es sei, trifft er den gleichen Empfang: Stärke und Unerschrockenheit, kein Murren, kein Bedauern ausser dem einen: nicht mehr kämpfen zu können, und immer den begeisterten Blick des Kriegers, der im Fallen noch in die Fernen der Zukunft taucht und den nahenden Sieg verkündet.

»Ach, es ist kein Zweifel: unsere Prüfungen sind lang und grausam, aber unsere Aufgabe ist auch gross, und wir mussten erst alle Wunden und alle Quellen des Schmerzes in unseren Herzen tragen, um siegreich aus jenen Prüfungen hervorzugehen.

»Denn es handelt sich heutzutage nicht mehr blos darum, ein Vaterland wieder zu erobern, oder eine Regierungsform zu wechseln: es handelt sich um eine gänzliche Umwälzung der Gesellschaft. Es gilt, das Joch von Jahrhunderten zu brechen, Vorurtheile und Finsternisse durch Wissenschaft und Licht zu überwinden. Keine Sklaverei sei mehr auf Erden, sei sie offen oder versteckt, heisse sie Dienstbarkeit oder Proletariat: An ihre Stelle trete die freie Arbeit der Association als die Basis der künftigen Gesellschaft. Es gebe keine tributpflichtigen, von Fremden beherrschten Völker mehr; Gleichheit und Solidarität sei

zwischen den Einzelnen! Gleichheit und Solidarität zwischen den Völkern!

»Solidarität der Völker! Wort, das in meiner Seele eine ruhmvolle und traurige Erinnerung weckt! Denn dieser neunte Februar, an dem wir heute Trauer tragen, war vor acht Jahren für Italien ein Tag der Freude und der Auferstehung. An ihm erhob sich das gebeugte Rom der Päpste als Republik. O Italien, Mutter unserer vergangenen Civilisation, grosse Lehrerin des Occidents, du, welche durch das Frankreich der Prätorianer erstickt wurde, empfangen aus meinem Munde, dem Munde eines Besiegten unserer Sache, empfangen im Namen des republikanischen Frankreichs dies Wort der Sühne: Der Tag wird wiederkehren, wo sich die Fahne wieder erheben wird, auf welcher geschrieben steht: ‚Einer für Alle, Alle für Einen.‘ Am dreizehnten Juni wurde sie zerrissen; aber sie wird dennoch die Erde erobern und an dem Tage wird das Morgenroth der allgemeinen Republik aufgehen. Ja, die allgemeine Republik, die Solidarität der Menschheit, das ist es, was wir, Bruchstücke so vieler Völker, hier als Hoffnung in uns tragen. Brüder! das ist mehr wie eine politische Idee, das ist ein Glaube, ein Dogma, eine Religion, deren Propaganda aus den Gräbern steigt. Der Proselytismus der Despotie empört und vergeht, während der der Märtyrer rührt, überzeugt, ergreift und bleibt.

»Dann erst, wenn man um sich her so viele Bekenner des eignen Glaubens hat fallen sehen, versteht man ganz die Worte des Psalmisten: ‚Ihre Gebeine werden das Feld ihres Glaubens befruchten und ihr Tod wird noch mehr nützen als ihr Leben.‘ So wird es mit dem Tod des grossen Patrioten sein, dessen Ueberreste wir hier begraben; wir mussten ihn verlieren, damit er uns ganz offenbar werde. Das Leben Stanislaus Worcell's war in der That so einfach, so bescheiden, so frei von jeder Ostentation, so wahrhaft republikanisch, dass selbst ich, der ich ihn zwanzig Jahre gekannt habe, erst seit gestern das ganze Maass seiner Hingebung, die volle Ausdehnung seines Opfers kenne.

»Während so viele Andere heutzutage sich entehren, um sich zu bereichern und zu erheben, während das Geld ihr Gott und die Habsucht ihre Tugend ist, während die Gesellschaft in ihrem Schwindel an das Kapitel im Macchiavell erinnert, welches zum Titel hat: ‚Von denen, die sich durch ihre Verbrechen zu Fürsten machen,‘ genügte es für Worcell geboren zu werden, um ein Grosser dieser Erde zu sein. Aus einem alten aristokratischen Geschlecht, Besitzer unermesslicher Reichthümer, mit fürstlichen Familien verwandt, hat er Ehren, Rang, Vermögen in den Abgrund geworfen, in dem sein theures Polen versank. Eine Macht der alten Welt, hat er sich ohne Aufsehen, ohne Prahlerei zu einem

einfachen Bürger der neuen Welt gemacht. Er hat noch mehr gethan! Er, so zärtlich, so gut, so liebevoll, er hat um seiner heiligen Sache willen die süssesten Bande zerrissen. Seine Gattin, seine Kinder, die sich in den Schutz des Henkers begeben haben und überhäuft sind mit Gnaden, er hat sie verleugnet, wie durch eine unreine That beschimpft. Er hat die Bande der Familie zerrissen, um desto besser in die grosse Familie der Menschheit einzutreten. Ehre solcher antiken Tugend! —

»Siebenundzwanzig Jahre hat er diese Agonie der Seele und des Leibes getragen, ohne zu wanken, ohne sich jemals zu beugen. Ein Zeichen, ein Wort hätte genügt, Alles wieder zu erlangen; er hat Alles verachtet!

»Siebenundzwanzig Jahre glorreichen Kampfs! Er hat sich wörtlich Tag für Tag, Stunde für Stunde mit dem Elend gemessen — immer ruhig, immer gütig, immer er selbst, und hat nicht aufgehört dem Unglück zuzulächeln, wie Andere dem Glück.

»Und dieses Märtyrerleben ist durch einen Tod gekrönt worden, der nicht minder einfach, nicht minder gross ist. Als er schon nicht mehr reden konnte, verlangte er die Feder und schrieb: ‚Ein treuer Kämpfer, habe ich meine Aufgabe hier vollendet, möge ein Anderer mich ablösen; ich gehe, sie anderswo fortzusetzen.‘ — Brüder! In der Gegenwart eines solchen Endes, hatte ich nicht Recht zu sagen, dass der Tod selbst, diese geheimniss-

volle Macht die erhebt und grösser macht, für uns kämpfe?

»Dies ist nicht der pomphafte eitle Tod des Stoikers, der die Menge der Menschen mit Verachtung durchschritten hat und nur damit beschäftigt gewesen ist, über die Eigenschaften seiner unsterblichen Seele zu reden. Es ist auch nicht der egoistische Tod des Christen, der das Gute auf Erden thut, um sich im Himmel einen sichern Lohn zu erwerben, und dennoch, bis zum letzten Augenblick, von den Schrecken der Ungewissheit über seine Rettung geplagt wird. Nein, es ist dies der Tod eines Apostels der Menschheit, der für die Schätze, welche er von ihr empfangen hat — Schätze des Geistes, durch Jahrhunderte her aufgehäuft —, sie selbst wieder bereichert hat durch seine rückhaltlose, selbstlose Hingebung. Es ist der Tod des wahren Freiheitskämpfers, der an einen unendlichen Fortschritt glaubt, unaufhörlich hofft zu demselben beizutragen, und sich von Sphäre zu Sphäre hebt, um ihn in Ewigkeit anzuschauen. O wie wünschte ich unsere Feinde herbei, um diese Todtenfeier mit anschauen zu können! Sie würden uns hier Alle, von demselben Gefühl ergriffen, von demselben Gedanken bewegt, vereinigt finden. Hier auf dem Niveau des Todes, wo die Leidenschaften schweigen und die Seele sich von aller Selbstsucht befreit, hier sind wir wahrhaft wir selbst, d. h. das was Edles, Erhabenes, Ideales in uns ist. Wir fühlen

hier, bei der Betrachtung eines solchen Lebens und Todes, dass, wenn wir auch über die Mittel uneins sind, wir doch Alle nur dasselbe Ziel haben: den Cultus des Grossen, Schönen, Wahren, des Heiles der Menschheit.

»Brüder, lasst denn die Macht der Sehnsucht nach der Erfüllung unseres Zieles dasselbe thun, was hier der Tod thut: lasst sie uns vereinigen zum Kampfe, wie uns diese Ruhestätte hier vereinigt. Es bleibe nur ein Wetteifer zwischen uns: der der Opferfreudigkeit und Hingebung, und nur eine Liebe: die Liebe zur Menschheit.«

Lange, anhaltende Rufe und ein Blumenregen auf den Sarg, der nur langsam in die Gruft hinab sank, folgten dieser Rede. Noch einen Blick hinunter, noch einen Händedruck den guten Frauen, und ich wandte mich, um still und bewegt den Rückweg anzutreten. Da kam Franz Pulsky, gab mir den Arm und führte mich in sein in Highgate nahe beim Kirchhof gelegnes Haus, um den Tag dort im Kreise der lebenswürdigen Familie zu beschliessen. Als ich aber am Abend mein einsames Zimmer wieder betrat, tönnte durch meine Seele die grosse Symphonie des Todes in erhabnen Klängen, und ich dachte, wie an jenem Grabe die Worte lebendig geworden waren, die der Priester, ohne Empfindung, in der Kapelle hergemurmelt hatte: »Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? —

Einige Tage nachher brachte die Times

einen Leitartikel über dies Begräbniss, welches im französischen Moniteur mit vieler Galle und grossem Aufheben besprochen worden war. Zu einer andern Zeit hätte die Times vielleicht sich auch sehr bedenklich geäussert, jetzt aber lag es in ihrem Interesse, dem Moniteur gegenüber die Flüchtlinge in Schutz zu nehmen. Freilich war es ein Schutz, der einem Almosen ähnlicher sah als der gastlichen Aufnahme am Herd eines freien Volkes, »denn,« sagte sie, »was bedeuten in der grossen Weltstadt London eine Handvoll Flüchtlinge, von denen Niemand etwas weiss? Wenn sie sich gut betragen und nichts gegen die englischen Gesetze thun, so mögen sie in Ruhe hier wohnen.« Natürlich freute sie sich dann weiter mit grossem Selbstgefühl der Vortrefflichkeit des englischen Staats, der gar keine Notiz nehme von den politischen Agitatoren und damit ihrer Bedeutung ein Ende mache, während der Continent sich fortwährend um sie beunruhige und ihnen dadurch erst eine Bedeutung gebe. Die Times hatte in dem Augenblick nur ganz vergessen, dass das englische Volk noch vor Kurzem einigen dieser jetzt im Winkel geduldeten Flüchtlingen jubelnd zugejauchzt und sie mit solchen Ehrenbezeugungen empfangen hatte, wie sie selten einem König zu Theil werden. Sie hatte ferner vergessen, dass ein Flüchtling anderer Art, wiewohl auch ein politischer, einst ebenfalls in einem Winkel von London geduldet

lebte, dessen Allianz das stolze Albion nun, da er auf einem Throne sass, noch vor Kurzem eifrig gesucht hatte, und den sie noch immer, wenn gleich mit einem sauersüssen Ton, den Allirten nannte. Sie hatte eben überhaupt vergessen, dass die menschlichen Geschicke wandelbar sind, und dass sie vielleicht noch einst die Allianz der Partei, zu der jene Eckenbewohner gehörten, suchen würde. — Aber was war denn auch die Times? Das Organ der öffentlichen Meinung, sagten Viele. Das war sie aber so wenig, dass zwei Stunden, nachdem sie ausgegeben war, die Majorität der Leser genau das wiederholte, was die Times als das Richtige proclamirt hatte, wenn sie Tags vorher auch noch ganz verschiedener Meinung gewesen waren. Was war sie also? Sie war der grosse »Standard« des Erfolgs, und darin lag das Geheimniss ihrer Macht; denn sind nicht auch die meisten Menschen Slaven des Erfolgs? So lange z. B. die Allianz mit Frankreich für England ein Bedürfniss war, stand Louis Napoleon unter dem allmächtigen Schutz der Times, und sie nahm keinen Artikel an, der gegen ihn geschrieben wurde. Seit sich aber das Blatt gewendet hatte, erschienen plötzlich jene Artikel, die also offenbar ad acta gelegt worden waren, und sie erschienen nicht etwa, weil die Times den humanen Standpunkt, von dem aus sie geschrieben wurden, theilte, sondern weil ihr die Artikel jetzt gelegen waren, um

dem Allirten eine Ohrfeige zu geben. Allerdings nützten sie immer noch, und es war gut, dass sie gelesen wurden; nur war es nicht die Principientreue der Times, die sie an das Tageslicht gebracht hatte. Gerade zu der Zeit brach Streit zwischen der Schweiz und Preussen aus, und die Times stand sogleich mit Enthusiasmus auf der Seite des freien Volkes, weil sie im Voraus wusste, dass ganz Europa auf dieser Seite stehen würde. Durch ihre vortrefflichen Hilfsquellen befähigt, kennt sie im Voraus die Seite, auf welche die Wagschaale sich neigt, und bläst in die Posaune des Erfolgs. Diesem Schlachtruf folgt dann der Theil des Publikums, dessen Existenz auch am Erfolg hängt: die Männer der Börse, der City, überhaupt Alle, deren Steuer nicht ein festes sittliches Princip ist, das sie muthig durch die Wechselfälle des Lebens führt, sondern die Gier nach den goldnen Früchten des Augenblicks.

## Zweites Kapitel.

### Persönliche Beziehungen

und

### Theilnahme an fremden Schicksalen.

Meine Beziehungen zu Mrs. Bell wurden immer inniger und freundschaftlicher. Sie kam so oft sie konnte, und ich bewunderte immer mehr die ausserordentlichen Anlagen ihrer künstlerisch begabten Natur. Ihre Lage wurde jedoch immer trostloser, der Riss zwischen ihr und den Ihrigen immer weiter. Endlich erklärten ihr der Vater und der Mann, dass sie das Kind als »ward in chancery« geben, oder es in eine Pension zur ferneren Erziehung thun würden, um es den verderblichen Einflüssen der Mutter zu entziehen, welche durch die »Fremden, mit denen sie verkehre, und die überhaupt alle gute, alt-englische Sitte verdürben«, noch vermehrt würden. Der Gedanke, das Kind als »ward in chancery«, d. h. als Mündel des Gerichtshofs der chancery zu sehen, war für die Mutter ein Todesschlag. Es entzog die Erziehung des Kindes für immer ihrem Einfluss, zufolge

der, in Beziehung auf die Frau, so ungerechten englischen Gesetze. Dagegen vor Gericht zu protestiren, hatte sie keine Macht, denn der Wille des Vaters war darin entscheidend. So zwischen zwei Uebel gestellt, wählte sie das, welches wenigstens die Hoffnung auf eine zu ermöglichende Aenderung liess: die Pension; wiewohl sie bisher den Gedanken weit von sich geworfen hatte, ihr Kind einer jener englischen Pensionen anzuvertrauen, in denen die Heuchelei und Convention beinah principiell anerzogen werden. Sie erklärte ihren Tyrannen, dass sie darein willige, das Kind von sich zu geben, wenn sie ihr erlauben wollten, selbst nach einer Pension zu suchen. Sie kam dann zu mir, um mich zu bitten, sie auf diesen Wallfahrten zu den verschiedenen Schulen und Erziehungsanstalten zu begleiten. Natürlich that ich dies sehr gern, theils um ihretwillen, theils um die Zustände des englischen Schulwesens näher kennen zu lernen. Da trat mir denn freilich in Wirklichkeit entgegen, was mir aus englischen Romanen und mündlichen Schilderungen bereits bekannt war. In den meisten dieser boarding-schools oder Erziehungsanstalten (natürlich gab es auch ehrenvolle Ausnahmen) waren die zwei Hauptgesichtspunkte der Erziehung: die Beobachtung der formellen Frömmigkeit und der formellen Feinheit des Betragens, d. h. des ladylike-Seins. Um die hohe Respectabilität und Vortrefflichkeit einer boarding-school zu bezeugen,

dazu gehörte erstens: dass irgend ein »Reverend«, ein Pastor, darin den Religionsunterricht erteilte, ferner dass jeden Morgen gemeinschaftlich Gebete hergesagt wurden, dass die Pensionärinnen Sonntags, von der Lehrerin angeführt, wenigstens einmal zur Kirche zogen, dass sie am Sonntag nicht musicirten, malten, nähten, spielten, ja nicht lasen, ausser im Gebetbuch. Dann kam das Betragen, d. h. also, dass die jungen Mädchen gehen, stehen, sitzen mussten, wie es sich für eine junge lady gehörte, dass sie niemals so »vulgar« sein durften, vertraulich mit Dienstboten zu sprechen — mit Menschen von noch geringerem Stande natürlich noch weniger (denn die Unterschiede der Stände sind ja von Gott eingesetzt!), dass sie bei Tisch Messer und Gabel in der vorgeschriebenen Weise halten, dass sie »modest« im Benehmen sein mussten, d. h. niemals von Herzen laut auflachen, sich im Wohnzimmer nie rasch bewegen durften u. s. w. Aber Kleider bis aufs Aeusserste ausgeschnitten durften sie tragen; ja es wäre sogar unpassend gewesen, wenn sie Abends im drawingroom anders erschienen wären. Das übrige Lernen verhielt sich diesen Hauptsachen analog und war im höchsten Grad oberflächlich, nur auf das »finishing«, das Fertigmachen abgesehen, wie es denn auch eigentliche »finishing schools« gab, wo nur der letzte Firniss aufgetragen wurde. Welch ein furchtbares Missverständniss: Schulen um fertig zu machen! Sollte doch.

die Schule gerade dazu dienen, dem Menschen die Bahnen anzuzeigen, auf denen er immer weiter wandeln und nie fertig werden soll. Sollte sie ihm doch die Augen öffnen, um mit dem eigenen Blick die Welt zu betrachten und von Innen heraus die Form schön und edel zu entfalten, nicht aber ihm von vornherein eine Maske vorthun, welche die Maske Aller ist und in welcher jeder individuelle Charakterzug verschwindet. Wir sahen mehrere solcher Erziehungsanstalten und wandten uns mit Widerwillen davon ab. Dann besuchten wir auch einige der noch nicht sehr lang entstandenen, sogenannten Ladies'-Colleges, in denen allerdings ein grosser Fortschritt zum Besseren sich anbahnte. Sie boten nur Klassen für höheren Unterricht in allen möglichen Fächern, der von Lehrern ersten Ranges ertheilt wurde. Erst als man sah, wie wenig die Mädchen, welche diese Klassen zu besuchen kamen, durch gründlichen Elementarunterricht vorbereitet waren, fügte man auch Schulen mit Elementarklassen hinzu. Diese Colleges entsprachen einem höheren Bedürfniss der Ausbildung für das weibliche Geschlecht; sie waren eine Errungenschaft des Geistes, der aus den Schranken alter Vorurtheile hinausdrängte zu freierer Entwicklung. Das religiöse Element war dabei ganz untergeordnet; die Theilnahme daran war eine Sache der freien Wahl und kein conventioneller Zwang wie in den boarding-schools. Meist waren edle

Frauen, von höherer Einsicht geleitet, Gründerinnen dieser Colleges. Ich kannte eine derselben, eine alte Mrs. Reed, welche das »Bedford Ladies'-College«, zum grössten Theil aus eigenen Mitteln, gegründet hatte. Sie war eine der feinen, tiefgebildeten energischen Naturen, wie sie das englische Leben, als Ausnahmen gewiss, aber dann auch, wie schon öfter bemerkt, in seltenster Qualität hervorbringt. Klein von Gestalt, mit einem geistvollen Gesicht, von weissem Haar umgeben, fast immer leidend, aber dabei immer lebenswürdig und geistig bewegt, war sie eine jener sympathischen Erscheinungen, durch die man nie verletzt, sondern immer geistig angeregt und gemüthlich befriedigt wird. In ihrem schönen, comfortablen Haus in Regents-Park, wo sie allein mit einer Schwester lebte, verbrachte ich manche gute Stunde. Sie bewies mir ein besonderes Wohlwollen, und ich hegte für sie eine töchterliche Neigung. Wie ganz sie in der Aufgabe lebte, welcher sie sich gewidmet, und auf die sie, in echt englischer Weise, alle Kraft ihres Geistes und ihrer pecuniären Mittel concentrirte, um, was sie that, ganz und gut zu thun, beweist folgendes Fragment eines Briefes, den sie an eine Dame schrieb, welche sie aufgefordert hatte, sich an einer Sammlung zur Förderung der Sache der Freiheit in Italien zu betheiligen:

»Ich stehe Keinem nach im Hass gegen Tyrannei, Unterdrückung, Ungerechtigkeit

aller Art. Italien hat besondere Ansprüche an meine Sympathie und Liebe. Aber ich habe mich einer Aufgabe in der Heimath gewidmet und darf mir nicht erlauben davon abzuschweifen. Unser College bedarf gar sehr des Geldes, und jeder Schilling, den ich erübrigen kann, geht dahin, denn es sind Wenige, die uns helfen! Die Frauen mögen untergehen — kein Mann kümmert sich darum. Sie sind Ihrer edlen Sache so ergeben, dass Sie vielleicht nicht bemerken, was um uns her vorgeht: den beklagenswerthen Zustand, in welchem die Erziehung der »Ladies« ist, und die Art von Teufels-Kreuzzug, welcher dagegen gepredigt wird. Man muss genau mit einem unserer »Colleges« bekannt sein, um die Stärke der Opposition zu verstehen, die dagegen gemacht wird; eine Opposition, an deren Spitze die Geistlichen stehen, die falschen Freunde der Frauen zu allen Zeiten, die ihre Autorität und ihren zu grossen Einfluss von jeher missbrauchten; eine Opposition, die in jeder Familie hervorgerufen wird durch den Geist des Monopols unter den Männern. ,Unsere jungen Männer lieben die »Colleges« nicht', sagte mir kürzlich eine Dame, welche kam, um das unsere zu sehen, aber ohne ihre Töchter, weil das ,eine zu offene Nichtachtung der Meinung ihrer Brüder' gewesen wäre. — Ja die Opposition ging so weit, dass es eine Zeitlang in Frage stand, ob wir die Sache aufgeben oder mit allen er-

denkbaren Opfern dafür fortzukämpfen sollten. Wir entschieden uns für das Letztere.«

Zu dieser trefflichen Frau führte ich auch Mrs. Bell, und sie wurde von derselben auf das Wohlwollendste aufgenommen und berathen. Sie entschied sich auch für eins der »Colleges«, welchem eine Pension beigesellt war, und wo auch ihrem Einfluss noch ein Feld übrig blieb, da sie die Tochter dort öfter hätte sehen können. Mit diesem Vorschlag trat sie in der Familie hervor, indem sie zugleich ihrem Mann erklärte, dass sie, wie sie immer gesagt habe, selbst das Haus verlassen würde, sobald ihr Kind dasselbe verlasse, weil dieses das einzige Band sei, welches sie noch an dasselbe binde. Ihr ward nur Hohn zur Antwort. Das Kind in eins der Colleges, in diese von »fremden Ideen« durchdrungenen Anstalten zu geben, sei ausser aller Frage; man habe bereits eine in jeder Beziehung »respectable« Erziehungsanstalt gewählt, und die Schmach das Haus zu verlassen, würde sie sich doch wohl selbst nicht anthun, da es in England die höchste Schande für eine Frau sei, das Haus zu verlassen, und die Schuld davon unwiderruflich auf die Frau zurückfalle. Mrs. Bell kam in Verzweiflung zu mir; die Pension, die man genannt hatte, war gerade eine von jenen, in welchen am meisten die oben beschriebenen Gesichtspunkte herrschten und die ihr darum einen unausbleiblichen Geistestod für ihr Kind in Aussicht stellte.

Dazu fühlte sie es als eine absolute Nothwendigkeit, aus dem Haus zu gehen, wenn das Kind fort sei. In dieser Hölle allein fortzuleben war auch für sie, physisch und moralisch, der Tod. Wir überlegten, tief bekümmert, was zu thun wäre. Endlich beschlossen wir, zu einem alten Advocaten zu gehen, demselben, der einst ihren Ehecontract gemacht hatte. Sie kannte den Contract nämlich nicht, da sie bei Schliessung ihrer Ehe noch so jung und gänzlich unerfahren Alles mit sich hatte machen lassen, was die Herren ihres Schicksals wollten. Sie hatte nie selbst über Geld zu verfügen gehabt, wusste nicht welche Mitgift ihr der Vater ausgesetzt hatte, da Alles in die Hände des Mannes gegeben worden war, der ihr nach seinem Gutdünken kleine Summen gab. Nun hatte sie aber in Erfahrung gebracht, dass sie vom Advocaten Kenntnissnahme des bei ihm niedergelegten Contracts und eine Abschrift desselben fordern könne. Wir beschlossen also, uns wenigstens zu versichern, welches ihre äussere Lage sei, und ob sie auf irgend eine Unabhängigkeit in pecuniärer Beziehung rechnen dürfe. Der Alte empfing uns zwar mürrisch, konnte aber, was gesetzlich war, nicht verweigern und machte uns demnach mit dem Inhalte des Contracts bekannt. Mrs. Bell ersah daraus, dass ihr eine jährliche Rente ausgesetzt war, die zwar im Verhältniss zu dem, was sie als einzige Tochter und Erbin zu erwarten ge-

habt hätte, gering war, aber doch hinreichte, ihr eine bescheidene Unabhängigkeit zu sichern. Eine legale Abschrift des Contracts wurde ihr auch zugesagt. Das war aber auch der einzige Trost, den wir erhielten, denn der alte knöcherne Gesetzesmann verneinte mit eisiger Ruhe alle anderen Fragen wegen etwaiger Rechte auf das Kind. Er schloss endlich mit dem positiven Ausspruch: »Sie haben absolut gar keine Rechte Ihrem Manne gegenüber; nicht nur dass er über das Kind nach seinem Gutdünken verfügen kann, sondern er kann auch Ihr Vermögen nehmen, ja sogar, wenn Sie selbst etwas erwerben und er will es, so kann er kommen und es in Beschlag nehmen.«

Erstaunt, betroffen, von Schmerz durchdrungen vor der Ungeheuerlichkeit solcher Gesetze und einer Gesellschaft, die ruhig unter solchen Gesetzen lebt, sassen wir eine Weile schweigend im Wagen, der uns unserem fernen Stadtviertel (wir bewohnten Beide dasselbe) zuführte. Aus der gänzlichen Hoffnungslosigkeit der Situation heraus aber überkam uns Beide plötzlich ein Anfall ausgelassenen Humors, der ja überhaupt die Blüthe ist, die auf dunklem Grunde spriesst und von dem eine starke Beimischung in Mrs. Bell's phantasievoller Künstlernatur war. Wir entwarfen den Plan einer zu stiftenden Gesellschaft der Elenen (association of miserales), bestimmten den Grad des Elends, welcher zur Aufnahme befähige, und verfolgten dies Project bis in

die kleinsten Einzelheiten in so drastischer Weise, dass wir zuletzt bis zu Thränen lachen mussten und uns in der Stimmung ironischester Weltverachtung trennten.

Es vergingen mehrere Tage, ohne dass ich etwas von ihr hörte; dann aber erschien plötzlich ihr Mädchen, die ihr sehr ergeben war, und brachte mir einen Zettel, auf dem mit Bleistift geschrieben stand: »Man hält mich im Haus gefangen, möchte mich für wahnsinnig erklären; wenn Sie können, gehen Sie zu Ashurst, dass er zu meiner Hülfe herbeikommt.«

Aufs Aeusserste erschrocken, fragte ich das Mädchen was vorgefallen sei; die konnte mir aber nur sagen, dass am Abend vorher eine heftige Scene zwischen Mrs. Bell und ihrem Mann stattgehabt hätte, dass Herr Bell in Folge dessen seine Frau in ihrem Zimmer eingeschlossen, das Kind von ihr entfernt und einen Arzt gerufen hätte, aber nicht den gewöhnlichen Hausarzt. Ich bedachte mich nicht lange, eilte zu Ashurst, jenem Advocaten, der sich so wohlwollend gegen Mrs. Bell gezeigt hatte, und forderte ihn auf, thätlich als ihr Anwalt einzuschreiten. Dann irrte ich um ihr Haus herum, sah zu den Fenstern ihres Schlafzimmers hinauf, das im obersten Stock lag, und dachte der Armen, die dort allein sass, in ein heisses Zimmer eingeschlossen, bei einer für England ungewöhnlich brennenden Frühlingssonne, und in Empfindungen versenkt

sein musste, die sie, bei einiger Dauer solchen Zustandes, wohl hätten zum Wahnsinn treiben können. In das Haus zu gehn konnte ich nicht wagen; erstens wurde Niemand bei ihr vorgelassen, und dann hasste mich die Familie bereits gründlich, weil ich, als Fremde, wie sie meinten, Mrs. Bell noch in ihren Irrthümern bestärke. Am folgenden Morgen kam das Mädchen wieder; es war ihr abermals gelungen, unter einem Vorwand das Haus zu verlassen, um mir einen Brief zu bringen, den ihre Herrin in der Nacht geschrieben hatte und worin sie mir das Vorgefallene erzählte. Es war ihr also angekündigt worden, dass das Kind in wenigen Tagen in die ihr verhasste Pension gebracht werden würde. Der furchtbare Abscheu, den sie vor dieser Erziehung empfand, der Gedanke, sich vom Kinde zu trennen, von dem Einzigen, was sie noch im Leben hatte, ergriff sie mit verzweiflungsvollem Schmerz, und sie beschloss, einen letzten Versuch zu wagen. Sie ging Abends in das Zimmer ihres Mannes und beschwor ihn, ihr das Kind zu lassen, mit ihr und dem Kinde das unselige Haus der Eltern zu meiden und auf's Neue eine eigene Häuslichkeit zu gründen, in der das Kind und die Sorge für seine Zukunft das gemeinsame Band zwischen ihnen sein solle. Sie bat und flehte, ja sie warf sich ihm zu Füßen; er aber sprang auf, klingelte heftig, befahl den Arzt einer Privatirrenanstalt zu rufen und schloss die natürlich

in äusserster Aufregung sich Befindende ein. Eugenie wusste, was das bedeute; es war nicht das erste Mal, dass sich ein Fall der Art in England ereignete, dass man ein Mitglied der Familie, dessen man sich entledigen wollte, in eine Irrenanstalt brachte, und dass gewissenlose Aerzte solcher Privatanstalten sich dazu hergaben, ein Zeugniß von Geistesverwirrung auszustellen, auf welches hin die Gesunden als Kranke in ihre Anstalt gebracht und dort oft erst zu Kranken wurden. Ungefähr um dieselbe Zeit hatte sich ein solcher Fall mit einer Notabilität Englands ereignet, der natürlich viel von sich reden gemacht hatte. Sir Henry Lytton Bulwer, der bekannte Romanschriftsteller, hatte seine Frau in ein solches »lunatic asylum« gesteckt, aus dem sie aber bald entlassen werden musste, da von anderer Seite eingeschritten und ihre geistige Gesundheit bewiesen wurde. Dieses grässliche Schicksal bedrohte also auch Eugenie und es hätte sie wahrscheinlich wirklich zum Wahnsinn geführt nach all dem bitterm Elend, welches sie erlebt hatte. Herr Ashurst begab sich nach dem Hause, wurde aber mit dem Bescheid abgewiesen, Mrs. Bell sei krank und könne Niemand sehen. Er berieth sich mit einem der ersten Rechtsgelehrten Londons und ging am folgenden Tag wieder hin, um im Namen des Gesetzes, als legaler Anwalt Mrs. Bell's, Einlass zu verlangen. Zum Glück waren die Grosseltern und Mr. Bell eben ausser dem Hause,

da sie das Kind, ohne es von der Mutter haben Abschied nehmen zu lassen, in die Pension begleiteten. Herr Ashurst wurde also von dem getreuen Mädchen ohne Weiteres zu Eugenie geführt, hatte Zeit sich mit ihr zu besprechen und Massregeln zu verabreden. Die Andern kehrten zurück, während er noch da war. Herr Bell trat wüthend in das Zimmer und fragte, mit welchem Rechte er sich bei seiner Frau befände. Ashurst erwiderte ruhig: Mit dem Rechte ihres Anwalts, verliess Eugenie und begab sich zu den Eltern, wohin Bell ihm folgte. Hier nun versuchte Ashurst in edelster Weise an die menschlichen Gefühle zu appelliren, verhehlte nicht, dass Eugenie wisse, dass sie die Tochter einer anderen Frau sei, und gab zu bedenken, wie natürlich es sei, dass diese Entdeckung sie noch mehr entfremdet habe, als es die ungerechte Opposition gegen ihr eigenstes Denken und Fühlen bereits gethan hätte. Die Aufdeckung dieser Thatsache wurde mit grosser Betroffenheit aufgenommen, aber nicht geleugnet. Alle übrigen Argumente Ashurst's blieben jedoch fruchtlos. Er sah sich also genöthigt, im Namen des Gesetzes zu verlangen, dass eine Consultation stattfinde von zwei der ersten Männer der medicinischen Facultät, um in einer längeren Unterredung mit Eugenie deren Geisteszustand zu beurtheilen. Es musste, wenn auch noch so unwillig, zugestanden werden. Ashurst ging das Nöthige zu besorgen, nachdem er mir zuvor

die Beruhigung gegeben hatte, dass soweit Alles geschehen und für den Augenblick nichts weiter zu fürchten sei. Am darauffolgenden Tage reisten die Eltern Eugeniens ab, da in Schottland gerade die Zeit der Salmfischerei begonnen hatte und Eugeniens Vater dieses wichtige Geschäft nicht versäumen konnte, selbst in dem Augenblick nicht, wo sein einziges Kind vor einer so furchtbaren Entscheidung stand. Wahrscheinlich wollte er den unangenehmen Dingen, die noch bevorstanden, entgehn und überliess es Herrn Bell, dieselben zu Ende zu führen. Eugenien gab dies herzlose Verlassen den letzten Stoss und löste sie für immer von Jenem, der ihr das Leben gegeben, es aber auch zu einer so schweren Prüfung für sie gemacht hatte. Den Tag darauf erschienen die zwei ersten Aerzte Londons, denn das Gesetz will, dass immer zwei zu gleicher Zeit einen solchen Fall beurtheilen. Sie hatten eine mehrstündige Unterhaltung mit Eugenien, hauptsächlich über religiöse Dinge, da dahin die Hauptanklage der Verwandten gerichtet war. Sie suchten sie durch allerlei Kreuz- und Querfragen zu überraschen und zu verwirren. Eugenie aber, fühlend, dass es sich um Tod und Leben handle, nahm ihre ganze Geisteskraft zusammen und antwortete so schlagend, so logisch, so gewandt, dass die Herren endlich mit dem Bekenntniss aufrichtigster Hochachtung von ihr schieden und dem unten harrenden Herrn Bell die Er-

klärung abgaben, dass seine Frau nicht nur geistig völlig gesund, sondern ungewöhnlich begabt und bedeutend sei. Die Doctoren wollten zu Eugenien zurück und ihr das Verdict ankündigen, aber Herr Bell sagte, er selbst werde das thun, und entliess sie. Dann ging er zu seiner Frau und sagte ihr: »Du bist frei, ich kann dich nicht halten; so geh nur und sinke tiefer und tiefer!« Dies war der Abschiedsgruss, der sie aber kaum noch verletzte, neben dem Glück frei zu sein. Noch am selben Tage verliess sie das Haus der Qual, nahm nur ihre Garderobe und kleinen persönlichen Besitzthümer mit sich und kam vorläufig in ein Zimmer, welches sich gerade in dem Hause, wo ich lebte, leer fand. Mein kleines Wohnzimmer theilte ich mit ihr, und wir nahmen unsere Mahlzeiten gemeinschaftlich ein. Ich sah mit wahrer Bewunderung, wie freudig die an äusseren Comfort Gewöhnte sich in die beschränkte Einfachheit dieses Lebens fand, und wie das Gefühl, nun ohne Widerstand ein Leben geistiger Entwicklung führen zu können, sie hinaushob über alles persönliche Unglück, ausgenommen natürlich die Trennung von ihrem Kinde. Diese lastete schwer auf ihrem Gemüth, da man ihr verweigerte, die Tochter zu sehen, und sie nur durch das Mädchen Nachricht von ihr erhielt und eine Botschaft zu ihr gelangen lassen konnte. Endlich wurde ihr das unerträglich, und sie beschloss, mit Ashurst's Zustimmung,

vor Gericht zu gehen und sich den Zutritt zu ihrem Kinde zu sichern. Zu völliger Scheidung waren keine legalen Gründe da; auch war damals noch nicht das neue Scheidungsgesetz im Parlament durchgegangen, durch welches die früher nur mit enormen Kosten und daher nur für die Reichsten zu ermöglichende Ehescheidung auch minder Begüterten möglich gemacht wurde. Es blieb ihr daher nur übrig, Trennung von Tisch und Bett und den Zutritt zu ihrem Kinde zu fordern. Die peinlichen Tage der Gerichtsverhandlung kamen. Ich entliess die arme Eugenie mit schwerem Herzen, denn ich wusste, welche Aufgabe es für sie war, die furchtbare Geschichte ihres Lebens vor fremden Männern zu erzählen — noch dazu vor Engländern, denen die Art ihres Kampfes und ihre Entfremdung von den herrschenden Ideen in Religion und Gesellschaft selbst im besten Fall als eine Verirrung des Geistes erscheinen musste. Zum Glück waren die Verhandlungen privat, im Cabinet des Lord-Kanzlers, der ein äusserst wohlwollender Mann war. Jeder der beiden Gatten wurde besonders von ihm verhört. Eugenie erzählte mir, dass er während ihrer Erzählung Thränen in den Augen gehabt und sich wahrhaft väterlich gegen sie erwiesen habe. Dennoch war die Entscheidung eine ganz den englischen, für die Frauen so harten Gesetzen, gemässe. Zwar erhielt sie Erlaubniss, ihr Kind zu sehen, was wahrscheinlich die Folge des günstigen

Eindrucks war, den ihr Wesen hervorgebracht hatte, aber nur ein einziges Mal die Woche, und dann nur zu der Stunde und für die Zeitdauer, welche Herr Bell bestimmen würde. So hart dies war, so war sie doch froh, wenigstens nicht ganz von dem Kinde geschieden zu sein. Auch hatte sie die Hoffnung, jetzt vielleicht besser auf sie einwirken zu können als früher, schon durch das Beispiel, dass eine Frau auch allein, in bescheidenen Verhältnissen, ohne eignes Haus und Dienerschaft, in einem »lodging« (einer Miethwohnung) ein achtungswerthes Leben führen könne. Ferner hoffte sie, dass sie ihr ihre Anschauungen jetzt vielleicht unbehinderter würde klar machen können. Ihre pecuniären Verhältnisse hatte Ashurst insofern genügend geordnet, als sie das ihr vom Vater im Ehecontract ausgesetzte Jahrgeld zugesichert erhielt. Der Mann gab ihr nichts, aber sie war entschlossen, mit jener für ihre bisherigen Ansprüche geringen Einnahme auszukommen, ja davon zurückzulegen für etwa kommende Nothfälle, und auch so die Ihrigen Lügen zu strafen, die sie in Beziehung auf Geldsachen stets wie ein unmündiges Kind behandelt und ihr Hang zur Verschwendung vorgeworfen hatten. Sie mietete in meiner Nähe eine kleine Wohnung, richtete ihr Leben in streng geordneter Weise ein, umgab sich mit Büchern, deren sie nun so viele zu lesen hatte, und begann ihre Besuche bei ihrer Tochter, die jedes Mal auf

zwei Stunden und zu unbequemer Zeit festgesetzt waren. Sie unterwarf sich all den demüthigenden Bedingungen ohne Murren, fest entschlossen, ihre Mutterpflicht, soweit die Verhältnisse es noch gestatteten, bis auf das Aeusserste zu erfüllen. Sie kam pünktlich zur gesetzten Zeit und blieb bis zur letzten Minute. Nichts hielt sie zurück, nicht Unwohlsein, nicht schlechtes Wetter. Verbittert wurde ihr auch dies karg zugemessene Glück durch die offenbare Beeinflussung des Kindes von Seiten der Familie und der Lehrerin, welche in der Frau, die ihr Haus verlassen und gegen die Hochkirche sich aufzulehnen gewagt hatte, nur ein gefallenes Wesen sehen konnte; ferner durch die Wahrnehmung, wie sehr ihr Widerwille gegen das Pensionswesen Recht gehabt hatte, und wie oberflächlich und nur auf den Schein gerichtet Unterricht und Erziehung in der Anstalt waren; endlich durch die traurige Gewissheit, dass das Kind sich mehr und mehr jener Welt zuneigen und von der ihren entfernen werde. — Aber dennoch wurde sie keinen Augenblick in dem Entschluss wankend, sich bis zur letzten Möglichkeit ihrer Aufgabe zu widmen und gegen das Verderben anzukämpfen.

In dieser Lage verliess ich sie in der Mitte des Sommers, um an der Meeresküste wieder etwas Erholung von dem angestregten Arbeiten zu suchen. Sehr willkommen war mir der Vorschlag einer liebenswürdigen Lands-

männin, mit ihr zusammen an die See zu gehen. Es war dies Sophie Klingemann, die Gattin von Carl Klingemann, welcher als hannövrisher Gesandtschaftssecretär schon seit langen Jahren in London lebte und in dortigen Kreisen als geistvoller, liebenswürdiger Ehrenmann und intimer Freund Mendelssohn's bekannt war. Seine Gattin, Tochter eines Mannes, den ich hoch verehrt hatte, war mir in Deutschland als junges Mädchen bekannt und befreundet gewesen. Ich hatte die Jugendfreundin in London wieder aufgesucht und war in dem gastfreien, durch eine intelligente Geselligkeit ausgezeichneten Hause stets auf das Freundlichste aufgenommen worden. Da Klingemann durch Geschäfte in der Stadt zurückgehalten war, fuhr ich mit Sophie, ihrem Kind und der Bedienung nach Eastbourne, einem kleinen, damals erst aufblühenden Seebadeort, der sich nur durch einen dem Baden günstigen Strand und durch die dort plötzlich steil, fast senkrecht aufsteigenden weissen Kalkwände der Klippen auszeichnet. Dort lebten wir ein paar Wochen still zufrieden mit einander, und das alte Jugendband wurde aufs Neue ein recht liebevolles, obgleich unsere Lebensrichtungen ziemlich auseinander gegangen waren. Besondere Umstände nöthigten Klingemann's aber früher abzureisen, als sie gewollt, und so blieb ich allein zurück. Hatte ich in London angestrengt arbeiten müssen, um zu leben und mir den Sommeraufenthalt mög-

lich zu machen, und hatte ich mich dort mit dem beschäftigen müssen, was am meisten Geld brachte, nämlich Uebersetzungen aus dem Russischen und Journalartikel, sowohl für englische wie für deutsche Blätter, so erlaubte ich mir hier nun die Lust des freien Schaffens. Ich schrieb an einem Roman, der schon früher angefangen, aber vor der dringenden Arbeit zurückgelegt worden war. Täglich zog ich mit Büchern und Schreibzeug an das Meeresufer, setzte mich dort auf den Sand und schrieb, während die Welle sich zu meinen Füßen brach und ein grosser Frieden der Einsamkeit mich umgab. Eines Tages sass ich auch so unterhalb des gemauerten Uferquais, mit dem Gesicht nach dem Meer gewandt und ganz in meine Arbeit vertieft, als plötzlich ein Regen von kleinen Steinchen um mich nieder fiel. Verwundert sah ich in die Höhe nach dem Quai hin und gewahrte zwei Damen und einen Herrn, welche oben standen, lachend nach mir herunter sahen und auf diese Weise meine Aufmerksamkeit herausgefordert hatten. Den Herrn hatte ich nur einmal, schon vor mehreren Jahren, näher gesehen und gesprochen, aber es war nicht möglich, ihn zu vergessen oder sich in der Persönlichkeit zu irren, wenn man ihm nur einmal begegnet war. Ich erkannte ihn auch augenblicklich wieder; es war Joseph Mazzini. Die beiden Damen waren Schwestern, aus jener englischen Familie, in welcher Mazzini eine zweite Heimath

gefunden hatte und in welcher er gleich einem Heiligen verehrt und geliebt wurde. Beide waren verheirathet; ich hatte sie an einem Abend in Herzen's Hause kennen gelernt, noch ehe ich selbst darin lebte. Seitdem hatte ich aber nur die Eine, Emilie, wiedergesehen, die öfter in das Herzen'sche Haus kam und die ich auch nach meinem Scheiden aus demselben zuweilen besuchte, als sie eine Wohnung nahe der meinigen bezogen hatte. Sie war ein anziehendes Wesen, voll feinsten Bildung, war Malerin von Bedeutung, und hatte das schönste Bild von Mazzini gemacht, welches von ihm existirte, in dem sich sein Wesen am besten aussprach. Was sie aber mehr als alles Andere interessirte und beschäftigte, das waren die italienischen Angelegenheiten, eine natürliche Folge des Umgangs mit dem von der ganzen Familie so hoch geliebten und verehrten Freund. Sie hatte mich vom Anfang unsrer Bekanntschaft an sehr angezogen, und ich freute mich, als ich öfter Gelegenheit hatte, sie zu sehen und manchen gemüthlichen Abend bei ihr zuzubringen. Bei ihr machte ich auch die Bekanntschaft von Jessie White, jenem energischen, muthigen, geistvollen Mädchen, die sich später einen Namen in der Geschichte des italienischen Befreiungskrieges durch Garibaldi machte und schliesslich durch Heirath mit einem Italiener Italien zur Heimath erkor. Emilie Hawkes war es denn auch, die

mich dort in Eastbourne am Strande erkannt und den Andern genannt hatte. Ihre Schwester Caroline, eine sehr hübsche Frau, der ich bis dahin noch nicht näher getreten war, forderte mich auf, sie zu besuchen, und lud mich gleich, um jeden formellen Besuch überflüssig zu machen, für den folgenden Tag zum Essen ein. Sie war mir nicht so anziehend wie Emilie, und es that mir fast leid, in meiner Einsamkeit gestört zu werden, doch konnte ich die Einladung nicht abschlagen und ging also hin. Auch bereute ich es nicht, denn die ganze Gesellschaft bestand aus den zwei Schwestern, Mazzini und mir. Ich hatte demnach volle Gelegenheit, den Mann kennen zu lernen, dessen Namen die Tyrannen zittern machte und den Alle, die ihn näher kannten, schwärmerisch liebten und verehrten. Seine äussere Erscheinung rechtfertigte die Furcht nicht, welche er seinen Feinden einflösste. Er hatte nichts von jenem kühnen, stolzen Typus des Condottiere, welchen Orsini besass. Die Haltung seiner feinen, magern, mittelgrossen Gestalt hatte etwas Bescheidenes, fast Gedrücktes, sein Kopf, mit den edlen, geistvollen Zügen und der gedankenvollen Stirn, war der eines Philosophen und Weisen. Nur aus den wunderbar schönen, dunklen Augen blitzte es zuweilen gewaltig auf und verrieth die Flamme der That, die in seiner Seele brannte. Er sprach geläufig englisch, doch mit dem südlichen, singenden Accent, welcher der unmelodischen

Sprache etwas Anmuthiges gab. Emilie Hawkes, die mich immer wegen des von ihr gehassten Materialismus, zu dessen Anhängern sie mich zählte, halb im Scherz, halb im Ernst angriff, brachte das Gespräch gleich auf dieses Thema und bat Mazzini, mir seine Weltanschauung auseinander zu setzen. Dies that er in der liebenswürdigsten Weise. Er gerieth dabei in das Feuer dessen, der eine absolute Wahrheit auszusprechen meint und Andere auch von dem unfehlbaren Dogma überzeugen möchte. Der Urgrund alles Seins war für ihn ein geistiges Princip, das er Gott nannte und aus dem die Ideen des Guten, Schönen, Wahren als eingeborne Ideen uns mitgegeben seien. Die Perfectibilität der Welt war sein Dogma, und die Arbeit daran war die Pflicht des Menschen und dessen Lebensaufgabe. Er verglich das Leben mit einer um einen hohen Berg herum laufenden Spirale; von jedem höheren erreichten Punkte aus liess sich ein grösserer Theil des zurückgelegten Wegs übersehen; erst auf dem Gipfel aber war das Ganze zu überschauen und wurde der volle Begriff von Grund, Zweck und Ziel des Daseins klar. Wenn man will, so war sein Standpunkt insofern noch ein katholischer, als ihm Glaube ohne Werke nichts war, und hätte er die Bibel übersetzen sollen, er hätte sicher gesagt: »Im Anfang war die That.«

Ich war damals theoretisch noch in der positivistischen Richtung befangen, die sich

bei mir, vielleicht als Reaction gegen den unbestimmten suchenden Idealismus meiner Jugend, besonders seit der Hochschule zu Hamburg und der dort gemachten näheren Bekanntschaft mit den Naturwissenschaften Bahn gemacht hatte. Mein Empfinden zwar widersprach dieser Richtung eigentlich auf Schritt und Tritt, und ich ertappte mich hundertmal, aus der Welt der positiven Thatsachen heraus, auf dem Fluge ins Gebiet der metaphysischen Hypothese. Ich discutirte eifrig mit Mazzini, und es wurde spät, ehe unser Kreis auseinander ging. Aber wir schieden mit dem mir abgenommenen und von mir freudig gegebenen Versprechen, uns oft wiederzusehen, auch später in London, wo zum Glück meine Wohnung nicht allzufern von der Carolinens lag, in deren Nähe auch Mazzini wohnte.

Grosse, bedeutende Menschen können nicht in unser Leben eintreten, ohne eine tiefe Spur darin zurückzulassen; ja es wäre sogar traurig, wenn es anders wäre. Es ist damit keineswegs gesagt, dass wir unsere Persönlichkeit aufgeben oder uns ihnen blindlings unterwerfen sollen. Aber wie die Pflanze an den Strahlen der Sonne wächst und reift, so wird auch die eigene Persönlichkeit wachsen und reifen, indem sie sich an der grösseren misst und von ihrem Lichte so viel als möglich aufnimmt. Wenn Mazzini auch eine von der Herzen's völlig verschiedene Natur war, so fühlte ich doch, wie ich es damals bei Herzen's Bekannt-

schaft gefühlt hatte, dass der Durchgang dieses Gestirns durch mein Leben mich zwar nicht aus meiner Bahn bringen, wohl aber eine tiefe Anziehungskraft auf dieselbe ausüben würde.

Ich kehrte kurz nach jenem ersten, schönen Zusammentreffen nach London zurück, da es Noth that, dass ich mich wieder an die Geld bringende Arbeit begab. Bei Herzen machte ich Besuch und fand ihn im Begriff, nach Manchester zu gehen, wo eine Gemäldeausstellung alter und moderner Bilder stattfand, zu welcher aus allen Theilen Englands, aus öffentlichem und Privatbesitz, das Beste geliefert wurde, was dies reiche Land besitzt, das sich aus allen Ländern das Beste zusammenzutragen gewusst hat. Zu meiner grossen Freude erhielt ich von Madame Schwabe, mit der ich immer in Verbindung geblieben war, eine Einladung, sie in Manchester zu besuchen, um die Ausstellung zu sehen, und dann für einige Wochen mit ihr nach dem Norden von Wales auf ihr schönes Landgut zu gehen, wo ich schon im ersten Sommer meines englischen Aufenthalts eine so angenehme Zeit verlebt hatte. Noch ehe ich ging, kam Herzen zurück und schrieb mir vor meiner Abreise:

»Ich bin sehr zufrieden mit der Manchester-Ausstellung; der Reichthum des Vorhandenen, das Local, die Abwechslung ernster Musik mit den Bildern. — Alles das giebt eine tiefe Ruhe und einen grossen Genuss. Der künstlerische Epicuräismus ist der einzige Hafen, das

einziges Gebet, welche wir haben um auszurufen. Murillo beherrscht Alles. Beachten Sie, ausser der Madonna, eine Frau, die aus einem Krüge trinkt, und einen kleinen Knaben mit Schafen. Rembrandt, Van Dyck und Rubens sind sehr gut repräsentirt, Van Dyck besonders in grosser Fülle. Ich habe mich Rubens etwas genähert, betrachten Sie besonders sein herrliches Bild der Königin Thamar.

»Vergessen Sie nicht Ruysdael, Van Kuyp und die andern grossen Landschaftsmaler der Niederländer zu studiren. Uebergeln Sie Ihre alten Deutschen, ausgenommen das Porträt des Vaters von Albrecht Dürer.

»Gehen Sie gar nicht in den Saal der modernen Malerei, oder wenigstens nur, um die Porträts von Reynolds zu sehen, z. B. Garrick und seine Frau.

»Vergessen Sie auch nicht eine kleine Geliebte anzusehen, die ich in der Ausstellung habe, keine Aristokratin vom Pinsel Rafael's oder Murillo's, sondern eine Sigismonda von Furini.

»Die russische Völkerwanderung setzt sich fort. Ein Gardecapitän ist ganz militärisch gekommen und sagte: ‚Da ich in London war, hielt ich es für meine Pflicht, mich vorzustellen.‘ Sie können denken, dass ich gleich den Ton eines Generals annahm.

»Alles hier grüsst Sie freundlichst.

»P. S. Ich bitte sehr, übergehn Sie nicht die Porträts von Velasquez.« —

Was mir die Reise noch erfreulicher machte, war der Umstand, dass Kinkel und Johanna, die auch zur Ausstellung wollten, mit mir fuhren. Der Weg wurde so in heiterster Weise zurückgelegt und in Manchester trennten wir uns mit dem Versprechen, uns jeden Tag in der Ausstellung zu treffen. Im Hause von Madame Schwabe wurde ich wieder freundlichst empfangen. Sie war inzwischen Wittwe geworden, aber ihr gastliches Haus vereinigte noch wie früher Gäste aus allen Ständen und Ländern, und zwischen diesen fanden sich stets einige hervorragende Persönlichkeiten, welchen zu begegnen angenehm war. Die schöne Art der englischen Gastfreundschaft, dem Gaste, neben allem Comfort des häuslichen Lebens, die volle Freiheit zu geben, seine Zeit anzuwenden wie es ihm gefällt, liess auch mir den vollen Genuss der Ausstellung auf meine Art, und indem ich mich da jeden Morgen mit Kinkel's zusammenfand und zum Theil mit ihnen die Kunstwerke besah, wurden es Stunden reiner künstlerischer Freude, welche ein gemeinschaftliches Frühstück im Restaurant der Ausstellung auf das Heiterste unterbrach.

Diese Ausstellung war einmal eine von jenen gelungenen Unternehmungen, bei welchen nicht blos der Gesichtspunkt der Massenanhäufungen herrschte, der jetzt in jedem Gebiet

des Lebens das Charakteristische der Zeit ist. Ein wirklich ästhetischer Sinn hatte bei der Anordnung vorgewaltet. Es war eben nur die Kunst, nicht auch die Industrie, auf die es hier abgesehen war. Das Local, eigens dazu erbaut, war ebenso schön als zweckmässig eingerichtet, um dem ungeheuren Uebelstand gewöhnlicher Gallerien so viel als möglich zu entgehen, wo sich Alles, auch das Heterogenste, das Mittelmässige und Schlechte, neben dem Besten bunt durcheinander findet, Eins dem Andern schadet und der unbedeutende Nachbar Einem die Ruhe nimmt, das Grosse, das isolirt sein sollte, würdig zu geniessen. Es war Alles streng nach Schulen geschieden, und jeder der grossen Meister hatte seinen Saal für sich, wo man mit ihm allein war und ihn in den verschiedenen Phasen seines Genius beobachten konnte. Hier sah man erst, wie viel der Reichthum Englands den Ländern entführt hat, in denen die Kunst ihre Heimath hatte — leider zumeist der Privatreichthum, der also all das Kostbare in den Palästen und Landhäusern der Reichen verbirgt. Zu dieser Ausstellung hatten jedoch Alle in liberalster Weise was sie besaßen zum allgemeinen Genuss gesandt. Wie schon Herzen mir geschrieben hatte, so war es Murillo, der aufs Reichste vertreten war und dessen Bilder allein ein grosses Gemach füllten. Ich lernte zum ersten Mal die spanischen Maler wirklich kennen und war erstaunt über den tiefen nationalen

Charakterzug, welcher durch sie und ihre Dichter geht. Neben einer wunderbaren Realistik, die uns gleichermassen in Murillo's Bettelknaben, in Velasquez' Fürsten und Granden, wie in Calderon's und Lope de Vega's Gestalten mit lebenswarmer Wirklichkeit entgegentritt — überall glühende, fanatische Innerlichkeit, dämonische Ironie, zauberhafter, berauscher Duft der Poesie, der aber, wie der Giftbaum der Wilden, etwas Tödliches in sich hat. So steigert sich der Begriff der Ehre bis zum wahnsinnigsten Dogma, so glüht die verzückte, zur Extase gesteigerte Andacht der Heiligen, so sprüht dämonisch aus den dunklen Feuerblicken Zurbaranscher Mönche die Leidenschaft der Askese. Man begreift es, wie in dem Lande solcher Künstler, solcher Dichter die Inquisition entstehen konnte und Feuer und Schwert die Waffen der Religion werden mussten.

Ich vergass auch nicht die kleine Geliebte Herzen's aufzusuchen, ein wunderbar liebliches Mädchenantlitz, dessen Ausdruck eine ganze Geschichte von Seelenschönheit, Güte und tragischen Schicksalen erzählte.

Kinkels verbrachten einen Abend im Hause von Madame Schwabe, wo Johanna's Spiel alle Welt entzückte. Dann kehrten sie nach London zurück. Im Hause, wo ich weilte, war aber ein buntes Getreibe und so viel Geselligkeit, dass es mir zu viel war. Ich schrieb dies an Johanna, der ich eines Auftrags wegen

schreiben musste. Sie antwortete mir einige Tage darauf:

»Und hinter ihnen schloss im Nu  
Des Glückes stille Pforte zu.

»Uns ging es im Gemüthe just wie Dir. Gleich hinter dem heitern beruhigenden Kunstgenuss kam der wirre Strudel. Nach drei Stunden in London war es, als ob die Räder das Gehirn gefasst hätten und es in tollem Schwunge umher trieben. Wie uns in den letzten Tagen die Menschen geplagt haben, das ist über alle Begriffe; man kann eben in London seines Lebens nicht froh werden, wenn man nicht die Hausthüre dreifach verrammeln darf. Preise Dein Geschick, wenn Du für einige Zeit in einer fremden Familie ein Asyl gefunden hast. Ein abgeschlossener Kreis reisst doch nie so viele Stücke von unserer Individualität ab, als wenn die ganze Welt ihr Recht an uns geltend macht. Anfangs, so lange man in einem neuen Hause selber was Neues ist, mag vielleicht mehr von Einem gefordert werden, aber da, wo viele neue Gestalten ab und zu strömen, solltest Du doch, glaube ich, endlich eine Abgrenzungslinie erobern können.

»Hast Du gelesen, dass wir eben um einen Tag vor dem grossen accident die »Sheffield Line« passirhaben? Wären wir nun vorsehungswüthig, so würden wir ein stolzes Gefühl haben, dass gerade wir Nixnütze gerettet wurden, indess minder Begnadigte daran mussten. So bleibt uns nichts als die Demuth vor dem Zufall.

»Hast Du die Intrigue in Stuttgart beachtet, wie sie die Kaiserin Eugenie blamirt haben? Was denkst Du davon? Solche dumme Spässe werden zuweilen die Weltgeschichte.

»Lass uns oft von Dir hören. Ich bin Dir hier zu allen Diensten bereit.

Leb' wohl, Du Liebe, Gütige!

Von ganzer Seele

Deine Johanna.«

In Wales angelangt, gestaltete sich das Leben angenehmer als in der geräuschvollen Geselligkeit in Manchester. Der Herbst war schön und gestattete den Genuss der herrlichen Umgegend. Mehrere interessante Menschen waren bleibende Gäste des Hauses, Andere kamen ab und zu. Unter den Ersteren befand sich der Kunsthistoriker Professor Anton Springer mit seiner schönen Frau und drei engelhaften Kindern, deren Umgang mir für Geist und Gemüth gleiche Befriedigung gab. Dazu kam ein Freund Springer's, ein junger Maler, Namens Jaroslav Czermak, wie Springer Czeche von Geburt, eine selten lebenswürdige, schöne Natur. Zwischen ihm und mir legte gegenseitige Sympathie dort den Grund zu einer Freundschaft, die sich später fest und dauernd entwickeln sollte. Auch ein junger schwedischer Musiker, ein vertrauter Schüler Chopin's, verweilte längere Zeit dort und erfreute uns durch sein geistvolles Spiel Chopin'scher Compositionen. Dann erschien, wenn auch nur flüchtig, eine Frau, deren Ruf seit

Kurzem ganz England füllte. Es war dies Mrs. Gaskell, die Verfasserin von »Mary Barton«, dem Romane, welcher mit so ergreifender Wahrheit die Leiden und Entbehrungen der arbeitenden Klassen in den Fabrikstädten schildert, dass selbst englische Staatsmänner, wie z. B. Richard Cobden, auf das Tiefste von der Lesung desselben ergriffen worden waren. Mrs. Gaskell war die Frau eines Predigers in Manchester; obgleich hoch gebildet, hatte sie doch früher nicht daran gedacht, als Schriftstellerin hervor zu treten. Der grenzenlose Schmerz um den Verlust ihres einzigen Sohnes trieb sie für einige Monate in eine totale Zurückgezogenheit von der Welt. Als sie wieder daraus hervorging, hatte sie diesen trefflichen Roman geschrieben, in welchem sie ihr eigenes Weh ausströmte in dem Weh der Tausendé, die im Frohndienst des Lebens ein so schweres Joch tragen, dass es die edelsten Naturen zerbricht odér zum Verbrechen treibt. Leider war meine Begegnung mit ihr zu kurz, um mir Andres als einen schönen Eindruck edelster Weiblichkeit zu hinterlassen.

Die zwei Monate meines Aufenthalts in Wales hatten mich geistig und körperlich gestärkt. Ich nahm bis spät in die Jahreszeit hinein Seebäder und war beinahe den ganzen Tag im Freien, in der erfrischenden Seeluft. Endlich musste aber doch geschieden sein, und Madame Schwabe selbst brach auf. Sie, Springers, Czermak und ich fuhren zusammen

nach London. Als wir in den grossen Nordbahnhof einführen, in dem die unzähligen Gasflammen trüb durch den Nebel schienen und das Gebrause der Weltstadt uns entgegen tönte, sagte ich lachend zu meinen Gefährten: »Es ist ganz, als ob man in den Rachen eines Ungeheuers einführe — es ist ein abscheuliches Product der Civilisation, und doch umstrickt es uns mit Basiliskenzauber und wir können's nicht entbehren.«

### Drittes Kapitel.

#### Mazzini.

Unter den ersten Besuchen, die ich machte, waren die bei den Schwestern Emilie und Caroline. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen, wurde mit Carolinens Mann bekannt gemacht und aufgefordert, mich an den Freitag Abenden, wo sie regelmässig ihre Freunde bei sich sahen, einzufinden. Ich nahm das natürlich an und trat nun in diesen, mir bisher fremden Kreis ein. Ich sah Mazzini wieder, der alle seine Abende in diesem Hause verbrachte, und wurde von ihm in der herzlichsten Weise begrüsst. Bald wurde ich dort heimisch; es war da ein gemüthlicher ungewohnter Ton, der nichts mehr von der englischen ungeselligen Steifheit an sich hatte. Ganz natürlich und ohne es zu wollen, beherrschte Mazzini diesen kleinen Kreis, wie es die Superiorität eines bedeutenden Menschen immer thun wird unter Menschen, die sie willig anerkennen und sich ihr freudig hingeben. Aber es war ein grosser Unterschied zwischen dem natürlichen Herrscherthum einer

überlegenen Persönlichkeit und dem anspruchsvollen Auftreten Kossuth's, wie ich es bei einer früheren Gelegenheit beschrieben habe. Im Gegentheil, Niemand, der ihn nicht kannte, konnte ahnen, dass es der berühmte Agitator war, wenn die Thüre sich geräuschlos ein wenig öffnete und eine schmale, feine Männergestalt im einfachen schwarzen, meist bis oben zugeknöpften Ueberrock, fast schüchtern in das Zimmer glitt. Nur wenn er seinen gewöhnlichen Platz vor dem Kamin, fast immer stehend, einnahm, wenn, ganz von selbst, der Kreis sich um ihn bildete, er zu sprechen anfing und das dunkle Auge erglänzte, dann fühlte man, dass man sich in der Gegenwart eines ungewöhnlichen Menschen befinde. Wir hatten gleich viele bedeutende Discussionen zusammen, nicht sowohl auf dem religiösen Gebiet, das er nie wieder so eingehend berührte wie jenes erste Mal, aber nach verschiedenen Seiten hin. So hatte ich schon öfter von seiner entschiednen Opposition gegen den Socialismus gehört, und dass er z. B. ein absoluter Gegner Louis Blanc's sei. Ich brachte ihn auf dies Thema. Er erhitzte sich leicht im Sprechen gegen eine Theorie, die für ihn abgethan und in seinen Gedanken gerichtet war. Viele Menschen nannten ihn deshalb intolerant; so sagte mir Mrs. Carlyle einmal, sie fände, er sei so intolerant geworden — früher sei er nicht so gewesen. Ich stand ihn bald besser und sah ein, dass seine

scheinbare Heftigkeit nichts Anderes war, als die Ungeduld eines in seinen Theorien fertigen Menschen, der keine Zeit mehr hat, das für ihn Abgethane zu wiederholen, weil es ihn drängt, für sein Ideal thätig zu sein. Bei einer solchen Discussion sagte er mir einmal wörtlich: »Ich greife nur den socialistischen Sectarianismus an, den Fourierismus, Icarianismus u. s. w.; alle diese Theorien, die als Princip der Regeneration ausschliesslich die Befriedigung der Begierden, das materielle Interesse u. Aehn. hinstellen. Ich habe schon zwanzig Mal den Unterschied festgestellt, den ich stets zwischen der socialen Idee, die auch ich habe, und den Lösungen der socialistischen Secten mache. Jedoch fällt es mir nicht ein zu verlangen, dass man der Unabhängigkeit des Gedankens, in der Art das sociale oder philosophische Problem zu betrachten, entsagen solle. Was ich möchte, wäre, dass wir alle uns vereinigen könnten auf dem Boden der That. Eine gewisse Anzahl Wahrheiten sind schon für uns Alle erobert; ich meine, wir sollten uns bemühen, diese praktisch darzustellen, indem wir uns im Uebrigen unsere Freiheit bewahren. Wir könnten den Weg, bis zu einem gewissen Punkt, zusammen gehen und uns nachher trennen. Wir sollten uns verständigen, um gemeinsam gegen den gemeinsamen Feind zu arbeiten, indem wir uns unsere Unabhängigkeit vorbehielten für den organischen Theil,

der folgen muss.« Er erzählte mir dann viel von seinem praktischen Socialismus während der kurzen Zeit seines Triumvirats in Rom; wie er sogar dazu gekommen sei, dem Räuberunwesen beinah ein völliges Ende zu machen, indem er überall verkünden liess, dass, wer entschlossen sei, ein ordentliches, arbeit-sames Leben zu führen, eine bürgerliche An-stellung und ehrenhafte Beschäftigung finden werde. Er versicherte, dass sich eine Menge Leute eingefunden hätten, die aus Vagabunden ordentliche Leute geworden wären. Ueber-haupt waren seine Erzählungen aus jener Zeit äusserst anziehend. Ich glaube, dass sein praktischer Idealismus bei der tiefen Kenntniss, die er von seinem Volke hatte, dessen edelste Verkörperung er selbst war, etwas Dauerndes hätte schaffen können. Allein die Reaction war noch zu stark, und leider verleitete ihn eben auch sein Idealismus, zu glauben, dass in Frankreich der Republikanismus eine Wahr-heit geworden sei, wie es in ihm und in einer grossen Anzahl seiner Römer war. Es war dies auch eine wunde Stelle, an die man nicht gern bei ihm rührte. Doch sagte er mir einmal: »Ich hielt es nicht für möglich, dass französische Republikaner die römische Republik stürzen wollen könnten, und so hielt ich Garibaldi von energischerer Verfolgung der Franzosen zurück.«

Als Neujahr herannahte, bat mich Mazzini, ihm eine illustrierte Ausgabe der Nibelungen

zu besorgen, welche er der Freundin Caroline als Neujahrs-gabe schenken wolle. Ich fand beim deutschen Buchhändler nichts vorrätig als eine Ausgabe mit den Illustrationen von Schnorr, doch wurde mir versprochen, in acht Tagen noch eine andere, mir unbekannt zur Auswahl zu bringen. Ich schrieb dies Mazzini, er antwortete mir:

»Ich werde die Woche warten. Ich habe die gebundene Ausgabe nicht eher nöthig, als bis am Sylvesterabend. Ich glaube aber, ich werde die gebundene Ausgabe von Schnorr nehmen. Wenn man aber die beiden sehen könnte, wäre es besser.

»Ach ja, wir werden noch von dem ‚armen heiligen Deutschland‘ sprechen, so viel Sie wollen. Nur hat Deutschland ein grosses Unrecht, welches Sie nicht auslöschen können. Nämlich: auch gar nichts von dem einfachen revolutionären Axiom zu verstehen, dass der Sieg nur die Folge der Concentration aller möglichen Kräfte auf Einen Punkt sein kann. Für Deutschland ist eine Initiative unmöglich, die Initiative ist aber möglich für Italien. Das sollte genügen, wenn die Frage in einem europäischen Sinn verstanden würde, damit das ganze patriotische Deutschland sich mit uns und für uns erklärte. Wir suchen die initiative That; wir werden sie suchen, bis sie gelungen ist. Ich bin der Einzige der es thut — warum der Einzige?

»Ich sammle jetzt Fonds unter uns, vermittelst Subscriptionen von 200 Franken. Glauben Sie, dass wir nur vierzig deutsche Unterschriften haben würden? Nein! Das ist das grösste Argument, welches ich gegen Deutschland habe. Diese Thatsache beweist, dass Deutschland den Gedanken haben kann, aber dass die That, die Incarnation des Gedankens in die Handlung, ihm nicht eigen sind. Deshalb bleibt es hinter seinen Pflichten und seiner Mission zurück. Das ist Alles was ich gegen Deutschland zu sagen habe. Sie sollen mich bei der ersten Gelegenheit widerlegen, wenn Sie es können.

»Ich bin geblieben, was ich war; Jene sind nicht geblieben, was sie waren.

Ihr Freund

J. Mazzini.«

Ich trat zu derselben Zeit einem Lesecirkel bei, den die Familien, die den engeren Kreis dort bildeten, unter Mazzini's Leitung und Auswahl eingerichtet hatten. Es handelte sich natürlich nur um französische und englische Literatur, da die meisten Theilhaber des Cirkels nicht deutsch verstanden. Mazzini las es, sprach es auch ein wenig und hatte grosse Sympathie für deutsche Poesie und Philosophie trotz des Vorwurfs wegen Mangel an Thatkraft, den er den deutschen Revolutionären oft, wie in obigem Briefe, machte. Goethe, besonders den Faust, liebte er

ausserordentlich, und er sagte mir einmal, dass, wenn er nicht Italiener wäre, er am liebsten ein Deutscher sein möchte. Die Auswahl der Bücher war vortrefflich und brachte, ausser den besten Revüen beider Sprachen, nur ernste Werke wie Tocqueville, Volabelle, Carlyle etc. — Mazzini hatte mir die Bücher zuzuschicken, da ich ihm zunächst auf der Linie in die Stadt wohnte, an deren äusserstem Ende er war. Dies gab mehrere Mal wöchentlich Veranlassung zu Sendungen, die mir von einem vertrauten Italiener überreicht wurden und die sehr häufig von einem Billet, das sich auf ein oder das andere Vorgefallene oder Besprochene bezog, begleitet wurden.

Auf diese Weise lernte ich auch durch kleine, aber höchst bedeutsame Züge die tiefe Güte und das unendliche Zartgefühl kennen, welche die Grundzüge seines Charakters bildeten und welche bei Einem, der so viel in Verschwörungen und in Beziehungen lebte, die das Herz hart und fühllos machen, doppelt rührend waren. Wie sehr er, dem man vorwarf, dass er den politischen Mord predige, davor zurückscheute irgend Jemand zu verletzen, oder nur eine Missstimmung zu veranlassen, zeigte mir, unter tausend anderen Beweisen, nachfolgendes Billet. Ich erhielt es am Morgen nach einem Zusammensein, wo er mich mit Hinneigung zu Communismus, Atheismus u. s. w. geneckt hatte; es begleitete eine mir versprochene Schrift:

Meine liebe Freundin!

»Hier das Verlangte, obgleich ich glaube, dass Sie es nicht werden brauchen können.

»Eine Benachrichtigung: Nehmen Sie niemals meine Scherze über T..., über Communismus, Atheismus u. s. w. im Ernst. Ich kenne Sie jetzt; ich schätze und achte Sie, wie Sie es verdienen. Es ist unmöglich, dass Sie sich intellectuell zuweilen verirren, wie ich, wie alle Welt es thut. Aber Sie haben zu viel Poesie in der Seele, um Atheistin, Communistin, Feuerbachianerin zu sein. Ich scherze zuweilen als ein Zeichen der Freundschaft, weil ich viel Bitterkeit auf dem Herzen habe und in ein absolutes Schweigen verfallen würde, wenn ich nicht scherzte. Verzeihen Sie mir und glauben Sie mich

Ihren Freund

Joseph Mazzini.«

Unter den Italienern, die den Kreis bei Carolinen besuchten und zu denen insbesondere Saffi und Quadrio gehörten, hatte ich immer zu meinem Erstaunen Felice Orsini vermisst, bis ich erfuhr, dass er mit Mazzini gespannt und völlig ausser allem Verkehr sei. Ich hatte ihn seit jenem ersten Winter im Herzen'schen Haus nicht wieder gesehen und hatte nur dann und wann gehört, dass er meist nicht in London sei, dass er Vorlesungen in mehreren Städten Englands halte u. s. w. — Um so erschütternder wirkte nun die Nachricht des Attentats in der Rue Lepelletier in Paris,

das Misslingen desselben und die Gefangennahme Orsini's. Auch Mazzini war tief erschüttert. Er wusste, dass die Welt ihn der Mitverschworenschaft für schuldig erklären würde und dass es eine neue Veranlassung sein würde, Steine auf ihn zu werfen. Aber das war es gewiss nicht, was sein edles Herz am meisten bewegte. Ihn schmerzte das unabweisbare Schicksal, welches Orsini drohte, trotzdem er nicht mit ihm übereinstimmte. Es ist sicher, dass Mazzini nicht den Charakter des politischen Verschwörers à tout prix hatte, sondern dass ihm das Mittel der Conspiration ein durch die Umstände aufgedrungenes, seiner tiefhumanen Natur widerstrebendes war, welches er nur ergriff, um der Erreichung eines ihm vorschwebenden höheren Zieles willen. Mit tiefem, angstvollem Antheil verfolgte man den Gang des Processes. Man hoffte immer noch, dass Napoleon möglicherweise das Leben Orsini's schonen würde. Man war hingerissen von Bewunderung über die Haltung Orsini's, der, seinem Charakter treu, nicht einen Augenblick seinen Muth, seine stolze Standhaftigkeit verlor.

Die Aufregung in England war furchtbar. Die anmassende Sprache, die offenbaren Drohungen, die von jenseits des Canals, besonders von Seiten der französischen Militairs herüber tönten, reizten die nationale Empfindlichkeit auf den höchsten Grad. Die kecke Forderung: das stolze Vorrecht brittischer Freiheit, das Asylrecht auf diesem meerumgürteten Boden

aufzugeben, empörte den sonst so ruhigen Insulaner. Mit gerechtem Selbstgefühl sah er aus der vornehmen Sicherheit seiner Institutionen, die jede Meinung gewähren lassen, wenn sie nicht thatsächlich gegen das Gesetz verstösst, hinüber auf die fieberhafte, von Eitelkeit gespornte Unruhe derer, die sich an der geheimen Wunde ihrer Ehre getroffen fühlten und, wie das zu gehn pflegt, desto mehr schriean, um die Schmach, Sklaven zu sein, zu verdecken. Dass jeder Britte (bis auf Einen, Lord Palmerston nämlich, der wieder einmal Minister war und wie immer über den Canal hinüber liebäugelte) entschlossen war, bis zum Aeussersten in der Vertheidigung der nationalen Freiheiten zu gehen, bewies der kriegerrische Eifer, welcher sich der sonst so friedliebenden Nation bemächtigte. Sogar Frauen fingen an Schiessübungen zu machen, und es war ganz ernstlich die Rede davon, dass sich ein weibliches Bataillon bei einer etwa nöthig werdenden Küstenvertheidigung bilden würde. Die Emigration war natürlich in keiner geringeren Aufregung, denn es handelte sich für sie um Sein und Nichtsein.

Nun kam der Monat März. Ich war an einem Abend mit Friedrich und Charlotte zusammen, bei dem jüngeren Bruder Friedrichs, der sich als Arzt in London etablirt hatte und uns ein kleines Einweihungsfest seiner neuen Wohnung gab. Wir waren ganz fröhlich, als plötzlich in der Strasse Ausrufer sich

hören liessen, die, wie in London üblich, besonders gedruckte Zettel ausbieten, wenn der Telegraph Abends noch ein wichtiges Ereigniss verkündet hat. Wir hörten nur den Namen: Orsini. Einer der Herren stürzte hinaus und brachte das Blatt herein, dessen Inhalt uns Alle mit Schauern füllte: an dem Tage war, in der Morgenfrühe, das Haupt Orsini's, dieses schöne, stolze Haupt, auf der Guillotine vor la Roquette gefallen.

Zu sagen, wie mich diese Nachricht ergriff, wäre unmöglich. Zum zweiten Mal erlebte ich es, dass ein Mensch, den ich gekannt und geachtet hatte, der durch viele bedeutende Eigenschaften ein warmes, menschliches Interesse einzuflossen berechtigt war, den gewaltsamen Tod des Verbrechers starb. Wenn der natürliche Tod von Menschen, die uns nahe standen, die Wunde schlägt, welche weder der religiöse Glaube, noch die philosophische Resignation zu bannen oder zu heilen vermögen, so haben wir darüber doch nur mit jenem Fatum zu rechten, das mit eiserner Hand seine unwiderruflichen Decrete über unseren Häuptern vollzieht. In solchen Fällen aber, die, scheinbar wenigstens, in das Bereich der menschlichen Willkür fallen, wo das Fatum nur in Gestalt der dunklen Mächte erscheint, welche im Innern des Menschen das tragische Schicksal vorbereiten, das sich im Zusammenstoss mit den äusseren Verhältnissen erfüllt — da empört sich das Herz gegen das Verhäng-

niss, da möchte man eingreifen und retten. Ich hatte keine Zeit, in den ersten Tagen nach dem Ereigniss zu Kinkels zu gehen, hatte aber an Johanna Geschäftliches zu schreiben, und schrieb ihr dabei auch über meine Empfindungen bei Orsini's Tod. Sie antwortete mir auf das Geschäftliche und fügte hinzu:

»Auch ich bin tief erschüttert von Orsini's Schicksal, und Tag und Nacht kommt dieser grosse Mensch mir nicht aus den Gedanken. Möge er ewig im Liede der freien Seelen fortleben.«

Die Aufregung in England wuchs indess fort. Englische Unterthanen, der Mitwissenschaft verdächtigt, wurden im Ausland gefangen genommen, so u. A. in Genua Miss Jessie White und Mr. Hodge, ein intimer Freund Orsini's, dem er die Sorge für eine seiner Töchter in seinem merkwürdigen Testament übertragen hatte. Beide wurden zwar aus Mangel an Beweisen freigegeben, doch war es Oel in das Feuer englischer Entrüstung. Die unverschämte Sprache und die Drohungen der französischen Presse dauerten fort. Nun kam die Gefangennehmung des Franzosen Bernard, von französischer Seite der unmittelbaren Mitwissenschaft an dem Orsini'schen Complot angeklagt. Die Aufregung war zum höchsten Gipfel gestiegen, als die Verhandlungen des Processes herannahten. Alles drängte nach Old Baily, dem alten Gerichtshof in der

City, der schon so manches thränenvolle Ereigniss hat verhandeln sehen, schon so manches »Schuldig« sprechen hören.

Ich war fest entschlossen, es koste was es wolle, den Verhandlungen beizuwohnen. Am Morgen, wo dieselben ihren Anfang nehmen sollten, begab ich mich früh um 8 Uhr in die City, in den alten, düsteren Gerichtshof und fragte einen der am Eingang befindlichen Gerichtsdieners, ob und wie ich hinein könne. Zuerst wollte er von nichts hören, sagte es sei kein Platz für Frauen u. s. w. Dann, als ich ihm meine Karte gab mit dem Bescheid, er solle dieselbe in den Gerichtssaal Herrn Ashurst, einem der geachtetsten Advocaten, bringen, der würde mir schon einen Platz verschaffen, da wurde er etwas nachgiebiger und meinte, oben auf der Zuschauergallerie sei die letzte Bank für Damen frei. Ich liess mich hinführen; es war aber ein schlechter Platz, von dem man weder den Angeklagten sehn noch gut hören konnte. Ich liess daher nicht nach, bis er mir einen Platz in den vordersten Reihen eingeräumt hatte, wo ich gerade auf die Bank der Angeklagten hinunter sah und den ganzen Gerichtshof vollständig überschaute.

Es war das erste Mal, dass ich einen solchen sah, und ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten über die Allongeperrücken der Richter und das altväterische Costüm derselben, obwohl ich mir gestehen musste, dass es einen gewissen feierlichen Eindruck machte und dem

ganzen Anblick eine Art von Würde gab. Bald aber wurde mein ganzes Interesse in Anspruch genommen, als der bleiche Angeklagte auf seinem Platze erschien und das Zeugenverhör begann. Wenn etwas von vornherein geeignet gewesen wäre, unparteiische Richter für die Angeklagten einzunehmen, so wäre es das Erscheinen der französischen Zeugen gewesen, deren eine grosse Menge vorhanden waren. Sie trugen alle, ohne Ausnahme, den Stempel solcher Gemeinheit, solcher offenbaren Absichtlichkeit, dass man nicht verkennen konnte, wie sie gedungene Werkzeuge waren, und die Beschuldigten entschuldigten den Angeklagten mehr als alles Andere. Besonders war ein Mann darunter, Roger mit Namen, der sich bei der Anklage sehr eifrig bewiesen hatte, welchen man offenkundig als besoldeten französischen Spion kannte. Dieser Mann hatte sich Haar und Bart dermassen nach dem Vorbild des damaligen Oberhauptes von Frankreich gemodelt, dass sein Aeusseres beinah eine vollständige Aehnlichkeit mit demselben erlangt hatte, wie denn dies überhaupt zu der Zeit in einer gewissen Schicht der französischen unteren Beamtenwelt Mode geworden war und einen überaus widerwärtigen Typus erzeugt hatte, der eine grausame Ironie auf das kaiserliche Frankreich war. Der offene Stempel der Niederträchtigkeit, den dieser Mann an der Stirn trug, wurde ein gewichtiges Argument in der Rede des Vertheidigers Bernard's, als

die Verhandlungen beendigt waren, und nach dem Anklagepunkte des Oberrichters James, einer der geschicktesten Advocaten Londons für Bernard das Wort ergriff. Mit klopfendem Herzen sah ich den Advocaten sich erheben. Sein Aeusseres erinnerte an die Bilder von Mirabeau und seine volltönende Stimme schallte laut und vernehmlich durch den ganzen Raum, in dem Geschworne und Publikum nun in athemloser Spannung lauschten. Die Rede war ein Meisterstück energischer Logik, beissenden Spottes und des stolzesten Patriotismus, der in der Sache seines Clienten zugleich die hohen Vorzüge englischer Freiheit und Unabhängigkeit vertheidigte. Jenen Roger nannte er gar nicht anders als den Spion Roger, um mit dieser Ironie zu zeigen, welcher Art die Leute waren, die man gegen Bernard ins Feld geschickt hatte. Der Lord Oberrichter rief ihn deshalb zur Ordnung. Darauf entschuldigte er sich, dass er den Spion Spion genannt habe, da er nicht gewusst habe, dass es nicht erlaubt sei, einen Spion Spion zu nennen, indem er so das verpönte Wort wohl zehn Mal hinter einander wiederholte und erst recht aufmerksam darauf machte. Ganz besonders kam ihm das gereizte Nationalgefühl der Engländer zu Hülfe, an das er sich in glänzender Weise wandte, indem er sie aufforderte, das heilige Asylrecht zu schützen, das nur dem auf strafbarer That Ertappten entzogen werden könne, so dass Alles bei Beendigung seiner Rede in

einen kaum zu bewältigenden Beifallssturm losbrach. Die Geschwornen zogen sich zurück und wenn auch bereits eine leise Hoffnung das Herz schwellte, so war es doch ein verhängnissschwerer Augenblick der Erwartung. Meine Blicke hingen an dem Angeklagten, der mit männlicher Ruhe und Fassung die für ihn so ernste Stunde erlebte. Endlich kehrten die Geschwornen zurück und im Saal ward es still wie im Grab. Als aber der Obmann der Geschwornen vortrat und das »Nichtschuldig« aussprach, da brach im Saale selbst und draussen, wo der dichtgedrängten Menschenmenge, die Old Baily umlagerte, das Verdict blitzschnell verkündet ward, ein solcher Jubel los, dass die festen Mauern erzitterten. Ganz unbekannte Menschen drückten mir die Hände zum Zeichen der Freude, und ein alter Mann sagte mir mit Thränen in den Augen: »Welch ein glorreicher Tag für England!« —

Mazzini hatte mich gebeten, am Abend nach Beendigung des Processes zu Carolinen zu kommen und ihnen Bericht zu erstatten. Natürlich wussten sie bereits den glücklichen Ausgang als ich hinkam, denn die Nachricht hatte sich mit Blitzesschnelle durch das ungeheure London verbreitet und überall einen Ausbruch patriotischen Jubels veranlasst. Ich musste Alles bis aufs Kleinste erzählen und, obgleich Mazzini keine persönliche Sympathie für Bernard hatte, so freute er sich doch des Ausgangs von Herzen. Carolinens Mann —

Mr. Stansfield — sagte: »Nun Gottlob! nun sind wir auch Lord Palmerston los, denn der ist nun für immer unmöglich geworden.« In der That musste derselbe nach einem Monstre-Meeting im Hyde-Park, das eine Demonstration gegen ihn war, seinen Abschied nehmen. Aber Stanfield's Hoffnung ging doch nicht in Erfüllung, denn ein Jahr darauf war er wieder Minister. Mazzini bat mich, ihm einen Bericht über die fünf Tage des Processes für sein italienisches Journal, »Dio e il Popolo«, zu schreiben. Schon früher hatte ich, auf seinen Wunsch, einen Artikel über deutsche Zustände für dasselbe Journal geschrieben, den er sehr gelobt hatte. Ich schrieb in französischer Sprache, da mir damals die italienische noch nicht geläufig war, und Mazzini sorgte für die Uebersetzung. Als ich den verlangten Bericht fertig hatte, schickte ich ihn an Mazzini. Er schrieb mir darauf:

»Liebe Freundin!

»Ich danke Ihnen von Grund des Herzens für Ihren Bericht, den ich selbst übersetzt und abgeschickt habe.

»Wie konnten Sie denken, dass ich etwas an Ihrer Auffassung der Vertheidigungsrede von James geändert hätte? Sie halten mich also für recht intolerant?

»Was Sie gethan haben, entbindet Sie aber durchaus nicht von der zweiten deutschen Correspondenz. Wenn Sie die deutschen Journale

lesen, suchen Sie sich auf einige Thatsachen für Ihre Reflexionen zu stützen. Sie wissen, was die Correspondenzen der politischen Journale sind. Ich möchte, dass es von Zeit zu Zeit ein Gesamtüberblick über den politischen Gang der Ereignisse in Deutschland, von der Höhe eines philosophischen Gedankens aus, würde. Könnten Sie nicht auch eine Stunde einem Ueberblick über die gegenwärtige politische deutsche Presse und ihre Tendenzen, gegenüber Frankreich, England und Russland, widmen?

»Verzeihung für alle diese Anforderungen, aber Sie sind gut und der Sache ergeben; ich brauche und missbrauche das.

Ihr Freund und Bruder

Joseph.«

Dies war jedoch nicht die einzige Thätigkeit, zu der er mich anfeuerte. Was ihm besonders am Herzen lag, das war die Organisation der Partei, zunächst die jeder Nationalität und dann aller zusammen als der europäischen Partei der That. Er ging von der allerdings gewiss sehr richtigen Idee aus, dass die Partei des Ultramontanismus und Despotismus eben ihrer festen Organisation und ihrem Zusammenhalten ihre immer noch so grosse Macht verdankte. Er hatte es sich daher zur Lebensaufgabe gestellt, von der anderen Seite eine gleiche, fast militärische Organisation und Schlagfertigkeit zu Stande zu bringen. Dabei

aber wollte er, dass ein Jeder, indem er den Ideen des Fortschritts, der Freiheit und Vernunft diene, von dem Bewusstsein durchdrungen sei, dass er damit nur seine Menschenpflicht erfülle. Vor Allem aber lagen ihm hierbei die Arbeiter am Herzen. Ebenso wie er unausgesetzt, auch aus der Ferne, die Arbeiter seiner Heimath beeinflusste, um ihnen höhere sittliche Ideen und den Geist der Gemeinsamkeit beizubringen (Ideen, die weit verschieden waren von dem thörichten Communismus und den ausschweifenden Nivellirungsgelüsten der damals schon beginnenden Internationale, da sie die Pflicht Aller gegen Alle obenan stellten) — ebenso wünschte er auch, dass man in andern Ländern ein Gleiches thue. Er fragte mich fortwährend, was in dieser Beziehung in Deutschland geschähe, und da die Zeit der grossen Reaction damals im Vaterland wenig hoffen liess, so forderte er mich auf zu versuchen, ob sich die vielen deutschen Arbeiter in London nicht zu einer Gesellschaft vereinigen liessen, in der man, statt der vielfältigen unklaren, halben Theorien, eine wahre, gesunde Anschauung von Bürgerpflicht und Gemeinwesen entwickeln könnte. Ich kannte einige der deutschen Arbeiter, unter denen denkende, tüchtige Menschen waren, und versprach Mazzini, einen Versuch zu machen. Als ich mit ihnen über die Sache sprach, fand ich sie alle bereit und der Idee geneigt. Dies schrieb ich an Mazzini und theilte ihm zugleich mit,

dass ich für einige Wochen an das Meer gehen würde, weil ich traurig sei, um alles persönlichen und öffentlichen Leids willen, und mich in Einsamkeit und Naturschöne trösten müsse. Er antwortete:

»Sie sind traurig; ich bin auch traurig. Sie gehen an das Meer; ich möchte auch hingehen, aber ich kann nicht. Meine Arbeit ist die des Handwerkers, der nicht von der Maschine fort kann. Ich verdorre dabei, aber es muss sein. Hier schicke ich Ihnen einige Zeilen für Kossuth. Sie müssen seine Wohnung in Ventnor suchen. Jedermann wird sie Ihnen zeigen können; ich nenne Sie im Anfang des Briefes als meine Freundin.

»Warum denken Sie, dass ich nicht zufrieden sei? Ich bin vollkommen zufrieden mit Allem was Sie thun, mit Allem was Sie zu thun suchen. Ich halte Ihre Arbeit mit den Arbeitern für sehr wichtig. Wenn Sie mir sagen werden, dass Sie ein wenig Grund gewonnen haben und Sie es für gut halten, dass ich mich an sie wende, so werde ich es thun.

»Adieu, meine Freundin! Zweifelnd Sie nie an meiner Achtung und Zuneigung, sie sind Ihnen sicher. Seien Sie stark und tapfer. Die endliche Krisis bereitet sich doch trotz Allem.

Ihr Bruder

Joseph.«

In Ventnor traf ich Pulsky's, die lieben Freunde, mit denen ich immerfort in Verkehr

war, die ich aber in London der ungeheuren Entfernung wegen, in der wir von einander lebten, selten sah. Ich gab meinen Brief bei Kossuth's ab und fing an, mich in der geliebten Meeresluft wieder etwas zu erholen. Wie sehr wünschte ich nun auch dem geplagten, verehrten Freund diese Erholung! Ich schrieb ihm und forderte ihn auf zu kommen und sich einmal eine kurze Frist zu gönnen. Er liess mich ziemlich lange auf Antwort warten; endlich schrieb er:

»Liebe Freundin:

»Ich hätte Ihnen früher antworten sollen, aber ich war mit Arbeit überhäuft und auch ein wenig schlechter Laune. Nein, ich komme nicht auf die Insel. Es ist unmöglich, und es ist unnütz, darüber zu sprechen. Ich habe wohl Lust, mich irgendwo an das Meer hin zu flüchten, aber wenn ich es thue, geschieht es später und nicht auf die Insel Wight. Sie ist zu schön für mich. Wahrscheinlicher aber ist es, dass es bei der Lust bleibt, und dass ich nirgends hin gehe. Wozu auch? Im Vergleich mit dem, was in mir vorgeht, bin ich noch gut genug wo ich bin; traurig und finster, macht mich die schönste Landschaft, wie die schönste Musik, noch tausendmal finsterer. Wenn ich in dieser Stimmung bin, giebt mir alles Schöne einen wahren Krampf der Verzweiflung und ein Gefühl von Ermattung, das nicht gut ist.

»Ich schicke Ihnen diese Zeilen durch eine theure und liebenswürdige Botin. Ich freue

mich, dass sie zu Ihnen geht. Wenn sie ihr Kopfweh dort verliert, wenn Sie zusammen der Luft des Meeres, der Landschaft sich freuen, so ist das genug, damit ich der Insel Wight innig dankbar bleibe.

»Sie haben ‚Glauben und Zukunft‘ gelesen. Ist es nicht ein wenig mehr deutsch, als Sie geglaubt hätten?

»Unsere Organisation in Italien geht vorwärts. Es wird doch noch wieder dort sein, glauben Sie mir, wo die Initiative unserer Sache ergriffen werden wird. Die Geldfrage ist immer die grösste Schwierigkeit, aber ich verzweifle nicht, sie zu überwinden.

»Adieu! Arbeiten Sie und denken Sie zuweilen an Ihren Freund

Joseph.«

Die Botin, die mir diesen Brief brachte, war Niemand anders als Caroline, die eine der beiden Mazzini so innig befreundeten Schwestern, in deren Haus ich zwar nun schon viel aus und eingegangen war, die mir bisher aber noch nie so nah getreten, noch nie so liebenswerth erschienen war, wie ihre Schwester Emilie. In Ventnor bildete sich in der Ungenirtheit des Landlebens rasch ein intimerer Verkehr aus, und ich wurde überrascht von manchen Seiten dieser anmuthigen Natur, die mir bisher entgangen waren, da im geselligen Verkehr ihres Hauses meine grösste Aufmerksamkeit Mazzini zugewendet

gewesen war. Ihre liebenswürdige Heiterkeit gab dem ungezwungenen Zusammensein des Landlebens einen grossen Reiz und entzückte mich wahrhaft. Ich theilte Mazzini diese Empfindung mit, als ich ihm, besorgt wegen längeren Schweigens seinerseits und wegen eines neuen, von ihm herauszugebenden Journals, dessen erste Nummer ich nicht zur bestimmten Zeit erhalten hatte, schrieb.

Er antwortete: »Ich erhalte Ihren besorgten Brief. Sie haben Recht, aber seien Sie nie argwöhnisch mit mir. Ich wechsele nicht, ich bin nicht launisch in meiner Zuneigung, und nichts missfällt mir, wenn ich einmal Vertrauen in die Zuneigung Anderer habe. Ich habe aber Zeiten, in denen es mir schwer wird zu schreiben, ausgenommen Geschäftliches: das ist wenn ich traurig bin; ich mag nicht heucheln, wenn ich schreibe, und ich mag auch die Andern nicht betrüben. Nun war ich eben traurig. Jetzt bin ich besser und ich bedaure mein Schweigen sehr.

»In einer der ersten Nummern des Journals werde ich eine allgemeine Aufforderung machen hinsichtlich der Organisation der Partei.

»Vergessen Sie nicht, mir einige deutsche Verleger oder sonstige Deutsche anzugeben, denen ich, wenn Sie glauben, dass sie es erhalten, ein Exemplar meiner ersten Nummer zuschicken könnte. Ich möchte, dass das Journal in Deutschland bekannt würde; es könnte ja auch sein, dass uns einige Abonne-

ments von da zukämen. Wir brauchen 600, um die Kosten zu decken. Die Empfänger riskiren nichts. Es ist natürlich, dass wir suchen, das Journal bekannt zu machen, und die einfache Zusendung hat nicht die Gefahren eines Briefes, der zeigen würde, dass man liirt ist.

»Ich habe Ihren Brief über deutsche Verhältnisse abgeschickt. Er ist sehr interessant. Sie sind entzückt von Caroline; ich glaube es wohl, und es freut mich innigst. Sie hat sicher sehr viel Intelligenz und ein grosses Theil geraden Sinns — eine Eigenschaft, die noch seltener ist als die Intelligenz. Ihr Herz ist gut; sie offenbart sich nicht leicht, aber sie ist wie das Meer: sie hat Perlen im Grund.

»Ich werde an Kinkel schreiben, wie Sie mir gerathen, wegen eines Beitrags zum Journal, aber ohne Hoffnung auf Erfolg. Ich könnte wohl Ruge bitten, aber was zum Teufel würde er mir schreiben? Ich fürchte seine Excentricität und seine Rachsucht gegen die Individuen. Was denken Sie davon? Würde er in solcher Weise schreiben, um nützlich zu sein? Sie können wohl denken, dass man es nicht abschlägt, einen Artikel von Ruge einzurücken, ohne sich einen Feind aus ihm zu machen.

»Es sind uns 60 italienische Abonnenten aus Alexandria in Egypten zugekommen. Man schreibt mir von allen Seiten; es wäre wohl etwas zu thun zur Einigung der Partei, aber

wirklich, ich kann nicht Alles allein thun. Ich habe mich heute nicht vom Schreibtisch gerührt, ich habe den ganzen Tag geschrieben und ich habe nicht die Hälfte von dem gethan, was ich thun sollte.

Adieu! Ihr Bruder

Joseph.«

Gleich in den ersten Tagen in Ventnor begegnete ich einem Landsmann, auch Flüchtling, den ich bisher nur einmal, ganz am Anfang meines Aufenthalts in London, dann nie wieder gesehen hatte, obgleich wir mehrere gemeinschaftliche Bekannte hatten. Dies war Lothar Bucher, der charaktvollste der preussischen Abgeordneten vom Jahre 48. Wenn man in der riesigen Weltstadt jahrelang leben konnte, ohne sich zu treffen, so war dies anders im kleinen Ventnor, wo der Strand Alle zusammen führte, die sich dort aufhielten. Wir wurden mit einander bekannt, und ich lernte mit Freude und Interesse den feinen, klugen, tief unterrichteten Mann kennen, wenn ich auch anfänglich ein wenig Furcht vor seinem scharfen kritischen Verstand hatte, dem alles Phantastische, auf Intuition Gegründete, nicht auf positiven Thatsachen Beruhende, ein Greuel war. Er gesellte sich Carolinen und mir häufig zu. Wir verbrachten manche heitere Stunde zusammen auf Spaziergängen und am Meer, besonders des Abends, wenn der Mond silbern über die gekräuselte Fläche schien und wir,

am Ufer sitzend, oft bis spät in die Nacht hinein, bald ernst, bald heiter plauderten.

Ich schrieb an Mazzini über Bucher, dass ich denselben mehr für einen organisirenden Staatsmann, als für einen Revolutionär halte, dass aber gerade deshalb seine Mitwirkung beim neuen Journal sehr wünschenswerth sei, und fragte, ob ich ihn nicht zur Mitarbeit auffordern sollte. Mazzini antwortete:

»Ja, ich kenne Bucher dem Namen nach und würde stolz sein, seine Hülfe zu haben. Er wird nach der ersten Nummer beurtheilen können, ob er mir etwas schicken will. Ich möchte, dass das Journal die Frage der Nationalitäten vom Gesichtspunkt der zukünftigen Allianz und ihrer Nothwendigkeit zum Siege aus behandelte. Die Organisation der Partei scheint mir gegenwärtig das zu lösende Problem für uns Alle. An dem Tag, an dem wir Alle organisirt sein werden wie eine Armee, an dem Tag, wo ein Jeder, der jetzt vereinzelt, unthätig bleibt, sein Contingent an Geld, an Berichten, an Einfluss, an Reisen, an Propaganda der Ideen, hinzubringen wird, an dem Tage werden wir siegen. Es ist eine Schande, dass, wenn wir es können, wir es nicht thun. Das Journal kann dabei nützen, indem es die Ideen predigt und zeigt, dass wir eins sind.«

## Viertes Kapitel.

### Resultate.

Die heiter angeregte Zeit verging. Zuerst schied Bucher, bald darauf Caroline, dann gingen Pulskys, und ich blieb allein. So lieb mir die Andern gewesen waren, so überkam mich doch eine grosse Freudigkeit, als ich allein war. Es regte sich in mir eine Lust des Schaffens, ein Bedürfniss der Concentration und des Zusammenseins mit meinem eigentlichen Selbst, wie ich sie lange nicht gefühlt. Ein Wort meines jüngsten Bruders, das er mir einst sagte, als ich noch sehr jung war: »Lass keine Zeit deines Lebens vorübergehen ohne ein Resultat!«, kam mir in den Sinn. Ich fühlte, dass wieder eine Zeit gekommen war, wo ich Rechnung mit der Vergangenheit abschliessen, wo ich das Resultat des bisherigen Lebens mir klar machen musste. Zum zweiten Mal im Leben, nach dem grossen Schiffbruch alles dessen, was dem Dasein Reiz und Wunsch auf unendliche Dauer verleiht, war ich aus dem Abgrund der Schmerzen und der Vernichtung erstanden und fühlte mich

wieder ich selbst und voller Trost. Doch war ich nicht mehr jung, doch stand ich allein, mit schwankender Gesundheit, auf meine Arbeit angewiesen, doch waren die Illusionen des Daseins zerflossen, und ich hoffte nichts mehr, weder persönliches Glück, noch die volle Verwirklichung der Ideale in der Menschheit, wie ich sie geträumt hatte. Was war mir denn nun geblieben? Was gab mir diesen Trost und Frieden? Hatte ich das Räthsel der dunklen Sphinx, die Leben heisst, errathen? War mir der Schleier vom Angesicht der Wahrheit gefallen? Hatte der Positivismus mir die Befriedigung gegeben, die mir der Spiritualismus einst nicht hatte geben können? Entschieden tönte auf diese letzte Frage aus meiner Seele ein: Nein! Ich erkannte, dass auch diese von mir gehoffte Lösung des Lebensrätshels nur eine Durchgangsstufe gewesen sei.

Es wurde mir klar, dass das, was den Gelehrten bei der mühsamen Erforschung einer einzelnen Thatsache der Wissenschaft aufrecht hält, nicht die Thatsache selbst ist, sondern die Seligkeit, einer Idee zu dienen, Stein an Stein zu fügen zu dem Leuchtturm, der sein helles Licht weit hinauswerfen und den Schiffer führen soll auf der Fahrt über die dunkle Fluth des Lebens. Ferner: dass das, was den Künstler bei der schwerfälligen Ausführung des geflügelten Schöpfergedankens nicht verzagen lässt, die Götterlust des Schaffens

selbst ist, die aus dem vergänglichen Stoff ein Unsterbliches entstehen sieht. Endlich: dass das, was den Erbarmenden bei der That der mitleidsvollen Liebe tröstet, nicht der geringe Erfolg der einen getrockneten Thräne unter den Millionen Thränen ist, sondern die heilige Fluth des Mitleids selbst, dem Erlösung vom Leiden eine innere Nothwendigkeit ist. Kurz ich erkannte: dass das, was in Allen, die wirklich leben und den Namen Mensch verdienen, wirkt und schafft, das »Wesen« ist, das über die unvollkommne Erscheinung hinaus geht, das sich als Geist ewig fühlt in allem Geistigen, das sich als Schaffendes ewig fühlt in aller Schöpferkraft, das sich als Erbarmen eins fühlt mit der gewaltigen Liebe, die von jeher das Leid des Andern zu dem ihren machte. Konnte dies »Wesen« das unbewusste Atom sein, dessen Ewigkeit mich einst entzückt hatte und in dessen Metempsychose in Dichterstirn und Rose ich den wahren Schlüssel des Lebensrätlsels gefunden zu haben meinte? Abermals rief es in mir: Nein! Aber wenn es nicht der Spiritualismus mit seinem Dualismus von Geist und Natur, wenn es nicht der Positivismus mit seiner einzigen Anerkennung der Materie und der greifbaren Thatsachen war — was war es denn, was übrig blieb, was der nach Wahrheit seufzenden Seele als ein tröstender Stern durch die Nacht des Lebens leuchten konnte? Die Intuition wies mich hin auf eine Einheit

alles Seins in einem Unbekannten, unserer beschränkten Auffassung Entrückten, dem »Wesen an sich,« von dem die ganze Erscheinungswelt nur eine Manifestation sei. Je mehr ich dieser Hinweisung nachdachte, desto mehr entsprach sie meinem ganzen vernünftigen Denken, desto mehr klärten sich mir durch sie die Phänomene des Daseins auf. Jener mystische Zug nach dem Idealen, der durch die ganze Menschheit geht, der den Grundton aller Religionen bildet, der rohesten wie der veredelteren, er ist kein Erzeugniss der Civilisation, er ist der Menschheit eingeboren — wie der Genius, wie Güte und Mitleid dem Individuum nicht anerzogen werden können, sondern ihm eingeboren sind. Kann die unbewusste Materie und deren zufällige chemische Combination Ursache und Zeugerin dieser Fülle von Geist, Denken, Gefühl und Liebe sein, welche sich in der Menschheit bewegt? Abermals rief es in mir: Nein! Alle Erklärungen von Thätigkeit der Gehirnnerven, vom Kreislauf des Lebens, vom Urschlamm u. s. w. erschienen mir nur als blosse Beiträge zur näheren Kenntniss der Mechanik dieser Erscheinungswelt, aber ebenso ungenügend um den letzten Grund der Dinge zu erklären, als der willkürliche Schöpfer einer Schöpfung aus dem Nichts. Dass hier unser Verstand an seiner unübersteigbaren Grenze angelangt sei, wurde mir klar. Gehört er ja doch selbst auch in die Beschränkung der Erscheinung hinein;

wie sollte das in die Endlichkeit Gebannte das Unendliche fassen, wie das an Zeit und Raum Gebundne das Zeit- und Raumlose sich vorstellen können? — Sehr wohl hörte ich gleich den Einwand, mit dem die Positivisten mir antworten würden: »Was geht uns auch das Unabweisbare an? Welchen Werth hat es für unsere Existenz, die nur von den Resultaten der auf Erfahrung begründeten Wissenschaft wahren Vortheil ziehen kann?« Aber hat es denn etwa keine Resultate für die Menschheit gehabt, dass, von weiter Vorzeit her, grosse Denker wunderbare Gedankenaxiome aufgestellt haben, zu denen ihnen kein Experiment die Basis geliefert hatte, die aber, wie Fixsterne, mit ihrem eignen Licht durch die Nacht der Zeiten leuchteten, als die Wissenschaft noch arm und dürftig umher suchte und oft erst lange nachher, auf dem Wege der Empirie, mühsam die Bestätigung dessen fand, was jene Kühnen im heissen Kampfe des Gedankens mit sich selbst gefunden?

Blieb es spurlos im Leben der menschlichen Gesellschaft als ein grosses Herz, vom Elend des Daseins gerührt, von allumfassender Liebe erfüllt, eine neue, reinere Moral zur Erlösung predigend, selbst den Tod nicht scheute, um sein Werk des Erbarmens zu vollbringen?

Oder war es keine aufs Höchste anzuschlagende Wirkung, wenn die Inspirationen des Genius in tausend Herzen wiederzitterten

und ein Volk, wenn auch nur auf Stunden, aus der trüben Alltagsatmosphäre seiner Existenz heraus hoben?

Alle diese aber gingen nicht an der Hand der Erfahrung, sondern schöpften aus dem Born der Intuition, die sie im reinen Denken, im allerbarmenden Gefühl, in himmlischer Begeisterung zum Schaffen führte.

Wenn wir also anerkennen müssen, dass unser Begreifen eine Grenze hat, dass kein Experiment uns an den letzten Grund der Dinge, an die Erkenntniss des »Wesens« führen wird, sollten wir deshalb verschmähen, was die Intuition, was der Genius uns giebt: jene heiligen Entzückungen, die nichts mit der Empirie zu thun haben?

»Nein, im Gegentheil. Wir sollten uns ihnen viel tausendmal mehr hingeben, als wir es thun. Die Wissenschaft wird uns helfen, im Dienste der Intuition Verurtheilte und Unwissenheit zu vernichten, den idealen Kern aus seiner Schaafe zu befreien und den Individuen wie den Völkern das neue Evangelium zurufen: »Erlöset Euch selbst!« — Ja das ist es! Wir sollen uns selbst erlösen von dem Wahnbegriff, als sei dies Leben mit seinen Gütern etwas Anderes als eine vorübergehende Erscheinung des »Wesens.« Der Buddhismus und das Christenthum suchten bereits diesen Wahnbegriff zu zerstören, aber sie lehrten zugleich die Verachtung dieser Existenz des Scheins und trieben damit zur

thatlosen Askese, oder, als Reaction, zur unmässigen Begierde nach dem Genuss. Die wahre Erlösung wäre aber die, es zu wissen, dass das Leben einen metaphysischen Zweck hat, zu dessen Erreichung es die höchste Kraftanstrengung fordert, nämlich: das Herausbilden des Ideals im Einzelnen wie in der Menschheit. Dieses Ideal steigt in dämmernden ahnungsvollen Zeichen, wie ein fernes Nebelbild, in der Geschichte von Zeit zu Zeit auf. Es zieht wie eine brennende Frage, wie eine dunkle Qual, wie eine sehnsüchtige Liebe, wie der Drang, sich »einem Höheren, Reineren, Unbekannten« hinzugeben, von Jugend auf durch das Herz des Einzelnen. Es ist der Grund all der tiefsinnigen Mythen, mit denen die poesieerfüllte Kindheit unseres Geschlechts den von jeher existierenden Drang der Menschheit zu erklären strebte. Von der Verschuldung des Geborensseins zur Endlichkeit und Beschränkung, und durch sie zum Irrthum und zur Sünde, müssen wir uns erlösen zu der Wiederherstellung des aus seiner Götterheimath vertriebenen Unsterblichen. Nur indem wir diesem Faden nachgehen in der Geschichte, hat ihr Studium für uns einen ethischen Werth; nur indem wir, durch die Naturforschung, demselben Trieb begegnen, von der unvollkommenen Erscheinung zu der vollkommeneren fortzuschreiten, hat die Lehre von der Vervollkommnung der Gattung eine tiefe Bedeutung für uns. Aus einer hinter unserem

Erkennen liegenden, uns unbekanntem Einheit herausgerissen in die Vereinzelung der Erscheinung, sind wir dem Schmerz und der Qual und der überall begrenzten Endlichkeit anheim gegeben. Ein tiefes Heimweh klagt in uns wie Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies, lockt uns mit Hoffnungstönen zu einem zukünftigen Glück. Wir suchen dies im Lande der Täuschung, im Bereiche des Wahns. Aber ach! aus jedes Bettlers hohlen Augen, aus jedem thränengefüllten Blick, von jedem Sterbebett schauert uns ein Protest des Elends, des Schmerzes und der Verwesung an. Das Herz, an das wir uns gebettet, erkaltet, und die Lippen, die uns Worte der Liebe geflüstert oder erhabene Weisheit verkündet, verstummen; die Menschheit, der wir wohl thun wollten, zuckt die Achseln und kreuzigt oder verspottet uns. Sie tanzt noch heute um das goldene Kalb, wie sie es vor tausend Jahren gethan; sie häuft die Schätze an, die Motten und Rost fressen, und nennt sich doch Jünger dessen, der schon vor so langer Zeit gesagt hat, dass etwas ganz Anderes Noth thut. Sie bekennt eine Religion der Bruderliebe, und dabei wühlt das Schwert ohne Unterlass im Herzen der Brüder, und die Erfindung neuer Mordwerkzeuge wird höher belohnt als die Werke des Genius. Ja, der Schmerz über das Unzulängliche der Erscheinung öffnet uns die Augen und wir beginnen zu begreifen, dass »alles Vergängliche

nur ein Gleichniss« ist, nur vorübergehende Erscheinung der ewigen Einheit, von deren Seligkeit uns zuweilen in den höchsten Momenten des Lebens, in den Blitzen der Begeisterung eine ferne Ahnung durchzuckt. Also Erlösung von dem dunklen Schmerz der Erscheinung, das ist die Aufgabe! Aber nicht etwa, indem wir willkürlich ihr ein Ziel setzen und die Schranke durchbrechen — damit wäre nichts gewonnen — sondern indem wir uns, wie Wieland der Schmied, selbst die Flügel schmieden, um uns in das Land der Geliebten unsrer Jugend, in das Land des Ideals zu erheben. Nach jeder Todesnacht der Schmerzen, nach jedem Golgatha, wo unser heiligstes Empfinden ans Kreuz geschlagen wurde, sollen wir auferstehen, immer verklärter, immer unsterblicher und heiliger, immer mehr die göttliche Idee in uns enthüllend. Das ist die Aufgabe der Individuen, der Völker, der Menschheit. Wer sie nicht erfüllt, wem das Endliche Selbstzweck und nicht bloß Mittel ist, der verharrt in der Qual des Daseins, an den Fluch des Suchens ohne Frieden, des Irrthums ohne Berichtigung, der Sünde endlich, gebunden, und nach der tiefinnigsten Mythe hochbegabter Völker muss er so lange wiedergeboren werden, bis ihm das Geheimniss der Erlösung aufgegangen ist. Wem es aber aufgegangen ist, der sehnt sich mit tiefem, endlosen Mitleid, Alle mit hineinzuziehen, die noch in der Nacht des Scheins und des un-

seligen Irrthums wallen. Der möchte sein Leben hingeben, um sie zu erlösen — wenn Einer es für Alle thun könnte — wenn es nicht immer wieder heissen müsste: Erlöset Euch selbst.

So schien mir denn das Räthsel des Lebens gelöst; mein dunkles Suchen hatte endlich den Stern schimmern sehn, in dessen Licht ihm Erfüllung werden sollte.

Ich war allein am Meeresufer, als mich alle diese Gedanken befreiend und versöhnend umflutheten, und wieder, wie einst in fernen Tagen in den Alpen der Dauphiné, trieb es mich hier niederzuknien vor der unbegrenzten Fluth, Sinnbild des Unendlichen.

Ich fühlte, dass ich betete, wie ich nie zuvor gebetet hatte, und erkannte nun, was das eigentliche Gebet ist: Einkehr aus der Ver-  
(einzelung der Individuation heraus in das Bewusstsein der Einheit mit Allem was ist, niederknien als das Vergängliche und aufstehen als das Unvergängliche.

Erde, Himmel und Meer erklangen wie in einer grossen weltumfassenden Harmonie. Mir war es, als umgäbe mich der Chor aller Grossen, die je gelebt. Ich fühlte mich eins mit ihnen und es schien mir als hörte ich ihren Gruss: »Auch du gehörst mit in die Zahl der Ueberwinder!«

## Fünftes Kapitel.

### Neue Verluste.

Die heiligen Entzückungen jener Momente, wo wir auf dem Sinai knien und die Offenbarung in Flammenzungen empfangen, sind, wie es sich von selbst versteht, nur vorübergehend. Der irdische Nebel hüllt uns wieder ein, und der Weg durch die Wüste beginnt wieder mit seiner Mühe und Pein. Aber es bleibt doch eine tief ernste Freudigkeit im Grund der Seele, ein Bewusstsein des geheimen Bundes mit der Ewigkeit, über den das dunkle Leben keine Macht mehr hat. So fuhr auch ich endlich dem Weltgetriebe wieder zu, als die Arbeit mich durchaus nach London zurückrief; ruhig und gefasst wieder die Last des Tages zu tragen, aber mit einem Kleinod tief verborgen im Bewusstsein, von dessen lichthem Schein ein Trost ausging, wenn ich den Blick nach innen wandte. — In London kehrte ich zunächst an die bestimmte Tagesarbeit: Uebersetzungen und Journalartikel zurück. Einige Kritiken, welche ich über russische, neu erschienene Bücher geschrieben hatte, zogen mir

Aufträge zu Uebersetzungen derselben von Seiten englischer Verleger zu; so u. A. ein Buch vom Grafen Nicolai Tolstoy »Kindheit und Jugend« (Childhood and Youth), eins der liebenswürdigsten Bücher in Memoirenform, das man finden kann. Es hat den Reiz des einfachen Freimuths, mit dem alle die bedeutenden russischen Autoren sich selbst und die sie umgebenden Zustände schildern, dabei die feine Analyse der menschlichen Empfindungen, die ohne psychologische Abhandlungen, welche den Gang der Handlung stören, aus der Situation selbst hervorgeht und einen grossen Zauber ausübt, weil sie den Leser gleichsam zum Mithandelnden, Mitempfindenden macht.

Komische Erfahrungen machte ich bei diesem Verkehr mit der englischen literarischen Welt. So schrieb ich u. A. einmal wegen Beiträgen an eine der ersten Monatsschriften, die in Edinburgh herauskommt. Ich erhielt eine sehr höfliche Antwort, dass man gern bereit sei Beiträge aufzunehmen, nur müsse man bevorworten, dass dieselben weder politischen, noch religiösen, kritischen, historischen oder socialen Inhaltes sein dürften, dass im Uebrigen aber Alles willkommen sei. Da ich nun nicht recht wusste was noch übrig sei, so enthielt ich mich der Beiträge an dieses charaktervolle Journal. Ferner sandte ich einmal das Manuscript eines von mir in englischer Sprache geschriebenen Romans an einen Ver-

leger. Er sandte mir dasselbe zurück mit dem grössten Lobe des Inhalts (den er sogar genial nannte), wie der Sprache, bedauerte aber sehr, dasselbe doch nicht drucken zu können, da es der herrschenden religiösen Ansicht nicht entspräche. Es ist nämlich eine sehr auffallende Erscheinung, dass fast alle, auch die vorzüglichsten englischen Romane, mit einem orthodoxen Glaubensbekenntniss endigen, selbst wenn der Anfang durchaus nicht auf eine solche Gesinnung von Seiten des Verfassers hat schliessen lassen. Es hat sich dies übrigens in neuester Zeit schon sehr modificirt und wird sich wohl immer mehr modificiren, jemehr die Eistrinde der conventionellen Beschränktheit dem langsamen, aber sicheren Process des englischen Fortschritts weicht. Damals aber war die Zeit noch nahe und zum Theil noch da, wo in der Mehrzahl englischer Familien Byron's und Shelley's Werke verpönt waren.

Dieser Winter war eine fruchtbare, arbeitssame Zeit für mich. Wenn am Tage die Arbeit geschafft wurde, die Geld brachte, so kam am Abend noch das Bedürfniss des eigenen Schaffens zu seinem Recht, und es entstanden mehrere Novellen und Aufsätze über verschiedene, namentlich Erziehungsfragen, die ich fast alle in englischer Sprache schrieb, aber ad acta legte, da ich nun wusste, in England würden sie ihrer Tendenz wegen nicht gedruckt werden. Mit Deutschland aber war

ich zu sehr ausser aller Beziehung, um dort einen Versuch zu machen.

Ich war sehr viel mit Mrs. Bell zusammen, und uns beschäftigten vorzugsweise die Fragen über Ehe, Familie, Erziehung und alle Folgen, die sich für die menschliche Gesellschaft an diese wichtigen Stadien des menschlichen Lebens knüpfen. Wir studirten statistische Berichte und suchten uns die thatsächlichen Belege dafür auf, wie vollständig auch hier geistige Entwicklung und wahre Bildung die entscheidenden Factoren sein würden, denn je tiefer die Volksschichten, je geringer der Grad geistiger Zeugung und Befriedigung und je grösser die physische Production, mithin die Thatsache, dass in den ärmsten Volksklassen die Kinderzahl am grössten ist. Wäre denn aber das nationalökonomische Princip, dass die grosse Zunahme der Bevölkerung der beste Reichthum eines Landes sei, unbedingt das richtige? Ist die Uebervölkerung, namentlich der rohen, ungebildeten Klassen, nicht vielmehr ein Hinderniss der Cultur, eine Ursache des Proletariereleids und vielfacher Uebel, ersichtlich schon daraus, dass überall wo sie eintritt, Abfluss durch Auswanderung nöthig wird? — Wir, Mrs. Bell und ich, kamen bei solchen Discussionen zu dem Schluss, dass es ein unermesslicher Vortheil sein würde, wenn durch gesteigerte Bildung und Befähigung zu geistiger Production dem brutalen Zeugungstriebe eine edle, natürliche Schranke angelegt

würde, und wenn weniger, aber edlere, vollkommnere Exemplare der menschlichen Gattung producirt würden. Wir erinnerten uns der Sage, dass eine Königin des Orients, ein geistig und körperlich vollendetes Wesen, zu Alexander dem Grossen kam, um mit ihm einen Sohn zu zeugen, ein Bild vollendeter Menschheit, und wir kamen überein, dass nur so eine edlere Menschheit entstehen könne, wenn die höchsten Typen sich zusammenfänden und dem menschlichen Wesen mit vollem Kunstbewusstsein, als einem wahren Kunstwerk, das Leben gäben. Die Griechen wussten es — denn was anders bedeuten ihre Mythen von der Vermählung unsterblicher Götter mit irdischen Auserwählten? Sie wussten es, dass es einzig auf die Erzeugung des Heros, des vollendeten Menschen, ankommt, wie im Gestüte auf die Erzeugung der edlen Racepferde, und nicht auf die Vermehrung der Heerde. Mit Mrs. Bell hatte ich überhaupt einen regen geistigen Verkehr und besuchte öfter mit ihr Gallerien und Ausstellungen, da ihr tiefer künstlerischer Sinn solches gemeinsame Schauen zu einem wahren Genuss machte.

Eine andere geistige Anregung kam in mein Leben durch die in Ventnor angeknüpfte Bekanntschaft mit Lothar Bucher, die sich in London fortsetzte. Er war so gütig, auf meinen Wunsch einzugehen und wöchentlich einmal einen Abend mir über Nationalökonomie theils Verschiedenes vorzulesen, theils mündlich zu

erläutern. Ich fühlte es als einen grossen Mangel, dass ich mir nie eine nähere Kenntniss der nationalökonomischen Grundsätze verschafft hatte, sondern, diese Lücke lassend, gleich zur Beschäftigung mit den socialistischen Systemen übergegangen war. Diesem Mangel wollte ich gern abhelfen, und wie hätte ich es besser gekonnt, als unter der Leitung des tief gründlichen Mannes? Freilich gaben ihm mein obstinater Socialismus und meine allzu idealistischen politischen Ideen manches Aerger-niss. So machte es ihn z. B. einmal sehr böse, dass ich die Zwischenträger zwischen Producirenden und Consumirenden nicht als nothwendige Factoren des nationalökonomischen Prozesses anerkennen wollte und meinte, der Verkehr könne direct zwischen Jenen stattfinden. Ebenso hielt er es für eine unreife Ansicht, dass ich meinte, Deutschland solle die seiner Herrschaft beharrlich widerstrebenden ehemalig polnischen Landestheile zurückgeben; denn, sagte er, das grössere Culturelement habe das Recht, das geringere zu absorbiren. Bei alledem war er aber doch unermüdlich freundlich, hilfreich und geduldig mit meinem oft so mangelhaften Wissen, und erfreute mein Leben mit vielen lebenswürdigen Aufmerksamkeiten, die mich um so mehr rührten, als man, bei seinem abgeschlossenen Wesen, dergleichen nie von ihm erwartete. Da wir weit auseinander wohnten, so wurde auch viel brieflich verhandelt, und es war mir eine wahre

Wohlthat, so viel von einem Menschen lernen zu können.

Bei Kinkels war ich gleich nach meiner Rückkehr aus Ventnor gewesen, hatte aber nur Johanna getroffen. Sie waren, zum ersten Mal seit ihrem Aufenthalt in England, in den Sommerferien nicht aus der Stadt gewesen, sondern hatten dieselben dazu benutzt, eigene literarische Werke zu vollenden. Johanna hatte ihren Roman: »Hans Ibeles« beendet, worüber ich mich sehr freute, da die mir von ihr bekannten Schriften: Novellen, die in einem Band mit denen Kinkel's veröffentlicht waren, und anderes Ungedruckte, was sie mir vorgelesen hatte, mir ausserordentlich gefielen und es mich immer hatten bedauern lassen, dass sie nicht in grösserem Maasse zur Ausübung ihrer schriftstellerischen Begabung kam, die ihrer musikalischen gewiss gleich war. Sie erzählte mir, wie besonders schön und heiter diese Ferienzeit gewesen sei, und wie sie sich kaum, seit ihrer Brautzeit, einer glücklicheren Epoche erinnere. Sonderbarerweise aber trat mir neben diesen heiteren Mittheilungen, zum ersten Mal gegen mich gewendet, jenes miss-trauische Element gegenüber, welches das einzige war, das zuweilen die grosse, schöne Natur Johanna's verdunkelte. Es handelt sich um einen Besuch, den ich, noch vor meiner Reise nach Ventnor, mit einer dritten Person im Hause gemacht hatte, nicht ohne sie vorher um Erlaubniss gefragt zu haben, ob ich

diese Person einführen dürfe. Sie warf mir plötzlich vor, bei diesem Besuch eine Absicht gehabt zu haben, die wenn sie wirklich vorhanden gewesen wäre, den vollständigen Verlust ihrer Freundschaft und absoluten Bruch mit ihr hätte nach sich ziehen müssen. Ich war so überrascht von diesem unerwarteten und unverdienten Angriff, dass mein Schmerz grösser war als mein Unwille, und ich, als einzige Antwort, in Thränen ausbrach. Ich liebte Johanna so aufrichtig, bewunderte sie so ganz, nahm so innigen Antheil an ihrem Glück, dass es mir wie ein Sacrilegium vorgekommen wäre, irgend etwas zu thun, was dieses Glück hätte trüben können, abgesehen davon, dass die einzige Absicht jenes Besuches gewesen war, der erwähnten dritten Person wohlzuthun, indem ich ihr die Bekanntschaft Kinkel's und Johanna's und deren Schutz verschaffte. Meine Thränen entwaffneten Johanna's Leidenschaft und beunruhigten sie. Sie bat mich wegzugehen, ehe Kinkel nach Haus käme, da es ihm schrecklich sei weinen zu sehen. Sie küsste mich und versicherte, dass nun, da sie sich ausgesprochen habe, wieder Alles gut und wie sonst zwischen uns sei. So war es aber doch nicht in mir. Es fiel mir nicht ein, ihr zu zürnen, und ich vergab ihr, weil ich es verstand, wie dies hatte kommen können. Es war dies das Krankhafte in ihr, der ihrer Natur mitgegebene Mangel, der sich überall, auch in den edelsten Naturen, in einer oder der andern

Form findet und, oft zu unserem eigenen Erstaunen, wenn wir ihn durch unsere Anstrengungen längst überwunden glauben, aus den Tiefen unseres Seins wieder auftaucht; ein Beweis, dass wir wesentlich, als ein Unveränderliches aus der geheimnissvollen Werkstatt der Natur hervorgehen. Vergab ich ihr nun auch völlig um dieses Verständnisses willen, so blieb doch ein schmerzlich verstimmter Ton in mir darüber, dass wieder einmal eine ganz reine That, noch dazu des Mitleids, so hatte verkannt werden können. Ich musste ihm Zeit lassen, sich aufzulösen in jene stille Harmonie der Wehmuth, die, je mehr wir das Leben verstehen lernen, je vernehmlicher in den Tiefen unserer Seele tönt; Wehmuth darüber, dass auch das Schönste und Vollendetste, in die Grenze der Erscheinung gebannt, nicht fleckenlos bleiben kann. Ich ging nicht sobald wieder hin. Johanna schrieb mir, um Alles wieder in das Gleichgewicht zu bringen. Ich antwortete nicht, weil die Wellen in mir noch zu hoch gingen und ich abwarten wollte, dass sie sich ganz beruhigt hätten. So kam mein Geburtstag und mit ihm folgender Brief von Johanna:

»Nimm unsere vereinten herzlichen Glückwünsche zu deinem Geburtstag. Ein kleines Geschenk, dass ich dir zugedacht hatte, wird morgen oder übermorgen bei dir eintreffen. Du hast mir auf meinen letzten Brief nicht geantwortet. Ich will nicht fragen, ob in

deinem Gemüth eine Bitterkeit gegen uns zurückgeblieben ist; ich will dir lieber sagen, dass mit dem Ergiessen meiner Verstimmung in mündlichen Vorwurf jede Spur des Zorns verschwunden ist. Ich überlasse es der Zeit, ob meine innerste Herzensmeinung wieder klar vor deinem Verstande stehen wird. Du hast einen zu grossen und klaren Verstand, um nicht auch einen von dem deinen abweichenden Standpunkt als berechtigt zu achten. Für mich sprechen oft wiederholte Erfahrungen, die ich dir nicht detailliren kann ohne perfid gegen ehemalige Freunde zu sein. Ich möchte auch diejenigen, die mich unverzeihlich zu kränken suchten, nicht ohne Noth denunciren. Sogar um mich selbst zu vertheidigen, will ich es nicht thun, denn meine bescheidne Wirksamkeit in der Familie hängt nicht von dem lächerlichen Ruf ab, den man mir draussen in der Welt anhängt. Es giebt freilich einen Namen, der mir theuer ist, und ich werde nicht dulden, dass man ihn muthwillig verunglimpft. Er selbst ist stolz genug, ohnmächtige Schmähung zu verachten, aber mir bricht der leiseste Schatten das Herz, den böse Menschen auf ihn bringen. Auf Wiedersehn! Sei herzlich geküsst von deiner

Johanna.«

Dieser Brief rührte mich sehr. Ich kannte ihr Herz ja so genau, das so gut, so demüthig, so liebend, trotz aller leidenschaftlichen Aufwallungen, war. Ich wusste ja, trotzdem sie

mir in jener letzten Unterredung gesagt hatte: »Ich lebe nicht mehr für Menschen, ich lebe nur noch für Ideen,« wie eigentlich der Kern und Inhalt ihres Lebens doch nur die vergötternde Liebe für ihren Mann und ihre Kinder war. So antwortete ich ihr denn auch in herzlichster Weise und verhiess meinen baldigen Besuch. Dennoch gingen noch wieder Tage hin, ehe ich dazu kam, weil in London für beschäftigte Menschen bei den weiten Entfernungen, das »bald« ein unberechenbares Ding ist. Am 14. November kam Angelika von Lagerström mich zu besuchen, und erzählte mir, dass sie Tags zuvor bei Johanna gewesen sei und dieselbe wieder an einem, fast alle Winter wiederkehrenden Anfall von Bronchitis krank und an ihr Schlafzimmer gefesselt gefunden habe. Doch sei sie heiter und guten Muths gewesen und habe, als ihr jüngster Sohn, ein schöner blühender Knabe, eben in das Zimmer getreten sei, mit überwallender Liebe gesagt: »Wie soll man denn auch nicht guten Muthes sein, wenn man so ein Hermännchen hat!«

Es beruhigte mich trotzdem, sie wieder krank zu wissen, da diese Bronchitis-Anfälle sie immer sehr angriffen, und ihre Gesundheit ohnehin eine schwankende war. Es hatte sich längst herausgestellt, dass sie an einer Herzkrankheit litt. Im Winter vorher war sie einmal in einer Gesellschaft, von einem Herzkrampf befallen, hingestürzt und wäre vielleicht,

ohne die zufällige Anwesenheit eines Arztes, damals demselben erlegen. Ich beschloss also, jedenfalls den folgenden Tag zu ihr zu gehen und mich selbst von ihrem Befinden zu überzeugen. Aber auch an dem Tag ward es mir unmöglich gemacht; ich hatte vielleicht nur eine Stunde Nachmittags frei, und das war zu wenig zu einem Besuch in dem weitab gelegenen Stadttheil, wo Kinkels wohnten und wohin der Weg allein mindestens eine halbe Stunde nahm. Ich richtete nun meine Arbeit so ein, um am folgenden Tag sicher ein Paar Stunden frei zu haben. Am Morgen des sechzehnten November erhielt ich mit der frühesten Stadtpost einen Brief, dessen Adresse von Kinkel's Hand geschrieben war. Ich erbrach ihn und las:

Liebe Freundin!

»Meine Frau ist todt, heute halb drei Uhr. Wenn ich nichts weiter hinzufüge, Sie bedenken mir's nicht.

»Wollen Sie mir aus alter Freundschaft etwas helfen kommen — ich bin so hülflos wie ein Kind. Ihr

G. Kinkel.«

Ein furchtbarer, unerträglicher Schmerz ergriff mich. So also musste auch diese grosse, mir tief in das innerste Leben gewachsene Liebe endigen? So jäh abgerissen, so unvermittelt Alles vorbei, noch ehe ich ihr die volle unverminderte Ergebenheit, die gänzliche

Vergebung jener einen bitteren Stunde hatte zeigen können! Es war dies sicher von allen harten Schlägen meines Lebens einer der härtesten; er traf mich so unvorbereitet, so recht mitten in das Herz hinein.

Natürlich liess ich Arbeit und Alles und begab mich sofort zu Kinkel. Welch' ein Wiedersehen war das! Ich erfuhr nun erst, dass der Tod ein gewaltsamer, durch den Sturz aus dem Fenster ihres Schlafzimmers in den Hof veranlasster gewesen sei und dass, da sie im Augenblick des Sturzes allein im Zimmer gewesen war, der bittere Zweifel aufsteigen musste, ob dieses jähe Abreissen des Lebensfadens nicht ein freiwilliges gewesen sei. Dem tief gebeugten Gatten musste dieser Zweifel, trotzdem sein Herz eine andere Gewissheit hatte, die Last des Schmerzes noch schwerer machen. Dagegen sagte Johanna (die älteste Tochter, ein wahrhaft ideales Geschöpf, in der kindlichen Hülle eines vierzehnjährigen Mädchens schon eine grosse, heldenmüthige, mit jedem edelsten Reiz geschmückte Seele tragend) mit ruhiger Gewissheit: »Nein, die Mutter hat uns nicht freiwillig verlassen.« Diese Gewissheit ward auch mir, als ich vor der Leiche der so tief geliebten Freundin stand und auf die festen, wie in Erz gegossenen Züge, über denen in feierlichem Schweigen das Geheimniss des Todes lag, blickte. War doch ihr letztes Bekenntniss an mich das des reinsten Glücks gewesen. Ihr Leben hatte,

nach so schweren Kämpfen, ja gerade einen Höhepunkt erreicht. Ihre Stellung war jetzt so, dass die einstigen materiellen Sorgen sie nicht mehr drückten. Die Arbeit konnte so weit vermindert werden, dass sie nicht mehr Last, sondern Freude war. Es blieb Zeit zu eigenem freudigen Schaffen. Die Kinder wuchsen, gesund an Geist und Körper, zu immer schönerer Freude der Eltern heran. Kinkel stand in voller Kraft und erfolgreichem Wirken nach vielen Seiten hin. — Was hätte das feurig liebende Herz Johanna's bestimmen sollen, das dunkle Todesloos dem endlich so heiter gewordenen Dasein, dessen Licht und Liebe spendender Mittelpunkt sie selbst war, vorzuziehn? In vollster Ueberzeugung stimmte ich der lieblichen Tochter bei. Ich widmete mich den Verlassnen für die nächsten Tage ausschliesslich und suchte ihnen über die traurigen Besorgungen wegzuhelfen, welche, nicht als heilsame, sondern als qualvolle Zerstreuung, dem Schmerze bei einem Todesfall aufgebürdet werden. Die Art dieses Todes aber machte noch andere peinvolle Dinge nöthig, die ich den Trauernden leider nicht erleichtern konnte, nämlich Obduction und Todtenschau vor der Jury. Die erstere ergab, dass das Herz sich zu dem Doppelten seiner natürlichen Grösse ausgedehnt hatte. Es schien nun ganz erklärlich, dass ein eingetretner Herzkrampf die Verstorbene veranlasst hatte, an das Fenster zu eilen, um frische Luft zu

schöpfen, dass sie dabei das Gleichgewicht verloren hatte und hinausgestürzt war. Das Fenster war eines jener in England noch so häufig vorkommenden, welche von unten in die Höhe geschoben werden. Dies erfordert meist eine ziemliche Anstrengung, da die Fenster schwer sind und bis zu einer gewissen Höhe geschoben werden müssen, um nicht wieder herunter auf den Kopf zu fallen. Die Brüstung des Fensters war nur zwei Fuss über dem Fussboden des Zimmers; bei einem raschen Hinausbiegen konnte der Oberkörper leicht das Uebergewicht bekommen. Von diesem Fenster aber bis auf das Pflaster des kleinen Hofes, in den es hinaus schaute, waren es sechsundvierzig Fuss. Dazu war es einer jener trostlosen November-Nebeltage London's, wo die Luft keine Luft ist und ein vom Krampf geängstigtes Wesen, um nur athmen zu können, leicht jede Berechnung, im Schwindel der Beängstigung, verlieren kann. Für uns stand die Sache fest. Aber noch blieb die peinliche Nothwendigkeit der öffentlichen Prüfung und Bestätigung des Falles. Dieser Akt konnte erst am fünften Tage nach dem Tode stattfinden. Die nächsten Freunde versammelten sich bei Kinkel, um ihn und die Kinder auf diesem schweren Gang zu begleiten, denn auch die Kinder mussten mit, und die edle Johanna war bereit, für die geliebte Mutter zu zeugen. Kinkel war, wie ich ihn immer in entscheidenden Augenblicken fand, muthig gefasst, männlich

besonnen und entschlossen, ja fast gehoben von dem Gedanken noch etwas für sie thun zu können. Als wir uns auf den Weg zu dem nahe gelegenen Gerichtslocal des Stadtbezirks begaben, sagte er mir: »So! Nun wollen wir noch einmal für sie kämpfen.«

Er wurde als erster Zeuge vor die Geschworenen berufen. Nachdem er die einleitenden Fragen über Namen, Alter, Stand, Lebensverhältnisse beantwortet, gab er eine Schilderung seines häuslichen Lebens, der Schicksale, die seine Frau und er zusammen erlebt, der Liebe, die sie ihnen hatte tragen helfen. Er endete mit der Erzählung des letzten Gesprächs, das sie, eine Stunde vor ihrem Tod, zusammen gehabt hatten, in welchem er ihr die Mittheilung angenehmer geschäftlicher Aussichten machte, und nachdem er sie in der heitersten Stimmung verliess, um sich zu einer Klasse zu begeben, die er im eignen Hause hielt, und aus der man ihn nach zehn Minuten abrief, um sie im Hof als Leiche aufzuheben.

Die Rede war so einfach, würdig, trug so ganz das Gepräge der lautersten Wahrheit, dass alle Zuhörer sichtlich davon bewegt waren. Als Kinkel nun sagte: er habe nichts weiter hinzuzufügen, draussen aber stehe seine junge Tochter, die auch bereit sei, ihr Zeugniß abzulegen, da erhob sich der Vorsitzende und wendete sich an die Geschworenen mit den Worten: »Ich denke, meine Herren, das, was wir eben gehört haben, reicht hin, um in uns

Allen eine und dieselbe Ueberzeugung hervor-zurufen, und es ist überflüssig noch andere Zeugen zu vernehmen.« Alle erhoben sich, stimmten bei und gaben das Verdict: zu-fälliger Tod.

Ich bewunderte in tiefster Seele dies schöne, menschliche Verfahren. Es erschien mir als die einzig wahre Höhe der menschlichen Justiz, wenn das moralische Feinfühlen so ge-stärkt wird, dass der sittliche Eindruck der entscheidende bleibt und, in einem ohnehin so peinlichen Fall, unnütze Pein erspart. Wir Alle begleiteten Kinkel nach Haus und ver-brachten eine fast frohe Stunde bei ihm, indem wir sein erhobnes Gefühl theilten, dass er für die Theure diesen letzten Sieg errungen hatte. Dann gingen die Andern. Ich blieb noch, um mit ihm und den Kindern Abschied zu nehmen von dem, was vergänglich an ihr war, die fortan unvergänglich fortleben sollte in unseren Herzen. Ich hatte sie mit frischen Blumen geschmückt, und sie lag unter ihnen wie schlummernd, in erhabener Ruhe, die kunstvollen Hände, deren seelenvolles Spiel uns so oft begeistert hatte, über der Brust gekreuzt. Es war ein schönes Bild, das auch den kindlichen Seelen sich einprägen durfte zu heiliger Erinnerung. Ich drückte den letzten Kuss auf die kalte Stirn, wir löschten die Lichter aus und verliessen schweigend das Zimmer.

Die Individuation des ewigen Lebens-

geheimnisses in dieser einen Hülle war vorüber. Aber sie hatte ihr Ziel erreicht; sie war erlöst von der Knechtschaft des Daseins in die ewige Freiheit hinübergewandert, für die ihr grosses Herz schon hier geschlagen hatte.

Am folgenden Morgen vereinigten wir uns zum Begräbniss und zwar auf einer Eisenbahn-Station. Kinkel hatte zur Begräbnissstätte nicht den Friedhof von Highgate, sondern den 24 englische Meilen von London entfernten neuen Friedhof der Nekropolis erwählt, weil derselbe nicht vor Menschenaltern von der Stadt erreicht werden kann. Man fährt mit der Bahn dahin. Ich fuhr mit Kinkel und den Kindern in einem Waggon. Die Herren, die sich zum Begräbniss eingefunden, Deutsche und Engländer, waren ebenfalls auf dem Zug. Kinkel theilte mir unterwegs seinen Vorsatz mit, am Grab zu sprechen. Ich sagte, mir wär es auch so um das Herz, als müsste ich es thun. Er bat mich sehr darum, aber schon schwand mir der Muth, wie ich denn von je eine unüberwindliche Schüchternheit gehabt hatte, in irgend einer Weise öffentlich zu sprechen, und eigentlich nur im Zwiegespräch mich frei fühlte. In London war es kalt und neblig gewesen, draussen aber war es hell und warm. Am Eingang des Friedhofs ordnete sich der Zug. Der Ruheplatz für sie war schön gewählt. Die blauen Hügel von Hampshire sahen freundlich her-

über und erinnerten an die rebenbekränzten Berge ihres Rheinlandes, welches sie so geliebt hatte und welches die Wiege ihrer schöpferischen Begabung in Musik und Dichtkunst gewesen war. Zuerst sprach ein englischer Freund, dann Kinkel selbst, Worte wie nur ein Dichter sie der Heissgeliebten nachrufen kann in das Grab. Er sprach von ihrem hohen Muth, wie der Feind nie eine Thräne in ihrem Auge gesehen, wie sie ihr Vaterland geliebt habe, wie sie fortlebe in ihren Liedern, und ihr Glaube und ihr Streben in ihren Kindern und in braven Herzen, in denen sie das heilige Feuer angefacht. —

Als er geendet, trat der edle Freiligrath hervor und legte einen Lorbeerzweig auf den Sarg, ich bestreute denselben mit Blumen, und dann sank er hinunter in das offene Grab. Die Sonne schien freundlich hinab, als wolle auch das Land, das sie gastlich aufgenommen und ihr eine zweite Heimath geworden war, sie noch zum Abschied grüssen und sie warm betten. Es hatte ihren hohen Werth erkannt und geehrt. Wir aber, die wir diese Gruft umstanden, fühlten, dass auch Deutschland hier etwas Seltenes verloren hatte. Ein leuchtendes Beispiel, dass auch das Weib eine unerschrockene Kämpferin für Wahrheit und Recht und unermüdlich thätig sein kann auf den höchsten Gebieten geistigen Schaffens, dabei aber nicht nur jede Pflicht des häuslichen Lebens als Gattin und Mutter in edelster Weise erfüllen,

sondern sogar für den materiellen Unterhalt der Familie mitsorgen kann. Einige Tage nach der Beerdigung erhielt ich von Freiligrath das nachstehende schöne Gedicht, welches er den Freunden der Verstorbenen als doppelt theure Erinnerung zusandte:

### Nach Johanna Kinkel's Begräbniss.

(20. November 1858.)

Zur Winterszeit in Engelland,  
Versprengte Männer, haben  
Wir schweigend in den fremden Sand  
Die deutsche Frau begraben.  
Der Raufrost hing am Haidekraut,  
Doch sonnig lag die Stätte,  
Und sanften Zugs hat ihr geblaut  
Der Surrey-Hügel Kette.  
Um Ginster und Wachholderstrauch  
Schwang zirpend sich die Meise, —  
Da wurde dunkel manches Aug',  
Und Mancher schluchzte leise;  
Und leise zitterte die Hand  
Des Freundes, die bewegte,  
Die auf den Sarg das rothe Band,  
Den grünen Lorbeer legte.  
Die muthig Leben sie gelehrt  
Und muth'ge Liederweisen,  
Am offenen Grabe stand verstört  
Das Häuflein ihrer Waisen;  
Und fest, ob auch wie quellend Blut  
Der wunden Brust entrungen,  
Ist über der verlass'nen Brut  
Des Vaters Wort erklungen.  
So ruh' denn aus in Luft und Licht!  
Und lass uns das nicht klagen,  
Dass Drachenfels und Oelberg nicht  
Ob deinem Hügel ragen!

Dass er nicht glänzt im Morgenthau,  
Noch glüht im Abendscheine,  
Wo durch Geländ und Wiesenau  
Die Sieg entrollt zum Rheine!

Wir senken in die Gruft dich ein,  
Wie einen Kampfgenossen;  
Du liegst auf diesem fremden Rain,  
Wie jäh vor'm Feind erschossen;  
Ein Schlachtfeld auch ist das Exil, —  
Auf dem bist du gefallen,  
Im festen Aug' das Eine Ziel,  
Das Eine mit uns Allen!

Drum hier ist deine Ehrenstatt,  
In England's wilden Blüthen;  
Kein Grund, der besser Anrecht hat  
Im Sarge dich zu hüten!  
Ruh' aus, wo dich der Tod gefällt!  
Ruh' aus, wo du gestritten!  
Für dich kein stolzer Leichenfeld,  
Als hier im Land der Britten!

Die Luft, so dieses Kraut durchwühlt  
Und diese Graseswellen,  
Sie hat mit Milton's Haar gespielt,  
Des Dichters und Rebellen;  
Sie hat geweht mit frischem Hauch  
In Cromwells Schlachtstandarten;  
Und dieses ist ein Boden auch,  
Drauf seine Rosse scharren!

Und auf von hier zum selben Bronn  
Des goldnen Lichtes droben  
Hat Sydney, jener Algernon,  
Sein brechend Aug' erhoben;  
Und oft wohl an den Hügeln dort  
Ihr Aug' liess Rahel hangen. —  
Sie, Russel's Weib, wie du der Hort  
Des Gatten, der gefangen!

Die sind's vor Allen, diese Vier,  
Dies Land es ist das ihre!  
Und sie beim Scheiden stellen wir  
Als Wacht an deine Thüre!  
Die deinem Leben stets den Halt  
Gegeben und die Richtung, —  
Hier stehn sie, wo dein Hügel wallt:  
Freiheit, und Lieb', und Dichtung.

Fahrwohl! und dass an muth'gem Klang  
Es deinem Grab nicht fehle,  
So überschütt' es mit Gesang  
Die frühste Lerchenkehle!  
Und Meerhauch, der dem Freien frommt,  
Soll flüsternd es umspielen,  
Und Jedem, der hier pilgern kommt,  
Das heisse Auge kühlen!

Ferdinand Freiligrath.

Musste nun auch das Leben in seine gewohnte Bahn zurück und musste ein Jeder wieder den Weg der Arbeit gehen, so verweilte ich doch in der nächsten Zeit, so oft es möglich war, bei den Verlassenen. Ich verbrachte manchen Abend bei Kinkel, zusammen mit ein oder dem Andern der Bekannten, die ihm in aufrichtiger Theilnahme genaht waren, so u. A. mit Bucher, welcher früher in gar keiner Beziehung zu ihm gestanden hatte. An einem dieser Abende eröffnete Kinkel uns Beiden seine Absicht, ein Journal in deutscher Sprache in London herauszugeben, und forderte uns zur Mitarbeit daran auf. Bucher hatte zwar dabei seine Bedenken, die er mir später mittheilte, sagte aber doch zunächst einige Artikel zu. Ich hatte keine

Bedenken und sagte unbedingt zu. Kinkel wünschte, dass ich ihm vermittelt meiner Verbindungen mit Herzen Berichte über russische Zustände gäbe, von welchen Herzen aus authentischen Quellen fortwährend zuverlässige Kunde hatte. Besonders sollte ich Rücksicht nehmen auf Alles, was in Betreff der Emancipation der Bauern gesagt und geschrieben würde.

Diese Frage wurde von allen Seiten jetzt so dringend besprochen, dass die Nothwendigkeit einer Entscheidung an die Regierung herantrat. Selbst wenn der Wille des neuen Kaisers weniger gut gewesen wäre, als von ihm gerühmt wurde, so hätte er endlich dieses Werk vollbringen müssen. Es war eine reife Frucht, die nothwendig vom Baume fallen musste. Nicht nur dass Herzen es in seiner zu einer wirklichen Macht gewordenen »Glocke« unablässig forderte und von allen möglichen Seiten in Bezug der praktischen Ausführung beleuchtete und erörterte — auch von anderen Seiten erschienen Broschüren und Artikel, welche den Gegenstand behandelten und Vorschläge zu seiner Verwirklichung machten. Es gab mir das Gelegenheit, mich gründlich über diese Frage zu unterrichten und mehrere der bezüglichen Broschüren zu lesen. Mich interessirte dabei hauptsächlich die Frage: wird mit der Freiheit die communistische Einrichtung der Gemeinde in Russland bestehen bleiben? Oder wird der Individualismus, wie

im übrigen Europa die Oberhand gewinnen? Wird das Bedürfniss nach persönlichem Besitz die Tradition überwinden, und werden damit alle guten und schlechten Folgen des verstärkten Individualismus eintreten? Wird dann Russland denselben Process durchzumachen haben, den in Jahrhunderte langem Kampf das übrige Europa durchmacht, zwischen dem ungeheuren Anspruch des Einzelnen und dem Anspruch Aller? Dieser Kampf, der sich erst im vollendeten Staat endigen kann, wo jedes Einzelinteresse, geschützt und befriedigt, sich harmonisch mit dem Gesamtinteresse verträgt? Dies waren freilich Fragen, die erst eine ferne Zukunft lösen konnte. Sie mussten ohne Einfluss bleiben auf die augenblickliche Forderung einer einfachen menschlichen Gerechtigkeit, welche die Aufhebung der Sklaverei, die ein Schimpf für Europa war, forderte. Ich verkehrte viel brieflich mit Herzen wegen dieser Gegenstände, da er ausserhalb der Stadt wohnte. Seine Propaganda war in grösster Blüthe, und sein Blatt hatte einen immer wachsenden Einfluss. Aus guter Quelle wurde versichert, dass der Kaiser Alexander dasselbe lese und beherzige.

Herzen war auch weit entfernt, ein eigentlich revolutionäres Programm zu haben. Er war zu umsichtig, um Sprünge in der historischen Entwicklung zu verlangen, und begriff vollkommen, dass ein Land wie Russland nicht sogleich aus der Sklaverei in die Freiheit der

Republik eintreten konnte. Sein Programm bestand positiv aus vier Forderungen, die er so formulirt hatte :

1. Emancipation der Bauern mit dem Besitz der Erde, die sie bebauen.
2. Abschaffung der Präsentiv-Censur.
3. Abschaffung des geheimen Untersuchungsverfahrens und der Urtheile bei geschlossenen Thüren.
4. Abschaffung der Körperstrafen.

Dies war, wie er selbst sagte, nicht so sehr à la Robespierre und Marat, um davor zu erschrecken. Es waren die einfachsten Forderungen für die Auflösung einer grossen Despotie in einen Culturstaat, in dem menschliche Kräfte sich zu der ihnen eigenthümlichen Wirksamkeit und zur ruhigen Entwicklung ihrer nationalen Aufgabe entfalten konnten. Aber was ihn und sein Blatt gefürchtet machte, das war, dass er die Missethaten der privilegierten Räuber in Russland an das Licht des Tages zog, sobald er sich von der Wahrheit der Thatsachen überzeugt hatte, und ihre Namen der öffentlichen Kritik Preis gab. Das empörte natürlich alle die gegen ihn, welche bisher ungestraft im Stillen ihr Wesen getrieben hatten und denen seine »Glocke« eine Glocke des Gerichts war, dass nun über sie erging.

Ueberhaupt war Herzen auch jetzt, auf dem Gipfel seiner Thätigkeit und seiner Erfolge, nichts weniger als ein doctrinärer Re-

volutionär. Er war viel zu geistvoll um zu glauben, dass man den lebendigen Strom der Geschichte in das Bett eines Systems, einer vorgefassten Theorie zwingen könne. Es war ihm gleichgültig, ob Monarchie oder Republik, vorausgesetzt, dass das Leben nicht stagniere, dass die Wellen hoch gingen und das Dasein vorwärts trugen zu neuen Entwicklungen. Er hasste die doctrinären, in ihrem System beschränkten Republikaner fast ebenso wie die absoluten Monarchisten. Ihm war es nur zu thun um Freiheit der Bewegung, um Möglichkeit der Entwicklung in naturgemässer Weise. So schrieb er mir einmal bei Gelegenheit einer kleinen propagandistischen Unternehmung, die einer jener deutschen Doctrinäre versucht und zu welcher derselbe Herzen's Hülfe nachgesucht hatte:

»Ich zweifle an einem Erfolg. Die Zeit der revolutionären Demagogie ist vorbei. Mit jedem Tage sehe ich klarer, dass die ganze Epoche der politischen Revolutionen zu Ende ist, geschlossen wie die Epoche der Restauration, ohne die Frage zu lösen. Ist denn die religiöse Frage beendet? Nein — aber sie interessirt nicht mehr.

»Wir gehen in eine neue Zeit, und Alles, was diese Herren, diese Antediluvianer, schreiben, ist Vergangenes!«

Eben so schrieb er mir einige Zeit nachher, als von einem Krieg zwischen Oesterreich und Russland die Rede war (ich hatte ihn er-

mahnt, in keiner Weise zum Krieg zu treiben, oder denselben zu befürworten, da der Krieg immer ein Unglück sei und schwerlich unseren Hoffnungen und Idealen dienen könne):

»Et toi Brutus!«

»Sie auch fangen an zu fürchten, Sie auch haben nicht den Muth der letzten Consequenz! Lassen sie doch alle Politicaster, alle die Menschen der alten Welt, und nehmen Sie einen höhern Gesichtspunkt. Das warhaft Tragische der Ereignisse fordert einen andern Masstab. Wie könnte mir so ein Gedanke in den Kopf kommen, dass man Deutschland erobern will? Einen Artikel werde ich schreiben, aber der wird jene nicht beruhigen. Glauben Sie, dass ich jetzt ein Jota ändern werde? Oder glauben Sie, dass ich mich, wie Mazzini, zum Heiligen und Widerspenstigen machen werde und dadurch der Bewegung schaden? Davon bin ich weit entfernt. Nie habe ich zum Kriege gerathen, aber auch mit keinem Wort. Der Krieg kommt, aber kein Mensch denkt an Deutschland. Oesterreich muss untergehn, Frankreich muss in einem Befreiungskriege die Freiheit wieder erlangen, oder ganz dem crassesten Despotismus verfallen. Dieser Krieg gegen Oesterreich wird in Russland höchst populär sein, und Sie glauben, dass ich den lebendigen Einfluss, den ich habe, vermindern werde, indem ich zur Beruhigung der Mecklenburger gegen eine Thatsache schreiben werde?

»Ich bin bereit, mit Ihnen über alle diese Sachen zu discutiren. Meine Linie ist gezogen, sie kann manchmal abweichen, aber nur auf die Seite der Lebenden, nicht der Todten und Alten.«

Die meisten dieser Aeusserungen bezogen sich auf dumme, boshafte Angriffe, welche nicht nur von russischen Reactionären, sondern leider auch von einer gewissen Seite der deutschen Emigration ausgingen, von einer neidischen, hämischen Coterie, durch welche sich unbegreiflicherwise auch einige edlere Persönlichkeiten hatten fortreissen lassen, wie z. B. zu meinem innigsten Bedauern auch Karl Blind, für den ich eine achtungsvolle Freundschaft hegte. Herzen war im Ganzen ziemlich gleichgültig gegen diese Angriffe und behandelte sie meist mit der ihnen gebührenden Verachtung. So schrieb er mir einmal: »Im Pionier von Heinzen ist ein Artikel, der mich als russischen Agenten, Intriguanten, Schurken, als den Sohn einer Jüdin (!) u. s. w. behandelt. Sie sehen, dass die deutschen Golowine\*) mich nicht vergessen haben.«

Mehr kränkte es ihn, als Kinkel plötzlich und unbegreiflicherwise im neu gegründeten deutschen Journal einen Artikel aufnahm, in welchem Herzen beschuldigt wurde, von Wien als von der künftigen Hauptstadt eines Slaven-

---

\*) Golowin war ein Russe, der sich in den elendesten Angriffen gegen Herzen gefiel.

reichs gesprochen zu haben. Auch mich traf dies auf das Unangenehmste. Ich hatte zunächst durch meine, meist auf Grund Herzen'scher Autorität hin geschriebenen Artikel diesen thörichten Angriff hervorgerufen. Es that mir unbeschreiblich leid, dieses Blatt, für dessen Schicksal ich mich interessirte, so von vornherein in der Gefahr zu sehen, ein Tummelplatz jener Kämpfe innerhalb der Partei zu werden, die deren innere Zerrissenheit und die kleinen Leidenschaften, die sie bewegten, so traurig vor der Welt offenbar machten. Auch schmerzte es mich, Herzen diesen Verdross mit haben bereiten zu helfen. Hauptsächlich aber machte es mich unwillig, wieder nur Hader und Streit entstehen zu sehen, während ich es mir angelegen sein liess, Frieden zu stiften, die Mitglieder der Partei einander zu nähern zu persönlichem Wohlwollen, zur Vereinbarung auf Grund höherer Gesichtspunkte und mit Beiseitelassung aller kleinlichen Rücksichten und Verdächtigungen. Darin war ich Mazzini's Ansicht, dass nur Eins Noth that: sich auf Grund allgemeiner Ziele hin zu vereinen und gemeinschaftlich zu handeln, um den grossen fundamentalen Principien, die Alle bekannten, Geltung zu verschaffen. Dies konnte auch ohne Revolutionen, ohne Schwert und Kampf geschehen, durch die Propaganda der Ideen aber nimmermehr, wenn kleinliche Parteizwecke, wenn persönliche Feindschaft, wenn Neid und Missgunst den Krieg gegen Per-

sonen richteten, anstatt gegen Principien. Oft kam mir der Gedanke, dass es an einer grossen, ausserordentlichen Persönlichkeit fehle, die mit der Macht des Genie's die centrifugalen Vielheiten bezwungen und zur Erreichung eines einzigen Zieles vereinigt hätte. Dazu gehörten aber Naturen wie Cromwell, wie Luther, wie Friedrich der Grosse. Mazzini war zu national dazu, Herzen ebenfalls, unter den Deutschen war auch nicht ein Einziger, der, trotz der gerühmten deutschen Universalität, dazu fähig gewesen wäre. So blieb es denn bei der Zersplitterung und den Einzelbestrebungen, die durch beliebige persönliche Ränke vereitelt wurden. Ich war wie gesagt so empört über den absurden Angriff in dem Journal, dass ich zu erwidern und die Partei Herzen's zu nehmen entschlossen war, da mir die Gerechtigkeit höher galt als die Nationalität. Aber Herzen selbst bat mich dringend davon abzustehen; er schrieb: »Um Gottes willen keine Rechtfertigung! Sie werden mir einen grossen Gefallen thun, wenn Sie gar nichts schreiben. Auf Ihre Antwort kommt eine Contre-Kritik. Ich aber habe Besseres zu thun, als mich mit Blinden zu schlagen. Wenn Sie aber doch etwas über den Gegenstand schreiben wollen, so zeigen Sie es mir, denn im Falle eines qui pro quo würde ich sagen, dass ich durchaus gebeten habe, mich nicht zu rechtfertigen. Was Wien betrifft, so nannte ich es, weil in Oesterreich mehr als 16 Millionen Slaven sind.«

Ich schrieb nun auch keinen Artikel als Antwort, sagte aber Kinkel, dass ich überhaupt keinen mehr schreiben und mich der Mitarbeiterschaft am Journal begeben werde. Es war ihm sehr leid. Er hatte wohl einen Akt der Unparteilichkeit zu thun geglaubt, indem er jenen Artikel aufnahm, aber er hatte nicht ganz gefühlt, welcher Gefahr er von vornherein sein Blatt Preis gab, indem er es den gehässigen Leidenschaften innerhalb der Partei selbst öffnete. Es wurde ihm auch bald genug verleidet, und nach nicht allzu langer Zeit gab er die Redaktion des Blattes aus den Händen. —

Wenn mich die Theilnahme und der Schmerz um den gemeinsamen Verlust öfter in das Kinkel'sche Haus führte, als es je früher der Fall gewesen war, so blieb mein intimster und häufigster Verkehr in diesem Winter doch der in dem englischen Kreise, in dem auch Mazzini einheimisch war. Caroline war voll lebenswürdigster Freundlichkeit für mich, und ich wurde ebenso wie Mazzini beinahe als ein Glied der Familie behandelt. Jeden Sonntag ass ich dort zu Mittag, allein mit dem Ehepaar, dem einzigen Kind und Mazzini. Da, bei diesen intimen Zusammenkünften, war es, wo ich die selten schöne, tiefe, gemüthvolle Natur Mazzini's ganz kennen lernte. Es ist nicht zu sagen, mit welcher rührender Sorge er an allen kleinen Erlebnissen des Tages Theil nahm, wie er um das Kind besorgt war, wie

reizend er sich mit dem Kleinen beschäftigte, wie ernst berathend er dem Freunde, wie brüderlich aufmerksam der Freundin zur Seite stand. Hier wo der Politiker fast ganz schwieg, wo nur der gemüthliche, philosophische, ästhetische Mensch hervortrat, zeichnete sich mir sein Bild mit unauslöschbaren Zügen. Er war ein ganz nationaler Typus; er hätte nichts Anderes sein können als wie ein Italiener. Die hervorragendsten nationalen Eigenschaften fanden sich bei ihm in höchster Potenz vor. Er hatte Züge, die an den grössten seiner Landsleute, an Dante, erinnerten; so die mystische Färbung seiner religiös philosophischen Anschauung, in der Alles nur Symbol war für eine transcendente Idee. Als Politiker stand er Cola di Rienzi am nächsten; er hatte dasselbe hartnäckige Festhalten an seinem politischen Ideal, dass er, den widerstrebenden Lebensmomenten zum Trotz, einzuführen sich für berufen hielt. Nach der praktischen Seite hin hatte er auch etwas von Macchiavell; trotz des hohen Idealismus seiner Ziele verschmähte er die oft dunklen Mittel nicht, die, wie er glaubte, zu demselben führen könnten. Bei allen diesen Eigenschaften aber besass er auch die edelste Fähigkeit seiner Nation, das Schöne in Poesie und Kunst mit ganzer Seele zu erfassen, sowie die leidenschaftliche Innigkeit des Gefühls in allen persönlichen Beziehungen. Dazu kam die rührende Einfachheit seines Lebens und seiner Gewohnheiten, die nicht

Folge der Askese war, denn er liebte das Schöne und bedurfte es, sondern seines Patriotismus und seiner Aufopferung. Das einfachste Leben genügte ihm, um nur Alles für die Seinen hinzugeben. Er wohnte in einem bescheidenen Stübchen, aber kein nothleidender Landsmann ging ohne Hülfe von ihm, und wenn er selbst nur noch zehn Schilling hatte, so gab er dem Bedürftigen fünf. Kein Heiliger der Kirche, kein Glaubensheld, hat mehr sein Leben zum Ausdruck seiner Ueberzeugung gemacht, wie Mazzini. In den Entbehrungen des Exils, fern von der schönen Heimath, die seine Beatrice war, allein, an eine Arbeit gebunden, die der höchsten Begabung seiner Seele nicht entsprach, hat er den bitteren Kelch des Daseins bis auf die Hefe getrunken. Aber er ist nicht erlahmt und hat die heilige Flamme der Vaterlandsliebe, eines sittlichen Ideals vom Staate und der Pflicht gegen denselben, aufrecht erhalten in sich und den Seinen. Darin besteht auch sein unsterbliches Verdienst um sein Italien. Wenn er den Irrthum aller fanatisch Gläubigen beging, eine Form für sein Ideal erzwingen zu wollen, welche der lebendigen Strömung der geschichtlichen Entwicklung entgegen war, so war das eine Beschränktheit seiner Einsicht. Sein Charakter wird davon nicht verdunkelt und verdient es, als einer der edelsten in der Reihe der Sterne seines Vaterlandes zu leuchten.

Wie rührend gut und theilnehmend er für

seine Freunde war, bewies mir unter unzähligen andern Beispielen der folgende kleine Zug. Ich begegnete ihm eines Morgens in der Strasse. Es war dies eine Seltenheit, da er fast nie des Morgens ausging. Wir sprachen lange mit einander, und es fiel mir auf, dass er mich mit einem Ausdruck von Besorgniss lange und forschend ansah. Einige Tage nachher besuchte mich ein Bekannter, ein Arzt, den ich zuweilen schon um Rath gefragt hatte. Ich sagte ihm, dass es mir gar nicht gut gehe und dass besonders meine Augen immer schwächer würden. Ich war auch wirklich so leidend, dass ich oft Morgens nicht wusste, wie ich aufstehn und mich der Arbeit des Tages unterziehen sollte. Aber die Arbeit war nothwendig, und so sass ich auch jeden Morgen früh zur bestimmten Stunde am Schreibtisch und verliess ihn nicht eher, bis die Aufgabe des Tages vollendet war. Meine Augen aber, von jeher schwach, fingen an mir den Dienst zu versagen. Das war besonders traurig an den langen Winterabenden, wenn ich allein war und meine Seele danach lechzte, mir nun, nachdem die Arbeit der Pflicht gethan war, in guten Büchern Gesellschaft, geistige Erquickung und Belehrung zu suchen. Auch erregte es mir angstvolle Besorgniss wegen der Zukunft; denn wenn ich nicht arbeiten konnte, wie sollte ich leben? — Der Arzt erklärte mir, ich müsse weniger arbeiten, ja eine Zeitlang vielleicht ganz auf-

hören, sonst sei der Verlust des Gesichts beinahe unabwendbar. Schwerer Sorge voll erwähnte ich dieses Urtheils in einem Brief an Mazzini, den ich ihm in den folgenden Tagen wegen einer für ihn gemachten Besorgung schrieb. Er antwortete:

»Ich wusste es im Voraus, meine arme Freundin. Ich war betroffen von der Gefahr, als ich Ihnen neulich in der Strasse begegnete. Ich sagte es am selben Tag zu Caroline. Da ich aber kein Arzt bin und kein Recht habe, gehört zu werden, so wartete ich, bis Andere, Berechtigte, Ihnen die strenge Vorschrift gegeben hätten. Resigniren Sie; concentriren Sie sich und denken Sie: Sie sind noch jung genug und die Welt ist verwirrt genug, um Ihnen die Zeit zu gewähren, nützlich sein zu können. Wenn Sie fort müssen von hier, sagen Sie es mir, damit ich Sie vorher sehe. Dann werde ich Ihnen schreiben — uncompromittirende Briefe, die ein Jeder lesen kann. Ja, wir werden den europäischen Krieg haben, und das ist gut. Wir sprechen darüber.

»Ich gehe heute auf das Land zu M., werde aber morgen zurück sein.

»Adieu, ich liebe und achte Sie!

Ihr Freund Joseph.«

Als ich ihn das nächste Mal sah, drückte er mir mit warmer Theilnahme die Hand und sprach darüber, ob es nicht möglich für mich sei nach Genua zu gehen, da mir der Arzt

von der Nothwendigkeit eines südlicheren Klima's gesprochen hatte. »Dorthin,« sagte er, »würde ich Ihnen Empfehlungen mitgeben, nach denen Sie wie eine Schwester aufgenommen, geliebt und gepflegt werden würden.« Ich wagte nicht, ihm die volle Wahrheit zu sagen, d. h. dass mich von allen solchen Hilfs- und Erleichterungsmitteln des Leidens die materielle Schwierigkeit, der Mangel an Geld, zurück hielt. Seine grenzenlose Güte würde ihn wahrscheinlich veranlasst haben, da in irgend einer Weise helfend eintreten zu wollen, und das konnte und wollte ich nicht annehmen, von ihm, der, wie gesagt, selbst beschränkt war in seinen Mitteln und Alles, was er konnte, hingab für seine höheren Zwecke.

Inzwischen war ich beschäftigt, den Arbeiterverein zu Stande zu bringen, den Mazzini für so wichtig hielt.

Erschrieb mir wieder über diese Organisation:

»Das Ideal wäre dieses: Die Arbeiter sich ihren Weg machen lassen; dann ein Comité von drei Personen aus dem Mittelstande zu bilden, um auch in demselben eine Section zu organisiren; zwischen diesem Comité und dem der Arbeiter eine brüderliche Beziehung auf dem Boden der Gleichheit herstellen; sich damit beschäftigen, dieser Organisation alle möglichen Elemente anzuschliessen hier, in Deutschland, auf dem europäischen Continent von der einen Seite, und von der andern die sehr zahlreichen Elemente in Amerika.«

Ich hatte ihm dann berichtet, dass ich sechs brave Männer zusammen hätte, die ich als ganz zuverlässig kannte und die nun unter den ihnen bekannten Arbeitern Andere auffordern würden, der Organisation beizutreten. Er antwortete:

»Liebe Freundin!

»Das ist gut — Sie haben sechs zusammen. Wenn nun ein Jeder festen Willen hat und täglich unausgesetzt thätig ist, wenn ein Jeder der Sechse sich an jedem Abend fragt: was habe ich heute versucht, für unsern Zweck zu thun? — so werden Sie bald eine grosse Anzahl haben. Versuchen Sie, den deutschen Arbeitern begreiflich zu machen, dass die Organisation des Volkes das beste Mittel ist, um zu verhüten, dass die Revolutionen nicht in dem engen Kreise der Politik stecken bleiben. Wenn eine grosse Liga des Volks, die beste Kraft der europäischen Partei der That bilden wird, so werden die Rechte der Völker und der arbeitenden Klassen nicht mehr hinten an gesetzt werden können; seien Sie dessen gewiss. Wenn Sie Ihr Programm gemacht haben werden, so werde ich dem Verein die Definition des Bandes, welches uns vereinigen soll und der Reihe von Pflichten, welche dasselbe praktisch ausdrücken soll, zu senden.

»Ja, es geht nichts über die Arbeit für eine grosse und gute Idee. Das reinigt und ver-

edelt die persönlichen Schmerzen. Gott weiss, dass ich auch mein Theil davon gehabt habe.

Ihr Freund Joseph.«

Die letzten Worte bezogen sich auf Mittheilungen, die ich ihm gemacht hatte über meinen nie vernarbten Schmerz um die Trennung von jenem lieblichen Kinde, das mir so tief ins Herz gewachsen war, und dessen Erziehung nun durchaus nicht der Art war, wie ich sie für es wünschte, ja dessen junges Leben unter einer wenig wohlwollenden Leitung schon durch manchen schweren Kampf verdüstert wurde. Dieser tiefe Kummer kam zu den persönlichen Sorgen, welche meine Gesundheit und die daraus entspringenden Folgen für meine Lage mir erregten. Dem so edel theilnehmenden Freunde hatte ich mehrere Mal davon gesprochen, und es war, glaubte ich, auch in Beziehung darauf, dass er mich immer wieder zur Thätigkeit für allgemeine Zwecke anzuspornen suchte. Er verstand eben mit der feinsten Empfindung jede Seelenstimmung, jedes zarteste Gefühl im Andern und legte sanft die heilende Hand der Freundschaft auf die geheimen Herzenswunden.

So war ich eines Abends bei Carolinen ungewöhnlich schweigsam gewesen, und als er mich deshalb befragte, sagte ich nur, dass das Weh des Lebens, der Einsamkeit, schwerer wie sonst auf mir gelegen hätte. Er schrieb

am andern Morgen unter andern Sachen:  
»Sie waren noch stiller wie gewöhnlich; ich bin es auch oft so sehr; die Empfindung, von der Sie mir sprachen, ist die meine. Es begegnet mir häufig, dass das Gefühl der Leere einer ganzen persönlich einsamen Vergangenheit, eines ganzen persönlich verlorenen Lebens, mich mit unerträglicher Gewalt erfasst. Dann erhebe ich mich wieder, ein wenig mehr Skelett wie vorher.«

Solche wenige Worte erschlossen mir genugsam den Grund dieses grossen einsamen Herzens, das die Welt nur von ehrgeizigen, tollkühn abenteuerlichen oder gar verbrecherischen Träumen erfüllt glaubte. Er war ein Märtyrer der Idee und seines Glaubens, wie nur je Einer gewesen. Er trug die Dornenkrone und das Kreuz, an dem sein persönliches Leben verblutete. War die Idee, für die er sich opferte, eine irrige? Ihm erschien sie als Wahrheit. Konnte sie die Welt erlösen? — Hat denn die Idee, für die das Kreuz auf Golgatha sich erhob, die Welt erlöst? — — —

Ueber den tiefen Einblick in des Einen und des Andern Herz senkte sich dann wieder der Schleier, der das Allerheiligste des menschlichen Innern vor der Profanation bewahrt, und die äussere Thätigkeit begann von Neuem. Ich hatte ihm von einem Polen geschrieben, den ich als zuverlässig kannte und der sich ihm in Allem zur Verfügung stellte. Zugleich

bat ich ihn, mir nicht zu zürnen, dass die organisatorische Arbeit, die er so sehr wünschte, nicht schneller ging.

Darauf schrieb er:

»Beste Freundin!

»Ich erzürne mich nie, ausser zuweilen mit meinen Italienern; besonders aber könnte ich mich nie gegen Sie erzürnen, ein Wesen so voll Herz, edlen Willens und sanft, wie es je nur eins gab.

»Arbeiten Sie also, aber wissen Sie zugleich, woran ich selbst bin, um sich danach zu richten.

»Ich bin mit dem Comité der demokratischen polnischen Centralisation in Verbindung und muss gewisse Rücksichten für sie haben. Ist Ihr Pole in Verbindung mit Jenen? Wenn nicht, so ist es einerlei. Jede Arbeit im Innern ist mir willkommen und wird gern von mir angenommen. Wenn er mit Jenen in Verbindung ist, so möchte ich nicht, dass es schiene, als entzöge ich ihnen ihre Elemente. Alles, was Ihnen auf dem angedeuteten Wege zu thun gelingt, hat meine Billigung und Hülfe. Ich werde mit jedem Verein der Partei der That, wo er sich auch bilden mag, in Verbindung treten.

»Was T. betrifft, so wollen wir den Artikel abwarten. Im Allgemeinen will ich Ihnen sagen: Handeln Sie so wenig als möglich mit Franzosen zusammen und so viel als möglich

mit Deutschen. Die Franzosen kenne ich fast alle, und ich weiss, was von ihnen zu erwarten ist. Wir haben eine Arbeit einer geheimen Association unter ihnen, welche sich in diesem Augenblick ausbreitet; wir müssen uns begnügen, derselben einzeln die Individuen beizufügen, welche wir anderen Vereinen, die wir für schlecht organisirt oder zu sehr spionirt halten, entführen können.

»Glauben Sie nicht, dass ich die Franzosen aus der republikanischen Verbrüderung ausschliessen will. Aber ich kenne sie; ich glaube, im Grunde und als Masse werden wir nichts Positives für unsere Sache durch sie gewinnen. Nur die Einzelnen muss man nach und nach in eine neue Organisation von uns einführen.

»Adieu, meine Freundin!

Joseph.«

Gegen die Franzosen war er entschieden misstrauisch, eben weil er sie so gut kannte, und mündlich und schriftlich warnte er mich vor ihnen und scheute sich vor jeder Annäherung, besonders der Elemente aus der socialistischen Partei, während er mit Ledru-Rollin und den Seinen in Verbindung stand. Ich hatte ihm öfter von einem jungen Franzosen gesprochen, der jener Partei angehörte, den ich sehr schätzte und den ich Mazzini gern nähern wollte, da ich sein hohes persönliches Beispiel für alle die jungen Leute als ein erhebendes und wohlthätiges ansah,

und da es überhaupt mein Bestreben war, Frieden stiftend in der Emigration zu wirken, und die zersplitterten Elemente auf Grundlage der höchsten allgemeinen Principien zu vereinen.

Ich hatte jenem jungen Mann so viel von Mazzini gesprochen, dass er lebhaft wünschte, ihm persönlich näher zu treten. Ich gab ihm Mazzini's Adresse und sagte ihm selbst hinzugehn, indem ich versprach diesen davon zu benachrichtigen. Mazzini schrieb mir darauf:

»Liebe Freundin! Indem Sie T... meine Adresse gaben, haben Sie sie der Polizei gegeben. Die Partei, welcher T... angehört und welcher er Alles mittheilt, wimmelt von Spionen. Ich mache Ihnen damit keinen Vorwurf, ich constatire nur eine Thatsache. Was mich betrifft, so kann Alles, was ich schreibe, ausgenommen das, was Operationen betrifft, an alle Polizeibehörden der Welt gehen. Ich kann es im Fall der Noth sogar drucken.

»Nennen Sie mich exclusiv, intolerant, Alles was Sie wollen, aber lassen Sie mich Ihnen Eine Sache sagen: Arbeiten Sie mit Ungarn, mit Polen, mit Serbiern, mit Montenegroinern und Circassiern, wenn Sie können, mit den Deutschen vor allen Dingen, wenn es gelingt — aber, ich wiederhole es, bemühen Sie sich nicht zu viel mit den Franzosen. Sie sind zu gut und vertrauensvoll, um das zersetzende Element entdecken zu

können, welches bei jenen vorhanden ist. Sie sprechen mir z. B. von Bernard; es sind kaum drei Tage her, dass in einer Versammlung, wo Jemand den Franzosen vorschlug, eine Subscription für einen jährlichen Beitrag von einem Schilling, als Pfand der Solidarität, zu zeichnen, Bernard sich erhob und dagegen sprach. Er behauptete, dass das vorgeschrittenste italienische Journal nicht »l'Italia del Popolo« sei, sondern die »Ragione«. Dies ist ein materialistisches Journal, welches in Turin herauskommt, sich socialistisch nennt, ohne jedoch eine einzige ökonomische Frage ernst zu erörtern, und das gegen die Bewegung schreit, weil man vor allen Dingen erst das Volk socialisiren müsste. Abgesehen davon ist »l'Italia del Popolo« mehr als dreissig Mal mit Beschlag gelegt worden, die »Ragione« einmal; es ist also die »Italia«, der man helfen muss. Bernard, der zur Zeit seines Processes eine immense Theilnahme unter den Italienern gefunden hat, ist der Letzte, der eine solche Sprache halten sollte.

»Sie sprechen mir von einem Meeting zur Vereinbarung aller Nationalitäten. Ich weiss wohl, dass Leute aller Nuancen der Partei dazu kommen würden. Aber glauben Sie mir, es käme nichts dabei heraus, und ausserdem werde ich, wie schon gesagt, nur mit Individuen, nicht mit Vereinen verhandeln. Die Commune ist voller Spione.

»Für mich besteht die wichtige Arbeit

darin, die italienische Bewegung mit den Nationalitäten in Verbindung zu bringen, welche sich noch constituiren. Frankreich ist in einer besondern Lage. Dort ist nur eine Sache zu thun; wenn die unmöglich ist, so muss man erwarten, was von innen heraus geschieht. Eine Verschwörung würde niemals zu einer siegreichen Insurrection führen. Eine ausgedehnte Propaganda ist in Frankreich unmöglich, ohne entdeckt zu werden. Arbeiten Sie also, liebe Freundin, so viel Sie können mit den Nationalitäten der Zukunft, aber lassen Sie sich auf keinen Versuch mit den französischen Communisten ein. Ich würde Ihnen dabei nicht folgen. Es wäre etwas Anderes, wenn sich neue Elemente, wenn sich Franzosen aus dem Innern präsentirten. Das einzige Gute, was die Andern thun könnten, wäre ihre Sprache zu mässigen, ein gemeinschaftliches Programm anzunehmen und der Welt zu zeigen, das man einig ist. Jede geheime Arbeit mit ihnen zusammen ist unmöglich und gefährlich.«

Wieder noch in einem andern Brief berührte er dies Thema, da ich ihm eine Arbeit überschickt hatte, die mich ein Franzose gebeten hatte, ihm zur Durchsicht zu geben.

»Ich werde nicht vor Ende der Woche Zeit haben, die Arbeit zu lesen, aber ich werde sie lesen und Ihnen dann meine Ansicht mittheilen.

»Was die gemeinsame Arbeit betrifft, so

beeilen Sie sich nicht — ich meine mit den Franzosen. Wenn man mir Vorschläge macht, so werde ich natürlich antworten. Ich will und kann Ledru-Rollin nicht verlassen; ich werde es nie thun, es wäre denn, dass er die Fahne wechselte. Aber nichts hindert mich zu arbeiten mit wem es immer sei, und niemals werde ich es verweigern, mich mit ehrlichen Patrioten zu verbinden, die sich redlich mit mir verständigen wollen. **Erinnern Sie sich aber daran, dass meine Zeit ganz besetzt ist. Sie wissen, ich gehe nirgends hin. Ich bin mit Arbeit überhäuft, und obgleich ich, von acht Uhr Morgens an bis Abends neun Uhr, an meinem kleinen Schreibtisch sitze, so kann ich doch nicht die Hälfte der Arbeit vollbringen, die ich für Italien machen müsste, wo ich, ausser der Emigration, eine ganze Partei im Innern zu dirigiren habe. Diese Arbeit ist heilig, ich kann sie nicht aufgeben. Es ist gut, dass man das wisse und dass man meine gezwungene Zurückgezogenheit nicht falsch auslege. Ich kann keine Meetings, keine häufigen Unterredungen haben. Es ist besonders schriftlich, dass ich handeln und mich mittheilen kann.\***

Inzwischen war es mir wirklich gelungen, einige zwanzig deutsche Arbeiter zu vereinen. Sie sollten einmal wöchentlich am Abend zusammen kommen, um durch Besprechung und gemeinschaftliches Nachdenken sich über die wahren Interessen und Pflichten ihres Standes

aufzuklären, ein Programm vernünftiger Forderungen für die Zukunft zu entwerfen und über die Mittel zu berathen, demselben Anhänger zu erwerben und die Solidarität der Gesinnung und des Handelns unter den Arbeitern jenseits und diesseits des Canals zu fördern. Ich forderte Mazzini auf, wie er versprochen, diesen kleinen, nunmehr gebildeten Verein einzuweihen, indem er einmal in demselben erschiene und zu den Leuten spräche. Er erklärte sich freundlichst dazu bereit, und es wurde ein Abend bestimmt, wo die Zusammenkunft in meinem Zimmer stattfinden sollte. Zur bestimmten Zeit fanden sich die Arbeiter ein, alle in einer gewissen feierlichen Spannung, da sie wussten, wen sie zu erwarten hatten. Mazzini kam und begrüßte die Leute mit brüderlicher Freundlichkeit. Ich hatte ihn noch nie in einer solchen Versammlung und mit Leuten aus dem Volke gesehen, und nie war er mir edler und liebenswürdiger erschienen, als an dem Abend. Er war weit davon entfernt, wie so viele der Volksführer, einen andern Ton anzuschlagen, indem er zu Leuten niederen Standes sprach — entweder sie mit Herablassung zu behandeln oder eine gemeine und brutale Vertraulichkeit anzunehmen, wie ich es von mehr als einem Demokraten hatte thun sehen. Er blieb vollkommen er selbst, einfach, natürlich, edel. Er stieg nicht zu ihnen hinab, er hob sie zu sich herauf, indem er ihnen vertrauensvoll entgegen kam, um sie

zu belehren und ihnen zu rathen. Er sprach längere Zeit über die Nothwendigkeit, das Gefühl der Solidarität in den verschiedenen Nationalitäten zu wecken, zunächst sich über die grossen Grundgedanken der Zukunft zu vereinigen und dafür, mit vorläufiger Beiseitlassung aller einzelnen organisatorischen Systeme und Ideen, zu wirken. Er wies sie besonders darauf hin, wie er es auch bei seinen Italienern thue, dass sie nicht nur Forderungen zu machen, sondern auch Pflichten zu erfüllen hätten.

Einige der Arbeiter, die ich als sehr gute, denkende Männer kannte, hörten ihm aufmerksam und ehrfurchtsvoll zu. Andere, die schon zu sehr vom Communismus angesteckt waren, nahmen eine ziemlich trotzig Haltung an und unterbrachen Mazzini mehrere Mal, da sie Alle französisch sprachen und es vollkommen verstanden. Einer, ein kluger Mensch, aber, wie ich später erfuhr, ganz unter dem Einfluss von Marx und den Communistenführern stehend, fragte plötzlich: »Und welche Garantien geben Sie uns für die Zukunft? Wenn die allgemeine Republik sich verwirklichen sollte, was würden Sie für den Arbeiterstand thun?«

Mazzini lächelte und erwiderte: »Aber lieber Freund, welche Garantien soll i c h Ihnen geben? Wenn ich die Verwirklichung unserer Ideen erlebe, so werde doch nicht ich es sein, der die neue Organisation der Gesellschaft, besonders bei Ihnen in Deutschland, zu machen hat, sondern wir Alle, Sie so gut wie ich.

Dann ist es Ihre Aufgabe, dem Arbeiterstand seine Rechte zu wahren und seine Pflichten zu bestimmen.«

Wir beschlossen die Zusammenkunft, indem ich Allen ein Glas Wein anbot, und Mazzini freundlich mit Allen anstiess auf die zukünftige allgemeine Republik. Als er gegangen war, wurde noch beschlossen, dass ein jedes Mitglied an jedem Versammlungsabend einen Beitrag von sechs Pfennig in eine gemeinschaftliche Kasse legen solle, um so nach und nach einen kleinen Fond zu bilden für die Bedürfnisse der schriftlichen Propaganda u. s. w. Ich begab mich nun regelmässig an dem Vereinsabende in das zu demselben bestimmte Local, in einem kleinen Wirthshaus in der City, wo wir in einem Nebenzimmer, abgesondert von den übrigen Gästen, sassen. Angelika von Lagerström und einige andere deutsche Frauen kamen mit, um an den Verhandlungen Theil zu nehmen und fördernd einzuwirken. Im Anfang war ich freudigen Muthes bei der Sache. Je mehr ich aber hinging, desto mehr sank mein Muth. Ich sah ein, dass dieselben Elemente, denen ich mit Schmerz in den höheren Schichten der Partei begegnet war, sich auch hier vorfanden. Neid, Eifersucht, Egoismus, persönlicher Ehrgeiz, mischten ihre unlautern Motive in das Streben nach Verständigung über die höchsten Ziele, nach Feststellung sittlich reiner Grundlagen für das bürgerliche und staatliche Leben, und die Be-

stimmungen über Rechte und Pflichten. Und Alles das trat um so widriger hervor, als es mit einem gewissen geckenhaften Bestreben verbunden war, aus der eignen Sphäre her auszutreten und mehr zu scheinen als man war; ja wohl gar gegen die Damen eine gewisse plumpe Galanterie auszuüben, indem man völlig den edlen Ernst, der Jene leitete, verkannte. Mit tiefem Schmerz fragte ich mich abermals: Ist das die Menschheit, die Masse, für die auch du dein Kreuz auf dich nahmst, und von deren Befreiung und Vollendung zu sittlicher Schöne du den höchsten Traum geträumt? Ich fühlte es manchmal wie Menschenverachtung durch mein Herz zucken. Ich musste mich nur immer wieder daran erinnern, dass jene Principien, um derentwillen der Kampf aufgenommen worden war, die rechten waren, dass das Schicksal der Massen nicht abhängen dürfe von Willkür und despotischer Macht Einzelner, dass, unter dem Schutz weiser, gerechter Gesetze, einem jeden Einzelnen die Möglichkeit werden müsse, Alles zu werden, was er seiner Naturanlage nach werden kann. Dass aber das christliche Gebot der allgemeinen Menschenliebe ein unerfüllbares sei, das wurde mir immer klarer. Lieben kann man nur die Einzelnen, die Grossen, die Guten. Die Menschheit im Ganzen, wie sie sich in der Geschichte und, für die persönliche Erfahrung, in der Masse zeigt, ist eine furchtbare Offenbarung des Grundes der Dinge in der Individuation. Was

den Denker, dem endlich der Schleier der frommen Täuschung zerreisst, noch mit der Menschheit verbindet, das ist das Mitleid, das unsägliche, mit dem unsäglichen Elend und Leiden. Deshalb, wenn man sich von der Mehrzahl der Erscheinung mit Ekel und Grauen abwenden muss, fordert das Erbarmen mit dem Leiden des Daseins immer wieder jede Anstrengung und jedes Opfer, um mitzuhelfen am grossen Werke der Erlösung.

Mit rechtem Zorn sah ich aber auch bei dieser Gelegenheit, welches Uebel die falschen Führer anrichten, die Doctrinäre und die Gewissenlosen, die unter dem Weihrauch, den sie den Massen streuen, nur den eigenen Ehrgeiz verbergen. Alle diese Leute, mit denen ich da zusammenkam, waren von communistischen Ideen angesteckt, die sie, bei halber Bildung, nicht einmal verdaut, sondern nur als ein glänzendes Spiegelbild eitler materieller Hoffnungen und Begriffe von Rechten aufgefasst hatten. Dadurch war mancher kluge, verständige, gerade Sinn verkehrt, in manchem Andern der innere und äussere Anspruch geradezu bis zum Lächerlichen und Widerwärtigen entstellt. Ich hielt lange aus; als ich aber sah, dass jeder dieser Pygmäen wieder in diesem Kreise der Erste sein wollte und mit Eifersucht den Vorzug beobachtete, der etwa einem Andern zu Theil wurde — als es nicht möglich schien, jenen ersten Drang nach Bildung hervorzurufen, den ich in den Arbeitervereinen

in Deutschland gesehn — als sogar eine plumpe gesellschaftliche Vertraulichkeit einreißen zu wollen schien, da zog ich mich nach und nach zurück. Ich hatte den Anstoss gegeben, die Sache gegründet, war Lebensfähigkeit darin, so musste sie durch sich selbst gedeihen. Leider erfuhr ich später, dass dem nicht so war.

Es war das Jahr Neunundfünfzig. Tiefe Aufregung herrschte in den politischen Kreisen. Die Sphinx in Paris hatte am Neujahrstag ihr geheimnisvolles Wort gesprochen, die Kriegswolken standen am Horizont. Mazzini war in voller Thätigkeit, nichts lag ihm so am Herzen, als die Parteigenossen zu vereinen zu gemeinsamem Handeln. Er schrieb mir eines Tages:

»Mir ist es klar, dass, wenn vor den deutlichen Projecten der beiden Czaren, vor der erneuten Drohung eines zweiten Tilsit oder Erfurt und der Theilung der europäischen Welt zwischen die Despoten — die Patrioten nicht Alle das Bedürfniss fühlen, praktisch zu arbeiten, so bleiben sie hinter ihrem Glauben und ihrer Aufgabe zurück.«

Der italienische Krieg ward erklärt. In der italienischen Emigration rüstete sich Alles zum Aufbruch, Mazzini auch. Manche Stunde verbrachte ich noch mit ihm und den bedeutendsten italienischen Patrioten, u. A. Saffi und Mario, dem Gemahl von Jessie White, in

Carolinen Salon oder, bei den schönen Frühlingstagen, auf deren Terrasse. Dann kam der Abschied. Zuerst schied Mario mit seiner energischen muthigen Gattin, die dem neuen Vaterland mit ganzer Seele zugethan war. Dann Saffi und die Andern, zuletzt Mazzini. Ich wusste längst, wie thöricht und unwahr die Beschuldigung sei, die man fortwährend gegen ihn erhoben hatte, nämlich, dass er sich immer zurückziehe, wenn die Gefahr, in die er die Andern schicke, heran nahe. Er hatte nie gefehlt, wenn irgend eine Unternehmung für die Befreiung Italiens gemacht worden war. Jedesmal hatte er sich der langen Reise unterzogen, auf der er fortwährend in der Gefahr war, in einem der Länder, die er zu passiren hatte, erkannt und gefangen genommen zu werden — stets an den betreffenden Orten gegenwärtig, wo er nur durch die Wachsamkeit und Treue der Seinen immer wieder aus der Judasgefahr, die ihm im Vaterland drohte, errettet wurde. Dass er nicht unter seinem Namen reisen, nicht öffentlich seine Anwesenheit proclamiren konnte, verstand sich von selbst. Ebenso war es natürlich, dass er kein militärisches Commando übernehmen, nicht selbst mitkämpfen konnte wie Garibaldi u. s. w. Er war ein Organisator, aber kein Soldat. Doch gehörte ganz ebenso viel Muth dazu, in seiner Stellung Europa zu durchziehn, da ihm die ganze europäische Polizei auf den Fersen war, oder im Vaterland gegenwärtig zu sein

bei Bewegungen, als deren Urheber man ihn kannte und für die man ihn mit dem Tod bestraft hätte, hätte man ihn gefangen.

Auch jetzt also, wo der Unabhängigkeitskampf Italiens wirklich entbrannte, wollte er nicht fehlen. Ich verbrachte den letzten Abend mit ihm im Kreis der Freunde bei Carolinen. Er war ernst und feierlich gestimmt; die Entscheidung seiner grossen Lebenshoffnung, um derentwillen er Alles geopfert, Alles getragen, Alles gewagt hatte, stand vor ihm. Sie kam in ganz anderer Gestalt, durch ganz andere Mittel, als er gehofft. Aber er war zu sehr wahrer, grossinniger Patriot, um sie nicht auch so willkommen zu heissen, und er ging hin seine Pflicht zu thun. Als er mir zum Abschied die Hand reichte, sah ich ihn einen Augenblick lang voll tiefer Wehmuth an. Er erschien mir als eine der tragischsten Gestalten der modernen Geschichte (und ich wusste damals noch nicht, in wie weit sich dies noch steigern würde), aber ich fühlte auch, dass da kein Zurückhalten, kein sentimentales Zagen möglich war. Er musste gehn und sein Geschick erfüllen. Er war der Apostel eines neuen Glaubens, einer regenerirten Moral für Italien; ebenso überzeugt, ebenso innerlich wie Arnold von Brescia, Giordano Bruno, Savonarola es gewesen waren. Er kam zu früh, wie sie zu früh gekommen waren, und wie sie musste er den kühnen Blick in die Zukunft, dies Hellsehen des Propheten, mit

dem Martertod zahlen, wenn auch nicht mehr auf dem Scheiterhaufen, sondern in einer mehr modernen Form, in der langsamen Qual des Exils. Ich segnete ihn in meinem Herzen, und so schied ich von ihm, um ihn nie wiederzusehen.

## Sechstes Kapitel.

### Abschied von England.

Meine Gesundheit hatte sich inzwischen immer mehr verschlechtert, und meine beinahe erblindeten Augen versagten mir fast den Dienst. Zu dieser Zeit kam jene deutsche Dame, die in Manchester lebte, Madame Schwabe, mit der ich immer in Verkehr war, nach London. Es war ein längst gehegter Herzenswunsch von ihr, dass ich mich mit ihr vereinigen möchte — theilweise um ihr zu helfen, die Erziehung ihrer Kinder in einem idealeren Sinn zu leiten, als dies in den gegebenen Verhältnissen geschah. Ausserdem aber wünschte sie meine Hülfe bei den vielen philanthropischen Werken, denen sie ihre Zeit und Mittel widmete. Schon im Anfang meines Aufenthalts in England, kurz nachdem ich bei ihr in Wales gewesen war, war sie eigens nach London gekommen, um mich zu fragen, ob ich mich ganz ihrer ältesten Tochter widmen wolle, die damals ein Mädchen von vierzehn Jahren war. Es war das zu der Zeit, als ich meine mühevollen Laufbahn des Stundengebens

angefangen hatte. Was sie mir bot, war bequemer, materiell aussichtsreicher und in mancher Beziehung anlockender als dies Stundengeben in London. Dennoch lehnte ich es ab, da ich die mühselige Unabhängigkeit doch höher schätzte als die bequeme Abhängigkeit, und da ich einsah, dass bei den religiösen und conventionellen Schranken der Erziehung in England mein Werk doch nur ein halbes bleiben würde. Jetzt erneuerte sie ihre Anerbietungen und schlug mir vor, im Sommer nach Wales zu kommen und den folgenden Winter mit ihr nach Paris zu gehen, woselbst sie mit ihrer Familie den Winter zuzubringen gedachte. Allerdings erschien mir dies Anerbieten jetzt als eine Fügung, die ich nicht von mir weisen dürfe, da meine Gesundheit mir so entschieden die Fortsetzung der bisherigen Lebensweise untersagte. Ich nahm es daher an, wenn gleich der Entschluss, mich von London und Allen, die mir da lieb und theuer waren, zu trennen, mir unendlich schwer wurde. Es lag in meiner Natur ein tief conservatives Element; da, wo ich einmal mit meinem Empfinden und meinen Gewohnheiten Wurzel geschlagen hatte, da liebte ich zu bleiben, zu erhalten, zu pflegen, zu entwickeln. Treue war ein Grundzug meines Wesens, und doch trieb der seltsame Widerspruch, in dem sich das Geschick zuweilen zu gefallen scheint, gerade mich immer von Neuem hinaus, von dem sicheren Boden, den ich mir

erworben, in das Schwankende, Ungewisse neuer Verhältnisse, riss mein Herz mit Schmerzen los von dem, was es in fester Liebe umfasst hatte, gönnte dem Geiste nicht in fester Concentration an einem Werke seine Kraft zu üben und die Freude des Erfolgs zu erleben. Was war es, was hatte das Schicksal mit mir vor durch diesen Widerspruch zwischen meiner innersten Natur und meinen Lebenswegen? War es vielleicht, weil, um mit St. Martin zu reden, »l'empire de l'oeil de mes semblables« zu viel Macht über mich hatte? Weil ich zu tief, zu selbstvergessen die Menschen liebte, denen ich einmal mein Herz hingab? War es, weil ich zu masslos um eine zerrissne Liebe, um ein gestörtes irdisches Glück litt, und weil ich zu der Ruhe des Weisen, des Heiligen gelangen sollte, der, obschon ein unstäter Wanderer in der Wüste des Lebens, immer mehr das Eine, Unvergängliche, das Noth thut, in sich selbst enthüllen und mit sich tragen soll durch allen Wechsel? — Wunderbar sind die Wege der Erziehung, auf denen das Schicksal uns führt. Wohl dem, der sie erkennt, der diese Winke benutzt und seine eigne Erziehung vollendet. Ihm winkt die endliche Erlösung und das Eingehn in das Nirwana — nicht in die Vernichtung, denn das ist der rechte Begriff des Nirwana nicht, sondern in die selige Einheit des Grundes der Dinge, in der alle Unruhe der Erscheinung aufgehört hat, und die Vollendung, die wir »im dunklen

Drang« gesucht, uns in reinen Wellen umfluthet. —

Da ich erst versprochen hatte im Sommer, zu meiner gewöhnlichen Reisezeit, zu kommen, so vergingen mir noch einige Wochen in den gewohnten Beschäftigungen. Plötzlich erschien Herzen, der nichts von dem Plan mit Madame Schwabe wusste, und fragte, ob ich mich nicht entschliessen wolle, für einige Zeit wieder hinauszuziehen zu den Kindern, in das schöne Gartenhaus, welches er in einer Londoner Vorstadt bewohnte. Die russische Dame, die dem Hause vorstand, war durch ihre Gesundheit genöthigt, an das Meer zu gehen, und war bereits mit ihrem eignen Kinde nach der Insel Wight abgereist. Er meinte, wir könnten dann später auch Alle dort hingehen und sehen, wie sich das Leben weiter gestaltete.

Fast gleichzeitig schlug Kinkel mir vor, mit ihm und seinen Kindern zusammen an das Meer zu gehen und die Sommerferien da zu verbringen. Ich schwankte einen Augenblick zwischen diesen verschiedenen Vorschlägen, dann aber entschied die wunderbare, fast unerklärliche Liebe, die ich für die kleine Olga Herzen hegte, und bestimmte mich, Herzen's Anerbieten anzunehmen. Es kam ein geheimes Gefühl hinzu, als habe ich eine Schuld gegen dies Kind auf mich geladen, als ich damals das Haus verliess, indem die Dame, die nun ihre Pflegerin wurde, diese liebliche Natur weder erkannte noch liebte und keinesfalls

richtig behandelte. Ich sagte mir oft, ich hätte um ihretwillen Manches auf mich nehmen und ertragen sollen, was mir bei der früher erwähnten Veränderung dort im Hause nicht mehr gefiel. Ich stellte mir vor, dass ich durch geduldiges Ausharren vielleicht Vieles hätte ändern, jedenfalls diesem Kinde eine schützende Vorsehung hätte bleiben können. War es mir eine tiefe Genugthuung, dass Herzen sich wieder an mich wandte, so schien es mir auch, als böte mir das Geschick nun die Gelegenheit, jene Schuld zu sühnen und das holde Geschöpf, welches ich mit Mutterliebe liebte, nun von Neuem an treuer Hand zu der schönen Entwicklung zu führen, zu der mir seine Natur angelegt schien. Ich schrieb daher Madame Schwabe und Kinkel ab und nahm Herzens Vorschlag an. Meine kleine Häuslichkeit hob ich nur vorläufig auf, da ich freilich noch gar nicht wusste, wie sich die Zukunft gestalten und ob ein festeres Verhältniss sich dort von Neuem organisiren werde. Am meisten bedauerte ich es, meine Leseabende mit Lothar Bucher aufgeben zu müssen. Sie waren mir in jeder Beziehung lieb und werth gewesen, sowohl wegen der Fülle von Belehrung und Wissen, die mir der Umgang mit dem hochgebildeten Manne darbot, als wegen der zarten Beweise wirklicher Freundschaft, die er mir gab und die doppelt rührend und erfreuend für mich waren, da sie bei dem verschlossenen und gegen die meisten Menschen

vielfach misstrauischen Wesen Bucher's gewiss nicht häufig vorkamen. Auch überkam mich anfangs ein Gefühl von Reue, als ich meine kleine, fast dürftige, aber selbstgeschaffne Unabhängigkeit verlassen hatte und mich wieder in Verhältnisse einpassen musste, die ich nicht selbst gestaltet, denen ich nicht wenigstens zum Theil den Stempel meiner Individualität aufgedrückt hatte. Was ich einst mühsam in diesem Hause geschaffen, war dahin. Die Kinder waren in eine andere Bahn gelenkt, als wohin ich sie geführt hätte. Alles hatte wieder einen exclusiv russischen Anstrich angenommen. Ich empfand es tief, wie nothwendig dem ausgeprägten Charakter die Unabhängigkeit ist, d. h. die Möglichkeit, sein äusseres Leben nach seinem inneren Bedürfniss zu gestalten, sich selbst zu affirmiren in den Verhältnissen. Die Ruhe, die der Geist genießt, wenn er sich selbst gemäss leben darf, ist das einzig wahre unzerstörbare Glück; dies sich zu erwerben und zu erhalten, sollte das Bestreben jedes selbstbewusst entwickelten Wesens sein. Alles übrige ist Schmuck des Daseins — oft wonnevolle Arabeske, die sich um den eigentlichen Kern desselben schlingt, goldne Frucht der Hesperiden, die das Schicksal in guten Stunden manchem Sterblichen als besonderem Liebling in den Schoos wirft. Dieses zu entbehren ist schmerzlich, aber Jenes zu entbehren ist unerträglich, und es bäumt sich das Beste, das Edelste in uns gegen ein

Leben in Umgebungen, denen in jedem Augenblick unsere Ueberzeugung, unsere innerste Nothwendigkeit widerspricht. Dennoch hielt mich die Freundschaft und Achtung für Herzen und die Liebe zu den zwei kleinen Mädchen fest, und ich versuchte es, mich mit ihnen wieder wie früher einzuleben. Nach ein paar Wochen rief uns Herzen auch nach der Insel Wight, wo wir, wie früher, Pulszkys und Kossuths fanden, mit denen sich, wie sonst auch, ein geselliges Leben organisirte. Bald jedoch stellten sich die verschiedenen Ansichten über Erziehung, wie überhaupt die Grundverschiedenheit der Naturen zwischen jener russischen Dame und mir, wieder so peinlich heraus, die Conflicte in der Praxis der Erziehung waren so unvermeidlich, dass ich von Neuem einsah, wie unmöglich ein solches Zusammenleben und Zusammenwirken sei. Abermals mit tiefem Schmerz, aber entschiedner und ruhiger als das erste Mal, erklärte ich es Herzen, dass ich nicht frei handeln und wirken könne, wenn nicht ganz meinen Ansichten gemäss. Ihm war es auch leid wie das erste Mal, und doch fühlte er wohl selbst, dass ich Recht hatte. Ich schrieb an Madame Schwabe und sagte ihr, ich wolle nun doch im Herbst mit ihr nach Paris gehen. Sie schrieb erfreut wieder und war gutmüthig genug, es mir nicht nachzutragen, dass ich, um der grösseren Liebe willen, ihr anfangs abgeschrieben hatte. Dann beschloss ich zunächst noch für einige Wochen

nach Eastbourne zu gehen, wo ich schon früher gewesen und wo sich meine näheren Beziehungen zu Mazzini und Carolinen angeknüpft hatten. Die Letztere war auch jetzt da mit Mann und Kind, und ausser ihr war Lothar Bucher dort, den ich schriftlich bat, mir eine Wohnung dort zu nehmen. Was mir von Neuem das Herz zerriss, das war der Abschied von der kleinen Olga, die traurig und stumm das kaum neu geknüpfte Liebesband sich wieder lösen sah. Ein unsägliches Mitleid hielt mich bei ihr zurück. Dennoch fühlte ich, dass ich unter den gegebenen Verhältnissen nicht bleiben konnte. Herzen fuhr mit mir nach Portsmouth, da er nach London zurück wollte. Der Wagen, der uns von Ventnor nach Ryde über die Insel führen sollte, stand vor der Thüre und die Mitglieder der Familie, die zurückblieben, standen Abschied nehmend dabei. Da trat die kleine Olga aus dem Garten und reichte mir leise und wie beschämt, dass sie nichts Anderes zu geben habe, ein paar Zweige blühender Myrthe, die in dem milden Klima Ventnor's im Freien wächst. Dabei sah das dunkle, unschuldige Kinderauge traurig zu mir auf. Das kleine Wesen wusste es, dass sie, die Mutterlose, in mir das Mutterherz wieder gefunden hatte, und es war zum zweiten Mal zwischen uns ein Scheiden wie zwischen Mutter und Kind. Ich nahm die Myrthenzweige mit grenzenloser Wehmuth, und als der Wagen fortrollte und das kleine Geschöpf

meinen Augen entschwand, war es wieder, als wäre die letzte Poesie des Lebens dahin.

In Portsmouth trennte ich mich von Herzen. Er ging nach London, ich fuhr mit der Bahn der Küste entlang nach Eastbourne. Dort traf ich Bucher, der mir ein Logis besorgt hatte, dann Caroline, die mit ihrem Kind da war und deren Mann immer für den Sonntag von London heraus kam. Der kleine Kreis wäre hinreichend gewesen, um eine stille frohe Zeit zu verleben, aber das Intermezzo von Ventnor lag trüb und verstimmend auf meiner Seele, und der Gedanke an das Kind, dem die rechte Liebe fehlte, liess keine Freudigkeit in mir aufkommen. Dazu kam die Angst um Mazzini, der auf seinen gefährlichen Streifzügen in der Nähe des durch den Frieden von Villafranca nur halb befreiten Italiens verweilte. Eines Tages, als ich bei Carolinen war, erhielt sie einen Brief von ihm, worin er eine tief poetische, wehmuthsvolle Schilderung seiner Fahrt über den Vierwaldstättersee machte. Er schrieb, wie in der feierlichen Stille jener erhabenen Natur die tiefste Andacht der religiösen Stimmung über ihn gekommen sei; ein gläubiges Schauen und Hoffen, gleichsam in weitester Ferne, für sein Vaterland, das er so glühend liebte und dem er nur heimlich nahen durfte. Er fügte hinzu, dass er überzeugt sei, wie auch sie, obwohl eine Skeptikerin, von der Macht der Stunde ergriffen, mit ihm niedergekniet

sein würde in Anbetung des Weltgeistes, dessen Gegenwart ihm so fühlbar gewesen sei in dem Augenblick. Ich wandte mich ab, um Carolinen, die auch beim Lesen dieser Zeilen skeptisch blieb, die Thräne zu verbergen, die in mein Auge trat. Ich fühlte jene Stunde mit ihm, fühlte, was dies einsame, grosse, gläubige Herz empfunden hatte inmitten des feierlichen Schweigens jener Riesenmauern, die seine schönheitathmende Heimath abschliessen. Er nahte ihr noch immer als ein Ausgestossener, ein Flüchtling. Aber er hatte ihr ja längst das Opfer seiner individuellen Existenz gebracht, und jener Augenblick war sicher einer von denen gewesen, in welchen die Märtyrer der Idee, im intuitiven Schauen über die Grenze der Zeit hinaus, die erhabene Seligkeit der Ueberwinder geniessen. Ich schrieb ihm am folgenden Tag unter dem Eindruck jenes Briefes. Bald darauf erhielt ich, in einen Brief an Caroline eingeschlossen, folgende Antwort:

»Meine liebe Freundin, heute nur zwei Worte als Antwort auf Ihre Zeilen! Habe ich nöthig Ihnen zu versichern, wie lieb sie mir waren? Ich verdiene nicht Alles, was Sie mir darin sagen, ich erreiche zu wenig von dem, was ich erstrebe, aber ich glaube, mein Herz ist mehr werth, als meine Intelligenz, während bei den meisten Andern die Intelligenz mehr werth ist als das Herz. Das ist der Grund, warum Jene nicht handeln. Hätte ich

einige zwanzig Männer mit Ihrem Herzen und Ihrer Fähigkeit der Hingebung zur Seite, ich hätte zu dieser Stunde Europa regenerirt. Aber solche existiren nicht. Deshalb müssen Sie fortfahren mich zu lieben um dessentwillen, was ich hätte thun mögen. Ihre letzte zerstörte Hoffnung mit Olga hat mir sehr leid gethan. Aber ich glaube, ich weiss selbst nicht warum, dass Sie wohl thun, mit Madame Schwabe zu gehen. Man wird Sie dort lieben. Caroline, die mir oft von Ihnen schreibt, sagt mir nichts von Ihren Augen. Sie selbst sagen mir auch nichts davon. Wie geht es damit? Lassen Sie es mich durch C. oder Sie selbst wissen.

»Vor vierzehn Tagen glaubte ich an die Wahrscheinlichkeit, Sie bald wiederzusehen, jetzt weiss ich wieder nicht, wann? Ich muss noch bleiben. Ich habe Euch Alle zusammen in Eastbourne recht beneidet.

»Ich lebe hier nur durch den Kopf, durch die Indignation und das Gefühl der Pflicht; das Herz hat dabei nichts zu thun und ist fern von hier. Was halten Sie von der Agitation für die Einheit, die sich in Deutschland regt? Was denken K., B. und die Andern davon? Was hoffen Sie?

»Hier hat die Krisis nur erst angefangen.

»Leben Sie wohl, liebe Freundin, ich hege für Sie eine aufrichtige und unzerstörbare Freundschaft.

Joseph.«

Leider trat zu Ende meines Aufenthalts eine tiefe persönliche Verstimmung bei mir ein, die mich mehr und mehr von dem kleinen Kreis meines bisherigen Umgangs entfernte und mich ganz isolirte. Was ich von der fleckenlosen Liebenswürdigkeit des Charakters eines Mitglieds dieses Kreises geglaubt hatte, erschien mir als eine Täuschung, und der Schmerz darüber machte mich vielleicht ungerecht gegen die anderen Theilnehmer der kleinen Gesellschaft. Der Mangel an Leichtlebigkeit in meiner Natur, der schon so oft Dingen, über die ein leichter Sinn spielend hinweg gekommen wäre, einen tragischen Charakter gegeben hatte, machte auch hier die Situation für mich zu einer unerträglichen, aus der ich nur durch völligen Bruch mich schliesslich retten konnte. Am Tag zog ich mit meinen Büchern auf einsame Punkte der Klippen und versenkte mich in allgemeine Gedanken. Aber die Abende, wenn ich allein war, waren traurig. Unfähig, mit meinen kranken Augen zu arbeiten, war es dann meine Beschäftigung, Seepflanzen zu trocknen, die ich in ein Buch klebte, welches ich für Olga bestimmt hatte. Ich betrieb diese Arbeit mit einer Sorgfalt, als gelte es ein wichtiges Werk. Nur wer es weiss, wie sehnsuchtsvoll die Liebe nach Bethätigung verlangt, wie schwer es ist, eine freudlose Einsamkeit zu tragen, wenn jeder Pulsschlag dafür klopft, sich geliebten Menschen widmen zu können, wie furchtbar die Herzensöde

wird, wenn körperliches Gebrechen dann auch den Geist hindert; seiner Arbeit zu leben und so das Gleichgewicht herzustellen — nur der vermag zu empfinden, welchen schmerzlichen Trost mir jene Beschäftigung gewährte. Ich suchte mit ihr mich selbst über all' die Entbehrung, über all' die Leere zu täuschen, indem ich noch etwas — das einzig im Augenblick Mögliche, für das Wesen that, das durch die geheimnissvolle Macht der Sympathie für mich zu einem Verhängniss wurde. Dieses Buch mit den kunstvoll geordneten Algen enthielt ein ganzes Drama von Empfindungen und Gedanken, die bei seiner Herstellung in mir sich bewegt hatten. Wie viele stumme Zeugen solcher Lebensdramen giebt es, die nie ein Blick enträthseln, nie ein theilnehmendes Herz vernehmen wird! Könnten sie reden, könnten sie die Geschichte all' der Unzähligen berichten, deren Kämpfe und Leiden ungekannt auf der grossen Bühne der Welt sich abspielen — der Phantasie würde nichts mehr zu erfinden übrig bleiben, und vor der hohen Tragik des Lebens würde selbst die höchste Dichtkunst verstummen.

Endlich kam die Zeit, wo ich in Brighton Madame Schwabe treffen wollte, um mit ihr zusammen nach Paris zu gehen. Ich schied von Eastbourne um ein Gefühl ärmer, das mein Leben in den letzten Zeiten freundlich erhellt hatte. War die Schuld mein, war sie der Anderen — ich konnte es selber nicht entscheiden. Ich fühlte nur das Eine be-

stimmt: jenes Gefühl war in mir erloschen, weil es auf einer Täuschung beruht hatte, und es konnte nicht wieder belebt werden.

In Brighton miethete ich mir ein ganz kleines dürftiges Stübchen, da alles Andere mir zu theuer war. Den ganzen Tag aber brachte ich auf einer weit in das Meer hinaus gebauten Terrasse zu, wo ringsum die Wogen brausten und die frische Meeresluft mich stärkend umfing. Ich kannte keinen Menschen und fühlte mich himmlisch frei. Mein Schreibzeug nahm ich mit und die Gedanken fingen wieder an zu strömen. Die Fesseln der inneren Verstimmung fielen von mir ab. Oft sass ich da noch, wenn der Mond mit seinem Silberglanz den weiten Wasserspiegel um mich her erhellte und ferne Segelboote traumhaft über die glitzernde Fluth zogen. Sie erschien mir wie der Lethe, in den allmählig wieder alles jüngst erlebte Leid versank, während mein Dämon sich mit entfaltenen Flügeln aus den Wellen erhob und, Freiheit und Friede athmend, das Geheimniss des Lebens auf's Neue mir kund gab: sich selbst erlösen aus der Unruhe des Vergänglichen und sich versenken in das Reich der Ideen, in das Unvergängliche. Die Unruhe des Vergänglichen erniedrigt uns; sie ist die bange Sorge um das schlechte Ich, um die vorübergehende Individuation der unbekanntenen Weltseele. Die Erlösung aus dieser Unruhe ist die Erhöhung unserer selbst zu unserer wahren Würde, zu

unserem wahren Ich, das sich eins fühlt mit allem Göttlichen, Erhabenen und Schönen. So gross wurde wieder mein inneres Glück in diesem Einklang mit mir selbst, dass ich des Abends in meinem hässlichen kleinen Stübchen, bei meinem bescheidenen Nachtmahl, mich schon auf den folgenden Morgen freute, wo ich wieder an die Arbeit gehen und den Strom der Gedanken mich umfluthen lassen würde am fluthenden Meer.

Dann gingen auch diese Tage zu Ende. Ich schiffte mich mit Madame Schwabe und ihrer Familie nach Frankreich ein und zwar von Newhawen nach Dieppe, welche Fahrt einige Stunden länger dauert als von Dover nach Calais. Als ich die weissen Küsten Albions allmählig in die grüne Fluth versinken sah, war es mir, als versänke mir eine zweite Heimath. Sieben Jahre des Exils, voll schwerer Entbehrungen, harter Arbeit, tiefer Leiden, Verluste und Kämpfe waren in ihr verstrichen. Aber wie viel Liebe, Freundschaft, geistigen Fortschritt und Wachstum in dem Einen was Noth thut, hatte sie mir doch gegeben! Mit dankbarster Empfindung sah ich nach dem Inselland zurück, das mit seinen blühenden Fluren, mit seiner hohen Cultur, mit seinen festen, starken, unabhängigen Menschen wie eine höchst merkwürdige, des Studiums werthe Erscheinung inmitten des Oceans daliegt.

## Siebentes Kapitel.

### Paris und ein Deutscher.

Wir waren in Paris angekommen. Es war eins jener sogenannten Hotels, ein ganzes, elegant eingerichtetes Haus mit kleinem Garten, wie sie in der Nähe der Champs Elysées häufig sind, für uns genommen worden, denn ausser Madame Schwabe und ihrer Familie kam auch Richard Cobden mit seiner Frau und vier Töchtern, dasselbe zu bewohnen. Ich hatte mir vorgenommen, mich den neuen Eindrücken, die mich erwarteten, ganz hinzugeben und ihnen so viel als möglich an Erkenntniss, Wissen und Verständniss abzugewinnen. Ich kann nicht sagen, dass ich mich je sehr nach Paris gesehnt hätte, immer viel mehr nach dem Süden. Aber es war doch die Stadt, um welche tausendfache geschichtliche Erinnerungen, Macht und Glanz der Gegenwart, Kunst, Civilisation und Mode, eine schimmernde, die Neugierde erregende Fata Morgana schufen. Es war der Mühe werth, Paris nach London kennen zu lernen schon um des Vergleichs willen. Zudem hatte

ich es nöthig, von der Arbeit auszuruhen und in einem weniger feuchten Klima wie das englische eine Zeit lang zu leben. Kaum ein wenig häuslich eingerichtet, ging ich allein die Champs Elysées entlang den Tuileries zu und setzte mich dort auf eine Bank, um mich meinen Gedanken hinzugeben. Da lag es denn vor mir, das alte französische Königsschloss, und schaute mich an wie ein alter Bekannter. So hatte ich es unzähligemal in meiner Kindheit Tagen, in einem grossen illustrierten Werk über die französische Revolution, welches mein Vater besass, gesehen. Auf jenen Bildern war es dargestellt, umstürmt von wüthenden Volkshaufen, welche der Legitimität Hohn sprachen und den absolutistischsten Staat der Welt in eine Pöbelherrschaft verwandelten. Sie stiegen wieder alle vor meiner Erinnerung auf, jene Bilder; die Bastille, auf welche die Kanonen des Volks gerichtet waren; Camille Desmoulins auf einem Tisch stehend, im Garten des Palais Royal und zu dem Volke sprechend; die königliche Familie, heimgebracht von der missglückten Flucht; vor Allem ein Bild, das mir als Kind stets das tiefste Interesse und innigste Mitleid eingefösst hatte: Ludwig XVI. von seiner Familie Abschied nehmend, als man ihn zum Tod führte. Ich sah ihn wieder vor mir in kurzen schwarzen Hosen und weissem Hemd, das vorn geöffnet, den Hals schon frei liess für das Beil des Henkers. Die eine Hand reichte er seiner frommen Schwester

Elisabeth, die auf den Knien lag und ihr Angesicht auf seine Hand drückte. Von der andern Seite hingen die unglückliche Gattin und Königin, die weinenden Kinder in verzweifelterm Schmerz an ihm. Es war mir unter den hohen Bäumen dieses Gartens, beim Anblick jener Mauern, die all' das Schreckliche geschaut, als sähe ich nur wieder, was ich längst gekannt, was ich mit erlebt hätte. Dem kindlichen Mitleid in mir war eine Epoche hoher Bewunderung für die französische Revolution gefolgt. Jenes gigantische Erwachen der Menschheit zum Gefühl ihrer Rechte, jenes Zersprengen der Fesseln, in die ein despotischer Wille Millionen von Geschöpfen schlug, jene erhabenen, kühnen Morgenträume allgemeiner Freiheit, welche begeisterte Schwärmer in die Wirklichkeit übersetzen wollten, jene phantastisch grossartigen Momente der ersten Zeit der Revolution — wie hatten sie mich bewegt und hingerissen. Sie hatten mich erglühen gemacht in Begeisterung und mich nachsichtig gestimmt für die schaudervollen, wüsten Ausartungen, zu denen schliesslich, ebenso wie die absolute Monarchie, die absolute Volksherrschaft gekommen war. Jetzt hatte in dem Schlosse vor mir das zweite Kaiserreich, die zweite Frucht der Revolution, seinen Sitz, und ich durchlief in Gedanken den Gang der geschichtlichen Ereignisse, von jener Zeit an bis auf diese, die in ihrer Corruption, ihrer

Knechtschaft, ihrer auf den Schein, die Mode und den äusseren Glanz gebauten Herrlichkeit kaum hinter jener zurückstand, welche mit solchen vulkanischen Ausbrüchen, solchen Strömen Bluts vernichtet worden war. Mich ergriff ein wahrer Schauer vor den Räthseln der Geschichte, wo jeder Schritt vorwärts mit einem colossalen Rückschritt bezahlt werden muss. Das Christenthum war ein Fortschritt über das verderbte in sich verfaulte römische Reich, aber es brachte das Mittelalter herauf, in dem jede Blüthe der Kunst und Wissenschaft welkte und grausenhafte Barbarei die Stelle der Cultur einnahm. Die Reformation war ein freudiger Fortschritt über die im Laster versunkene katholische Kirche, aber ihr folgte der dreissigjährige Krieg und langer geistiger Tod und physisches Elend. Die französische Revolution war das Erwachen der Massen zu ihrer Selbständigkeit, der Anerkennung der menschlichen Würde in jedem einzelnen Geschöpf, aber ihr folgten die Greuelthaten der Schreckensherrschaft, die Despotie des ersten Napoleon, die triviale Herrschaft der Bourgeoisie unter dem Bürgerkönig Louis Phillipp und die abgeschwächte Wiederholung der Despotie des Onkels durch den Neffen. Unter solchen Betrachtungen verlief mein erster Ausgang in Paris. Alle die Eindrücke der zunächst folgenden Tage waren zu Gunsten Englands, das mir, in dem soliden Genuss wirklicher politischer Freiheit,

jetzt im Glanze einer hohen Moralität erschien, im Vergleich mit der wahrhaft knechtischen Abhängigkeit, in der ich hier Alles von dem Willen eines Einzelnen fand. Die ewig festliche Schaustellung eines Herrscherthums, von der man sich bei dem einfachen englischen Königthum so ganz entwöhnt hatte, die Anwesenheit des Militärs überall, während es in England überall abwesend ist, das müßige Schlendern und frivole Geniessen, dem man auf den Boulevards und anderswo begegnet, gegenüber der puritanisch nüchternen, aber besonnen ehrenhaften Thätigkeit der Engländer — Alles das machte mich in Sehnsucht an England denken, und es war mir, als athme ich in Paris verpestete Luft.

Inzwischen hatte sich unsere Häuslichkeit organisirt. Richard Cobden, unter demselben Dach mit mir lebend, war mir zunächst eine neue interessante Persönlichkeit zum Studium. Ein so ganz englischer Typus, wie er nicht englischer gedacht werden kann, vereinigte er alle Tüchtigkeit der englischen Spezialisten auf dem einen Feld ihrer Thätigkeit mit ziemlicher Beschränktheit nach andern Seiten. Zugleich aber besass er eine solche Güte und lebenswürdige Milde des Charakters, dass er einem Jeden werth werden musste, der ihn näher kennen lernte. Er war in Paris, um den Freihandelsvertrag mit Frankreich abzuschliessen. Dies gab Gelegenheit, ihm viele Fragen über nationalökonomische Probleme

vorzulegen und von ihm zu lernen. Er baute das ganze Evangelium einer sittlicheren Zukunft auf den Freihandel. Sonderbarerweise war er darin, vielleicht ohne es zu wissen, völliger Materialist, trotzdem er ein frommer Mann war und auch sogar die Kirche besuchte. Er sagte mir einmal, wie er hoffe, dass durch die freie Einfuhr der leichten französischen Weine in England dem Branntwein- und »Gin«-Trinken des englischen Volkes Schranken gesetzt werden würden. Dadurch versprach er sich den Anfang einer grösseren Moralität, und gewiss nicht mit Unrecht. Nur vergass er, wie viele andere Factoren damit Hand in Hand gehen müssten, um den Erfolg herbeizuführen. So lange das englische Volk in seinem jetzigen bedürftigen, oft bis an das schrecklichste Elend reichenden Zustand ist, würden ihm die leichten französischen Weine nicht zusagen: »Gin« und »Brandy« sind der Lethe, der auf Stunden die thierische Existenz vergessen macht. Verminderte Arbeitszeit, erhöhte Löhne, Schulunterricht, geistige Entwicklung, das Oeffnen der Museen, der öffentlichen Vergnügungs- und Belehrungsorte anstatt der Trinkhäuser am Sonntag — Alles das müsste zuerst kommen. Dann würde auch der leichte Wein annehmbar sein, anstatt des Alcohols. Man würde dann in den Strassen von London nicht mehr so oft dem scheusslichen Anblick betrunkenener Männer und Frauen begegnen.

Uebrigens erhob sich auch gegen Cobden eine heftige Opposition. Die französischen Schutzzöllner liessen es an Protesten aller Art nicht fehlen. Nur Napoleon und Rouher hatte er völlig auf seiner Seite, und das war denn freilich entscheidend. Cobden kam von seinen häufigen Privatconversationsen mit dem Kaiser stets entzückt von dessen Persönlichkeit zurück. Er konnte nicht genug die lebenswürdige Vertraulichkeit und das verständnisvolle Eingehen auf alle Fragen, die zwischen ihnen verhandelt wurden, rühmen. Es war gerade einer der glänzendsten Höhepunkte in Napoleons Carrière erreicht. Der italienische Krieg war beendet. Freilich hatte er sein Wort nicht gehalten, Italien frei zu machen von den Alpen bis zur Adria, freilich hatte er zwei schöne Juwelen aus der neu geschmiedeten Krone Italiens als Lohn für sich herausgenommen. Aber dennoch strahlte die alte französische gloire von Neuem in hellem Glanz, und eines Morgens erschallte Trommelwirbel in den Strassen, eine Abtheilung Soldaten zog umher und ein Ausrufer verkündete mit lauter Stimme, es gäbe jetzt viele Tausend Franzosen mehr; Savoyen und Nizza waren über Nacht französisch geworden. Dess waren die Franzosen über die Massen froh. Alles schien glücklich im Glanz der hell strahlenden Kaisersonne und sogar der Typus des Gesichts von Napoleon III. vervielfältigte sich, wovon ich schon oben gesprochen. Man

begegnete überall Gesichtern, die sich durch den nach ihm modellirten Bart, durch die Tracht des Haares und der Kleidung eine Art Aehnlichkeit mit ihm verschafft hatten.

Ich sah ihn nur einmal ganz in der Nähe. Wir hatten Billets erhalten zu dem grossen Saal, durch den am Sonntag Morgen der Hof sich in die Kapelle der Tuileries zur Messe begab. Ich ging mit ihm hin, weil ich diesen Parvenu, der wie ein Mehlthau auf den Blüten des europäischen Lebens lag, den ich seit dem 2. December hasste, der wie einer der alten römischen Imperatoren mitleidlos mit Blei, Kerker und tödtlichen Climates die Gegner seiner Tyrannei hingeopfert hatte, einmal genau sehen, einmal wissen wollte, wie ein solcher Mensch aussieht. Es war dies ein beliebtes Schauspiel für Fremde und der Saal war voller Menschen. Plötzlich erschien ein in eine violette goldgestickte Uniform gekleideter Hofbeamter und rief: »L'empereur!« Nun erschien Napoleon, Eugenie führend, von Höflingen gefolgt, und schritt langsam an uns vorüber der Kapelle zu. Ich stand an einer Säule, so nahe gingen sie an mir vorbei, dass der Kaiserin Kleid mich streifte. In der Kapelle, wohin wir uns ebenfalls begaben, stand ich so, dass ich die Gesichter des kaiserlichen Paares gerade vor mir hatte. Ich gestehe, dass ich während der Messe, die unten gelesen wurde, mit nichts Anderem beschäftigt war, als diese beiden Physiognomien

zu studiren. Mit der Kaiserin wurde man, trotz ihrer regelmässigen Schönheit, bald fertig. Es war eine schöne Grisette mit dem Diadem geschmückt. Tausendmal mehr wie Napoleon trug sie den Stempel der Parvenue. Wenn sie vielleicht aus Weltklugheit und auch von den Verhältnissen in Schranken gehalten, nicht fähig war, unvorsichtig, übermüthig, jugendlich und leichtsinnig zu handeln wie Marie Antoinette, so war sie gewiss noch weniger fähig, gross zu leiden, im Unglück moralisch zu wachsen und heroisch zu sterben wie jene. Ich wandte meinen Blick mit Geringschätzung von ihr ab. Dass Napoleon sie zur Gattin nahm, war vielleicht einer seiner schlimmsten Fehler, verhängnissvoll für Frankreich und ihn selbst. Länger gefesselt blieb ich durch ihn. Sein unbegreiflich unschönes Gesicht hatte dennoch eine gewisse Hoheit, welche Eugenieen völlig fehlte. Aber es war eine passive Festigkeit und Geschlossenheit in den hässlichen Zügen, die das Gesicht wie eine Maske erscheinen liessen. Als er so da kniete, die geballte Faust, auf der sein Kinn ruhte, auf das Sammtkissen vor ihm gestützt, war es unmöglich zu unterscheiden, was und ob überhaupt etwas seine Seele füllte. Keinenfalls war es die Andacht, welche aus den Tiefen des Wesens zu einem geahnten Höheren aufsteigt, mögen wir dies nun Gott, Weltgeist oder anderswie nennen — die Andacht, in der allein die erlösenden Gedanken geboren

werden, erlösend für das Individuum oder für die Welt.

Vielleicht dachte er gerade damals darüber nach, ob er gründlich mit der Partei brechen sollte, die ihn bisher getragen und gestützt hatte, mit der clericalen nämlich. Gewiss ist, dass diese es war, welche in dem Augenblick am meisten gegen ihn empört war. Man sprach gar nicht allzuheimlich darüber, dass die Priester es vielleicht jetzt übernehmen würden, das zu vollführen, was Orsini misslungen war, und man war überzeugt, dass die Hand, die von da käme, ihr Ziel nicht verfehlen würde.

Ein angenehmer Umstand, den ich dem Zusammenleben mit Richard Cobden verdankte, war die Bekanntschaft vieler der bedeutendsten literarischen und politischen Persönlichkeiten der damaligen französischen Gesellschaft. Es war einmal wöchentlich Empfangsabend bei uns, wo sich stets eine ausgewählte Gesellschaft zusammenfand. Ausserdem wurden oft die hervorragendsten Leute zum Essen gebeten und hier, im kleineren Kreise, lernte man sie näher kennen und erfreute sich an ihrer Unterhaltung. Hier sah ich Mignet, Laboulaye, Cousin, Dollfus, Renan u. A. Letzterer hatte damals noch nicht die Berühmtheit erlangt, die ihm sein Leben Jesu, der Apostel u. s. w. eintrugen, aber er erschien mir bedeutender als die meisten Anderen. Der Zufall fügte es oft,

dass er mein Tischnachbar wurde und ich so Gelegenheit zu langen und eingehenden Gesprächen mit ihm hatte. Ich sagte danach mehrere Mal zu Madame Schwabe: »Dies ist jedenfalls einer der bedeutendsten Menschen in der französischen literarischen Welt und die Zukunft wird es noch erweisen.« — Ich freute mich aufrichtig, als meine Prophezeiung später in Erfüllung ging.

Durch Herzen hatte ich eine Empfehlung an Michelet, dessen Geschichtswerke wir zum Theil zusammen mit grosser Freude an den geistreichen Aperçus, der phantasievollen Darstellung und der warm und lebendig durchschimmernden Empfindung gelesen hatten. Herzen war sehr mit ihm befreundet und seine Empfehlung verschaffte mir bei Michelet und seiner Frau den liebenswürdigsten Empfang. In dem bescheidenen kleinen Empfangszimmer des ausgezeichneten Paares, von dessen Fenstern man die Aussicht auf die grünen Bäume des Luxembourg hatte, empfing ich die besten unter all' den mannigfaltigen Eindrücken der Pariser Gesellschaft. Der kleine Mann mit dem geistreichen Gesicht, vom langen weissen Haar umrahmt, machte zugleich den Eindruck eines feinen, originalen, blitzartig sprühenden Geistes und eines gemüthvollen, echt humanen Herzens. Das fragmentarische, wie ein laut gewordenes Denken Aussehende seines Styls, das zuweilen durch das allzu Kurze, Abgerissene der Sätze ermüdet, hatte im Ge-

sprach etwas ungemein Anregendes. Er warf Gedankenblitze hin, die im Andern Gedanken entzündeten und so zu einem lebhaften Austausch Anlass gaben, der nie schleppend wurde, nie des Stoffs ermangelte. Er gab mir gleich seine warmen Sympathien für Deutschland und deutsche Literatur zu erkennen. Damals arbeitete er an jener Reihe kleinerer Schriften, die ihn auf ein ganz anderes Gebiet als das der Geschichte hinüberführten. Seine kluge, liebenswürdige Frau half ihm dabei. Es ist wahr, dass diese psychologischen und physiologischen Phantasien und Betrachtungen etwas dilettantisch behandelt waren. Doch waren sie voll Poesie und Geist. Eines dieser Bücher, welches eben erschien, »La femme« betitelt, erregte in der Pariser Gesellschaft eine laute Opposition und wurde mit dem beissendsten Spott, mit vernichtender Kritik aufgenommen. Dies beirrte aber weder Michelet noch seine Frau. Sie sagte mir einmal von ihrer gemeinsamen Arbeit: »Ich sammle die Bausteine, er fügt das Gebäude.«

Noch eine freundliche Zuflucht hatte ich in dem grossen Paris, wo es mir vertraut und heimisch wurde, wo mich eine Welt umfing, wie sie meiner innersten Natur gemäss war. Das allgemeine, flüchtige Interesse, welches die grössere Geselligkeit mir als Neuheit darbot, liess bald nach. Die Hausgenossenschaft hatte, mit Ausnahme von Madame Schwabe

und Cobden, so oberflächliche, nur der Eitelkeit und dem Aeusserlichen angehörende Neigungen, dass ich mich oft mit Widerwillen fragte: Wie komm' ich in diese Umgebung? und mit Thränen der bittersten Empörung es dem Schicksal vorwarf, dass es mich zu solcher Abhängigkeit nöthigte. Ich entfloh dann in jenes Asyl, das ich meinen Hausgenossen verschwieg, damit man mir nicht dahin folge. Ich liess sie in dem Glauben, dass ich zu geheimen politischen Zusammenkünften gehe und mich mit Arbeitern verschwöre — war ich doch sicher, dass sie mir dahin nicht nachkämen. Mein Asyl war aber kein anderes, als das Atelier des Malers Jaroslav Czermak, desselben, den ich einst in Wales kennen gelernt und den ich in Paris wiedergefunden hatte. Es befand sich in einer der alterthümlichen Strassen des alten Paris, in dem ehemaligen Kloster der Cordeliers, in demselben Saal, der während der grossen Revolution, den Sitzungen des Clubs der Cordeliers gedient hatte und der jetzt in einige grosse Ateliers getheilt war. Das Czermak's enthielt noch dieselbe Tribüne, von der einst die wilden Führer zu den aufgeregten Leidenschaften der Massen gesprochen hatten. Jetzt war es phantastisch mit Allem was einem Künstler zu seinen Studien dient, geschmückt. Besonders aber zierten es Costüme und Waffen aus den Donaufürstenthümern und Montenegro. Czermak hatte

seinen Stammesverwandten in jenen Gegenden eine besondere Vorliebe geschenkt, öfter lange Zeit dort verweilt und eine Menge schöner Motive mitgebracht, die er nun nach und nach mit poetischer Empfindung und vollendeter Technik zur Ausführung brachte. Auch ein Clavier fehlte nicht, denn Czermak war auch ein tief musikalischer Mensch. Die Sympathie, die er mir schon in Wales bei unserm ersten Begegnen eingeflösst hatte, steigerte sich bei unserem Wiedersehen zu wahrer Freundschaft. Mit Freude nahm ich sein Anerbieten an, mit meiner Schreiberei mich in sein Atelier zu flüchten, wenn ich einsam sein wolle, und da ruhig zu arbeiten, während er male. Ich hatte meine Verbindung mit Kinkel's Zeitung wieder angeknüpft, um meine Pariser Eindrücke daselbst mitzutheilen, eigentlich mehr, um mir so die Qual des Briefschreibens und der Wiederholungen derselben Dinge zu ersparen und meine Zeit endlich einmal frei für mich selbst zu nützen. Zu Hause fand ich keine ruhige ungestörte Stunde zu der Arbeit, die vielen zerstreuten Bilder, die an mir vorüber schwebten, in einen Rahmen zu fassen. Wie gern entschlüpfte ich daher wöchentlich zwei oder drei Mal dem eleganten Hotel, den vornehmen Champs Elysées, der geräuschvollen, glänzenden Modestadt am rechten Seineufer, und schritt dem alten, malerischen Paris der Revolution zu. Hier schien Einen wirklich eine andere Welt zu umfassen, die bis dahin

glücklicherweise noch nicht von Herrn Haussmann's alles Originelle und Schöne zum Kasernenstyl nivellirenden »Verschönerungen«, berührt worden war. Schon der Eingang und die Treppe zum alten Kloster waren originell und interessant. Dann ging ich den langen Gang entlang zu der letzten Thür und klopfte. Der Freund kam und öffnete, und wenn ich mich an den Fortschritten seiner Arbeit erfreut hatte, setzte ich mich in eine Ecke, packte mein Schreibzeug aus und schrieb, während er weiter malte. Oft verstrichen so Stunden, ohne dass einer von uns ein Wort sprach. Durch den denkwürdigen Raum schwebte es wie der Hauch einer wilden, grossartigen Vergangenheit und gab den Arbeiten, die uns beschäftigten, den Hintergrund der Stimmung. Das herzliche Wohlwollen, das mich mit dem so viel jüngeren Manne vereinte, machte es uns behaglich und traulich in diesem Beisammensein. Oft auch sprang Czermak auf, setzte sich an das Clavier und spielte einen Satz von Beethoven, oder den Trauermarsch von Chopin, oder, was mich noch mehr ergriff, Sachen aus »Tannhäuser« und »Lohengrin«. Er war ein eifriger Verehrer der Wagner'schen Musik. Ich kannte bis jetzt nur dürftige Bruchstücke davon, die ich in England am Clavier durch einen mir befreundeten deutschen Musiker gehört hatte. Aber auch dies Wenige hatte mich schon mit einem Zauber ergriffen, wie nie zuvor Musik,

und mein höchstes Sehnen war, einmal ganz und voll die Macht jener Eindrücke zu erfahren, die mein Ahnen mir von den Werken Wagner's verhiess. Meist frühstückten wir nachher zusammen. Ein Kellner in weissen Hemdärmeln, mit einer langen grauen Schürze, wie sie dort im Quartier Latin noch gesehen werden, brachte uns aus einem benachbarten Restaurant zwei Beefsteaks und eine Omelette aux confitures herauf; Czermak holte den Wein dazu aus einer Ecke seines grossen Ateliers, welche den Keller vorstellte. So beschloss dies Frühstück, bei welchem Ernstes und Heiteres besprochen wurde, diese in rein menschlich schöner Weise verlebten Stunden. Ich besass Czermak's ganzes Vertrauen und lernte durch ihn auch auf eine meinen Hausgenossen verborgene Weise die Frau kennen, der er sein Herz und Leben geweiht hatte und von der ihn damals noch unüberwindlich scheinende Hindernisse getrennt hielten, was ihn oft mit der tiefsten Schwermuth erfüllte. Einmal schien Alles sogar so hoffnungslos, dass er entschlossen war, Paris zu verlassen und in sein geliebtes Dalmatien zu gehen. Er erzählte mir von der Schönheit jener Küstenstriche am adriatischen Meer, und wie da noch in entzückenden Thälern prächtige Marmorvillen, aus der Glanzzeit der venetianischen Republik her, fast für einen Spottpreis zu haben seien. Dort wolle er eine kaufen; ich solle mit ihm gehen, desgleichen ein

czechischer, hochgelehrter Freund. Da wollten wir friedlich zusammen leben und ein Werk ausarbeiten über jene Länder: der gelehrte Freund den wissenschaftlichen Theil, ich den belletristischen, er den künstlerischen. Seine Bilder brächten ihm so viel Geld ein, dass es ihn fast beschäme; es sei genug für uns Alle, um davon zu leben. Mir gefiel der Plan wohl: fort aus dem Getreibe einer Culturwelt, an die mich eigentlich nichts mehr fesselte, in eine wonnige Einsamkeit des Südens, der immer das Ziel meiner Sehnsucht geblieben war, in Gesellschaft zweier bedeutender Menschen, eines Gelehrten und eines Künstlers, zu einem ernsten Werk vereinigt — was hätte ich mir Besseres wünschen können? Durfte ich doch überzeugt sein, dass Czermak mit der Treue eines jüngeren Bruders für mich sorgen würde.

Allein der schöne Plan zerrann in Nichts, da jene Wolken, die ihn hervorgerufen hatten, sich aufhellten und ihm das eigene Lebensglück wieder als möglich in Aussicht stellten.

Nun traf mich aber auch eine Nachricht, welche für den Augenblick jeden Wunsch nach Entfernung aus der Welt, in der ich mich befand, verstummen machte. Es war die Nachricht, dass Richard Wagner in Paris angekommen sei und sich daselbst niederlassen wolle. Zugleich wurden drei Concerte in Aussicht gestellt, welche er im Hause der italienischen Oper geben und worin er eine

Auswahl seiner Compositionen selbst dirigiren werde. So sollte denn auch dieser heisse Wunsch mir in Erfüllung gehen, einmal etwas von Wagner'scher Musik, wenigstens mit vollem Orchester und von ihm selbst dirigirt, zu hören. Ich besuchte alle drei und fühlte mich wie in einem seligen Traum befangen, als ich diese Klänge vernahm, die eine andere schönere Welt, voll idealer Gestalten, voll grosser, reiner, menschlicher Empfindungen, voll erhabener Leidenschaft und tiefer, aus dem innersten Kern des Herzens hervorbrechender Andacht vor mir aufschlossen; eine Welt, wie sie in den heiligsten Träumen meiner Seele mir vorschwebte, aus der nur die Musik mir bisher schöne, aber schmerzliche Grüße gebracht hatte, wie aus einer unerreichbaren Heimath, die nie Gestalt gewinnen könne. Hier aber fühlte ich, dass sie Gestalt gewonnen hatte. Da der Text mir bekannt war, ersetzte meine Phantasie die mangelnde Darstellung, und ich ahnte, dass hier ein Genius den Schlüssel gefunden habe, der das Reich des schönen bewussten Wahns erschliessen sollte, in dem die sogenannte Wirklichkeit zum Wahnbild und das Ideal zur wahren Wirklichkeit werden würde.

Ich war wie getragen von einer inneren seligen Gewissheit, von einer unfehlbaren Offenbarung. Mein nächstes Ziel war, den Schöpfer so hoher Dinge wieder zu sehen. Zwar hatte unser Zusammentreffen in England keinen

freundlichen Charakter gehabt, und ich wusste nicht, ob es ihm genehm sein würde, mich wieder zu sehn. Aber ich wollte es doch ehrlich versuchen. Ich fühlte, dass ich ihn verstand, und kam ihm mit der reinsten Huldigung für seinen Genius entgegen. So, dachte ich, wird sich auch die Brücke finden, auf der ich zu ihm gelange. Der Zufall fügte es, dass in einem Concert, wohin ich mich mit einer ungarischen Dame, deren Bekanntschaft ich gemacht hatte, begab, wir hinter Wagner und seine Frau zu sitzen kamen. Die Ungarin kannte Wagners und redete sie an. Ich wandte mich zu ihm und begrüßte ihn. Er erkannte mich und sagte freundlich: »Ach ja, bei Ihnen habe ich auch etwas gut zu machen; ich war damals sehr schlechter Laune; daran waren aber bloß die englischen Nebel Schuld.«

Darauf machte er mich mit seiner Frau bekannt und Beide luden mich freundlich ein, sie zu besuchen. Es verstand sich von selbst, dass ich bald von dieser Einladung Gebrauch machte. Wagner's hatten sich ein kleines Haus mit einem Gärtchen, nicht zu weit von den Champs Elysées, in einer stillen Strasse eingerichtet. Es sah reizend behaglich darin aus; besonders Wagner's Arbeitscabinet und das Musikzimmer daneben waren, wenn auch klein, doch von künstlerischer Bedeutung. Hier nun fingen eine Reihe glücklicher Stunden an. Wagner erschien mir jetzt erst im rechten Licht; die Londoner Nebel waren gewichen

und mit staunender Freude sah ich diese gewaltige Persönlichkeit sich vor mir enthüllen. Er schien viel geselliger gestimmt wie in London. Gastlich öffnete sich sein Haus des Abends wöchentlich einmal, und es drängten sich zu diesen Empfangsabenden bedeutende, freilich auch unbedeutende Menschen genug. Wagner aber beherrschte die Gesellschaft so völlig, dass man eigentlich nur ihn sah und hörte und die Andern darüber völlig vergass. Ich erinnere mich eines Abends, wo er vor mehreren Personen, zu denen auch ich gehörte, stand und über die Seltenheit dessen, was man Glück nennt, sprach, indem er schliesslich die Worte der Eleonora d'Este anführte: »Wer ist denn glücklich?« Mein Herz klopfte jedem Wort, das er sagte, Beifall zu. Ich verstand ihn, aber es war mir seltsam, dass er vor so Vielen so wundervolle Dinge sagte, denn ich sah es den meisten Gesichtern an, wie sie ihn nicht verstanden, und ich dachte »Warum wirft er das Köstliche an die Unempfänglichen weg?« Freilich vielleicht ist es so das Wesen des Genius, der schafft, sei es in Werken oder Worten, unbekümmert darum, wer ihn hört oder aufnimmt; gerade wie die Sonne scheint über Böse und über Gute.

Meinen Freund Czermak, den eifrigen Bewunderer Wagner's, führte ich dort ein, und er kam oft, mich zu jenen Empfangsabenden abzuholen. Ich lernte da, unter anderen mehr oder minder interessanten Persönlichkeiten,

auch die Tochter Liszt's, die Gattin Emil Ollivier's kennen, eine wundersam fesselnde Erscheinung. Ollivier selbst hatte ich im Salon der Lady Holland gesehen, einer vornehmen Engländerin, die in Paris einen Salon hielt, welcher noch der Idee entsprach, die man sich von den früheren, so berühmten Pariser Salons machte, welche man bei den Pariserinnen selbst nun vergebens suchte. Mir war von Anfang an aufgefallen, welch ein sonderbar steifer Ton in deren Gesellschaften herrschte; die Damen sassen auf einer Seite, die Herrn standen auf der andern. Selten, dass sich Einer der Letzteren in den feierlichen Damencirkel wagte, und wenn es ja geschah, so wendete er sich meist nur an die älteren Damen. Die jüngeren unverheiratheten Männer redeten nie mit den jungen Mädchen, denn das wäre sogleich als eine Demonstration angesehen worden. Die geistreiche Plauderei, wie sie früher in den Salons de l'Abbaye bei Madame Recamier und auch noch unter der Restauration, in der belebten Epoche der französischen Literatur, durch Lamartine, Alfred de Musset, Victor Hugo u. A., geherrscht haben mochte, war nirgends mehr zu finden. Nur jener reichen Ausländerin, die alle Winter in Paris zubrachte, war gelungen, was die Pariserinnen, die unter dem zweiten Kaiserreich Geist und Grazie eingebüsst hatten, nicht mehr vermochten. Sie besass selbst keinen hervorragenden Geist, aber sie hatte das grosse gesellige Talent,

kluge Männer sprechen zu machen und den Faden der Unterhaltung immer fein wieder anzuknüpfen, wenn er abzureissen drohte. So wurde sie die Vermittlerin einer geistig belebten, lebhaften, oft hoch interessanten Unterhaltung, in der, wie es bei wahrhaft schöner Geselligkeit sein sollte, immer nur Einer auf einmal sprach, während die anderen zuhörten und, wenn er geendet, in gleicher Weise gegen den verfuhrten, der nach ihm das Wort nahm. Nichts zeigt vielleicht mehr wahren geselligen Takt und feine Bildung, als wenn man zuzuhören versteht. Bei Lady Holland versammelten sich die Männer der Opposition gegen das Kaiserreich, besonders die Anhänger der Orleanistischen Dynastie, aber auch deren frühere Opponenten, wie u. A. der alte Odilon Barrot, den ich hier öfter sah. Dann waren dort: Remusat, Jules Simon, Pressensé u. A., und es gab fast immer etwas Interessantes zu hören. Ausser diesem war es nur noch ein Salon, der mir ein bestimmtes charakteristisches Bild zurückliess und der zugleich einen Anflug früherer Zeit trug. Es war ein Salon des Faubourg St. Germain: der von Frau von Staël, Schwiegertochter der Verfasserin von Corinna. Hier hatte sich noch etwas von der Tradition des achtzehnten Jahrhunderts erhalten. Man sass durcheinander, nicht in feierlichem Halbkreis, sondern wie es sich zur Plauderei eignet. Die jungen Damen waren mit Stickereien beschäftigt, die jungen

Männer, alles cousins et cousines, standen oder saßen dabei und schwatzten gemüthlich mit einander. Die älteren Leute sprachen unter sich. Da waren die Broglie und andere aristokratische Namen, da war auch der alte Guizot, dem ich vorgestellt wurde und mit dem ich mich längere Zeit unterhielt. Ich sagte ihm, dass mein Vater mich einst auf ihn und seine Politik verwiesen habe, als ich ihn um Belehrung über politische Ansichten gefragt, da er ihn für den wahren Staatsmann gehalten. Das schien ihn sehr zu erfreuen. Er sagte mir darauf, dass er allerdings principiell die Republik für die beste Staatsform halte, sie aber als unausführbar betrachte. Als ich dieses Gespräch später Renan erzählte, lachte er und meinte, das sage der alte Schlaukopf immer, würde aber sehr wenig damit zufrieden sein, wenn die Republik wirklich eingeführt würde.

Diese eben angeführten Salons waren die einzigen, wie schon gesagt, die mir noch eine Idee davon gaben, was der ehemalige so berühmte Pariser Salon gewesen sein musste. Freilich eben auch nur eine schwache Idee, denn welch ein schwaches Abbild waren selbst die interessantesten Leute, die sie füllten, gegen jene geistvollen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie sich z. B. bei Madame Necker versammelten, und unter deren Gesprächen die junge Germaine Necker ihre ersten geistigen Anregungen empfing!

Wie ganz anders war der oben erwähnte deutsche Salon in Paris. Hier war es nicht das geistreiche, belebte Gespräch einer Menge bedeutender Menschen, sondern es war die überlegene Grösse und Allseitigkeit eines Genius, die ihm die Bedeutung gaben. Es traf sich, dass einer der wärmsten Anhänger und zugleich ein Schüler Wagner's, Klindworth, ein trefflicher Clavierspieler, nach Paris kam. Nun wurden die Empfangsabende in das Musikzimmer oben verlegt, und an einem jeden wurde etwas aus den Werken Wagner's aufgeführt, wobei Klindworth die Begleitung übernahm, Wagner selbst aber die verschiedenen Stimmen sang. Man hätte denken sollen, dass dies wenig geeignet hätte sein können, einen vollkommenen Eindruck zu geben, und doch war es so. Keiner verstand es so, obgleich mit wenig Stimme, seine Intentionen und den ganzen ergreifenden Eindruck des neuen Gesanges, den er einführen will, klar zu machen. Ich begriff von vornherein, dass sich eine völlig neue Gesangeschule mit diesen Werken bilden müsse, dass es mit der blossen Cantilene, zu der eine gute und geschulte Stimme ausreicht, vorüber sei. Es war der wahre, dramatische Gesang, der hiermit anfang, in dem das Wort von ebenso hoher Bedeutung ist, wie der es begleitende musikalische Ausdruck, und in dem daher eine ganz andere, wahrere Declamation stattfinden muss, als in dem bisherigen Gesang. Es war

ein Glück für mich, dass ich so mit den lang ersehnten Werken bekannt wurde, denn es ging mir dadurch von vorn herein ein richtigeres Verständniss dafür auf, als wenn ich sie zuerst in den meist stümperhaften Ausführungen der deutschen Theater gehört hätte. So lernte ich Lohengrin und Tristan und Isolde ganz, die Walküre und Rheingold zum grössten Theil kennen. Ich war auch noch besonders bevorzugt, da Wagner sehr gut gegen mich war und mir völlige Freiheit gab, auch am Morgen allein zu kommen und zuzuhören, wenn er mit Klindworth musicirte. So geschah es eben einmal, dass die Beiden Tristan und Isolde beinah von Anfang bis zu Ende durchnahmen, vor mir als einzigen Zuhörrin. Immer tiefer nahmen mich diese gewaltigen Schöpfungen gefangen, immer heller wurde die Offenbarung in mir, dass dies allein der wahre Fortschritt in der Kunst und ihr höchstes Ziel sei: die Vereinigung aller Künste zum musikalischen Drama. An Urkraft der Empfindung, an Grösse der Leidenschaft, an voller menschlicher Wahrheit der Gestalten konnte ich Alles dies nur mit Shakespeare vergleichen, aber hier ist ausserdem noch die Musik, die den gewaltigen Gang der tragischen Handlung wie mit einem verklärenden Aether umgiebt. Und welche Musik! Es verhält sich mit ihr auch wie mit Shakespeare. Man vergisst, dass sie etwas von einem menschlichen Gehirn Geschaffenes

ist. Sie scheint wie aus dem Wesen der Dinge selbst herausgestiegen, eine Naturnothwendigkeit, ein organisches Ganzes mit der Wahrheit der Gestalten. Raum und Zeit verschwinden bei Anhörung eines solchen Kunstwerks. Wir durchleben ein tragisches Verhängniss, aber umwoben von jenem idealen Zauber, der von allem Schmutz und allen Flecken der irdischen Existenz befreit und im tragischen Untergang, im heiligsten Leiden die Seele erlöst.

Bei dem Anhören dieser wunderbaren Schöpfungen erfasste mich das Gefühl, das beim Lesen von »Oper und Drama« einst schon so schlagend meinen Verstand überzeugt hatte. Nun ging mir auch ganz das Verständniss für den Mann auf, dessen gewaltiger Dämon ihn zwang, so unglaublich Grosses zu schaffen. Von der Zeit an wusste ich, dass mich nichts mehr an ihm irre machen würde, dass er mir verständlich bleiben würde auch in dunkeln Stunden, in heftigen Aeusserungen seiner reizbaren Natur, in Sonderbarkeiten, welche die grosse Menge veranlassen würde, Steine auf ihn zu werfen. Ich wusste es, dass er von nun an auf mich rechnen könne in Noth und Tod, und dass sein Genius eine der wenigen Leuchten sein würde, deren Glanz mir überhaupt noch es werth machen würde, zu leben. Ich war eines Tages dort zum Essen eingeladen. Als ich hinkam, fand ich alle in freudiger Aufregung,

denn am Morgen war plötzlich die Nachricht gekommen, dass Napoleon wünsche, den »Tannhäuser« an der grossen Oper aufgeführt zu sehn. Der Director, der noch vor wenigen Wochen Wagner mit einem kühlen Bescheid abgefertigt hatte, war nun ganz Unterthänigkeit und Bereitwilligkeit, Alles nach des Meisters Wünschen einzurichten. Die plötzliche Veränderung war der Fürstin Metternich zu danken, welche, als grosse Verehrerin der Musik Wagner's, den Kaiser dazu bestimmt hatte. Natürlich war auch ich höchlich erfreut, und der Entschluss stand sogleich in mir fest, es auf irgend eine Art möglich zu machen, im folgenden Winter zu dieser Aufführung wieder nach Paris zu kommen. Denn erst im folgenden Winter war an die Möglichkeit einer Aufführung zu denken, da der nöthigen Vorbereitungen zu viele waren, u. A. zunächst die Uebersetzung des Textbuchs, und da ohnehin die Wintersaison für dies Jahr bereits ihrem Ende nahte.

Auch unser Aufenthalt in Paris nahte seinem Ende. Die Familie Cobden war längst geschieden, da Cobden seiner Gesundheit wegen nach Algier geschickt wurde. Madame Schwabe, ihre Familie und ich, hatten das grosse Hotel verlassen und eine Etage in der Strasse Rivoli bezogen. Der Frühling war wunderschön in Paris. In einer Nacht entlud sich ein heftiges Gewitter und am andern Morgen prangten, wie durch einen Zauber-

schlag, die Bäume der Champs Elysées, die Gärten und Büsche im frischen Schimmer des ersten Grüns. Wagner sagte mir, dass ihm diese Erscheinung grosse Freude gemacht habe. In Rheingold nämlich schlägt Donner an den Felsen, worauf die Wolken sich zum Gewitter zusammenballen, und als sie sich verziehen, prangen Walhall und die Erde im Frühlingsschmuck. Nun waren ihm gerade in jener Nacht Gedanken darüber gekommen, ob dies zulässig sei. Da hatte ihn denn dieser Vorgang in der Natur angenehm beruhigt.

Je schöner Paris und die reizende Umgegend waren, desto schwerer wurde mir der Gedanke an das Weggehn. Der Winter hatte eine grosse heilende Wirkung auf mich gehabt. Das milde Klima hatte meiner Gesundheit gut gethan. Die neuen angenehmen Beziehungen, an die sich keine traurigen Erinnerungen knüpften, hatten mich freundlich angeregt. Das bewegtere geistige Leben und der leichtere Verkehr der Franzosen, im Vergleich mit den Engländern, waren mir erfrischend gewesen. Manche kleinere literarische Arbeit, von der ich fühlte, dass sie gelungen war, hatte innere Befriedigung gegeben. Herzen schrieb mir in Beziehung auf die Artikel, die ich in Kinkel's Zeitung sandte: »Vous travaillez — vous vivez d'une bonne vie: c'est autant de pris sur le diable.« — Alles das, vor Allem aber die Bekanntschaft mit Wagner und seinen Werken, waren

so viele Bande, die mich an Paris knüpften, und ich überlegte hin und her, wie ich es möglich machen sollte, wiederzukommen. Da erhielt ich plötzlich zu meiner Ueberraschung einen Brief von Herzen, in welchem er mich aufforderte, die Erziehung der Kinder, besonders Olga's wieder ganz zu übernehmen, da die häuslichen Verhältnisse sich so gestaltet hätten, dass die Erziehung darunter leide und nicht zu seiner Zufriedenheit ausfalle.

Eine schönere Genugthuung für das Vergangne konnte mir nicht werden. Das volle Vertrauen, welches er mir einst geschenkt und welches der unerschütterlichen Freundschaft, die ich ihm geweiht hatte, entsprach, hatte nun wieder über alles Andere gesiegt. Die Liebe zu dem Kinde, das Mütterliche in mir, wallte hoch auf. Doch kämpften andere Bedenken damit, andere Anziehungen, vor Allem die zur Freiheit. Ich hatte es satssam einsehn }  
{ gelernt, dass Liebe auch Abhängigkeit ist, vielleicht sogar die grösste. Bei einer blos äusseren Abhängigkeit bleibt die Seele frei und unabhängig von dem Opfer äusserer Gewohnheiten und Neigungen. In der Liebe, auch in der mütterlichen, wird die Seele Slave, und man bringt nur zu oft das Opfer seiner selbst, d. h. das, welches man nicht bringen darf. Ich konnte mich daher nicht gleich entscheiden und schrieb nun Herzen, dass, wenn ich es annähme, wenn ich alle Vortheile, welche Madame Schwabe mir biete, aufgäbe um

Olga's willen, ich es zur Bedingung machen müsse, von nun an völlig freie Hand in deren Erziehung zu behalten und den nächstfolgenden Winter mit ihr wieder in Paris zuzubringen, wo meine Gesundheit sich entschieden bessern und ich auch Gelegenheit finden würde, das Beste für Olga zu thun.

Noch ehe ich eine Antwort hierauf erhielt, bekam ich einen andern Brief, von Jemand, den ich bisher nur dem Namen nach kannte, von Mr. Hodge, jenem Engländer, dem Freunde Orsini's, dem dieser letztere in seinem Testament die eine seiner Töchter zur Erziehung übergeben hatte. Die andere hatte er einem andern Engländer, auch einem intimen Freunde, vermacht. Er hatte sie nicht gern bei der Mutter lassen wollen, da er diese für wenig geeignet hielt, sie zu erziehen. Die zweite war aber kurz nach des Vaters Tod gestorben. Mr. Hodge schrieb mir, dass er noch unverheirathet und zu jung sei, um die Erziehung eines kleinen Mädchens zu leiten. Er habe sich daher bei den Schwestern Emilie und Caroline erkundigt und den Bescheid erhalten, er könne nichts Besseres thun, als sie mir anzuvertrauen, wenn ich es übernehmen wolle. Er fügte hinzu: »Ich brauche wohl keine Entschuldigung, dass ich mich so an Sie wende; denn wir haben auf denselben Schlachtfeldern gekämpft und sind uns deshalb keine Fremde.« Das Zusammentreffen dieser beiden Anerbietungen bestimmte meinen

Entschluss. Es schien mir eine schöne Fügung des Geschicks, gerade diese beiden Kinder zusammen erziehen zu können und, in der Entfaltung edelster Weiblichkeit in ihnen, beiden Vätern ein würdiges Denkmal zu setzen. Mein Herz schlug ihnen entgegen wie zwei geliebten Töchtern. Ich sah eine glückliche Lösung meines Schicksals in dieser Aufgabe, der meine Körperkraft noch gewachsen war, die mein Herz befriedigte und die mir noch Zeit liess, für meinen Geist zu sorgen. Ich antwortete Hodgè also, dass ich freudig auf sein Anerbieten eingehe, schrieb in demselben Sinn an Herzen und verwies Beide auf meine demnächstige Ankunft in London. So kam der Tag der Abreise heran. Mit Wagner hatte ich noch so viel verkehrt, wie nur irgend möglich. Ich war so glücklich gewesen, ihm durch meine Vermittlung einen nicht unwesentlichen Dienst leisten zu können, und er hatte sich bei dieser Gelegenheit mit der Offenheit, wie man sie einer langjährigen Freundin zeigt, über seine Verhältnisse ausgesprochen. So waren wir uns auch gemüthlich nahe gekommen, und die Sorge um ihn und sein Geschick lag mir schwer auf der Seele. Ein Genius, wie der seine, konnte nur frei in den Höhen seiner Ideale schaffen, ohne herabsteigen zu müssen zu Concessionen an den schlechten Unverstand der Menge. Um das aber in Ruhe zu können, hätte er frei sein müssen von jeder pecuniären Noth, und das

war er nicht. Gänzlich mittellos, verstand er es auch nicht, den Verlegern und den deutschen Theatern gegenüber, welche durch seine bereits so populär gewordenen Werke grosse Einnahmen hatten, seine Interessen zu wahren. Er hatte dem praktischen Leben gegenüber jene Hülfslosigkeit des Genius, die so rührend ist, weil sie mit einer tiefen Naivetät der Begriffe über die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens zusammenhängt, welche nur von der Bosheit und Mittelmässigkeit missverstanden werden können. Tausend Pläne, wie ihm zu helfen sei, kreuzten sich in meinem Hirn, und es war wieder einer von den Fällen, wo ich die eigne Mittellosigkeit mit bitterem Schmerz empfand und mich mit Leidenschaft nach dem Glück sehnte, welches darin liegen muss, aus reichen Mitteln dem Genius die Bahn zu ebnen, auf der er Unsterbliches schafft. Ist das doch die einzige Art, den ungeheuren Werth, den das an sich so werthlose Metall in der Welt erlangt hat, zu heiligen, wenn man es zu edlen Zwecken verwendet — indem man die todtten Mächte der Materie im Dienste der Lichtgeister braucht.

Den Tag vor unserer Abreise ging ich noch einmal hinaus nach dem père Lachaise (der grossen Todtenstadt von Paris), welches einer meiner liebsten und häufigsten Spaziergänge war. Dort besuchte ich zum letzten Male Börne's Grab, an dem ich schon öfter

geweilt hatte in dankbarer Erinnerung der frohen Stunden, welche mir dieser feine, ironische und doch so tief empfindende Geist beim Lesen seiner Schriften einst gegeben. Es war mir stets peinlich gewesen, sein geistvolles Reliefbild hier auf dem kalten Stein zu sehen, dicht von andern Steinbildern umgeben, deren lebende Originale seinem ästhetischen Sinn vielleicht höchst unsympathisch gewesen wären. Ich wollte daher nicht von Paris scheiden, ohne ein schützendes Grün zwischen ihn und seine Nachbarn gesetzt zu haben. Ich kaufte dazu einige Epheupflanzen, die ich mit hin nahm und mit Hülfe des Kirchhofgärtners zur Seite des Grabsteins pflanzte. Dann sass ich lange dort inmitten des zauberischen Grüns, mit dem der Frühling die Todtenstadt geschmückt hatte, und machte mir das Resultat meines Pariser Aufenthaltes klar. Es war ein gutes; ich hatte Vieles in Frankreich lieben und schätzen gelernt, manches Wissenswerthe erfahren und viel in mir beruhigt. Der grösste Gewinn aber, den ich davon trug, — das fühlte ich deutlich — war die Bekanntschaft mit Wagner und seinen Werken. Mit einem frohen huldigenden Gruss an die deutsche Heimath und den deutschen Geist verliess ich die französische Erde. Die grünen Wellen trugen mich und meine Reisegefährten dem stolzen Insellande wieder zu, das wie eine natürliche Festung mit seinen hohen Klippenwällen in geschlossener Individualität daliegt.

## Achtes Kapitel.

### Das Kind, der Künstler, der Philosoph.

Madame Schwabe hatte ein schönes Haus mit Garten in London genommen, und dahin begaben wir uns zunächst. Ich sagte ihr nun, welche Aufforderung von Seite Herzen's an mich ergangen und wie die alte Liebe zu dem Kinde, das ich von so frühem Alter an gepflegt und behütet, wieder alles Andere in mir überwiege und mich bestimme, Herzen's Vorschlag anzunehmen. Sie war sehr betrübt darüber, denn sie hatte gehofft, ich würde bei ihr bleiben. Ich war ihr persönlich sehr zugethan und schätzte ihre edlen Bestrebungen, ihren unermüdlichen Eifer für das Wohl Anderer und für gemeinnützige Zwecke, ihre wirkliche Aufopferungsfähigkeit. Aber zunächst war mir das Alles, ihre Thätigkeit sowohl wie die Verhältnisse, in denen sie lebte, zu geräuschvoll, zu sehr mit Aeusserlichkeiten verbunden, die meinem innersten Wesen widerstrebten. Dann aber hatte ich längst eingesehen, dass zwischen ihren Kindern und mir kein wirklich fruchtbringendes Verhältniss

entstehen konnte. Der Same, den ich säen wollte, konnte da unmöglich aufgehn. Alle diese Kinder waren durch ihre Erziehung und ihr Naturell vorbereitet, sehr nützliche, angenehme, allgemein beliebte Mitglieder der reicheren Klasse, der sie angehörten, zu sein. Was hatte ich da zu thun? Die gingen unabänderlich ihren Weg — die breite, wohlgeebene Strasse der in dieser Welt comfortabel eingerichteten Menschheit. Ich konnte nur denen etwas sein, nur die richtig leiten, die den schmalen Pfad der Einsamen auf Erden gehn, die mehr nach den Sternen sehen als nach den Kronleuchtern eines Ballsaals, die den Offenbarungen des Genius mehr vertrauen als der officiellen Moral der Welt. Madame Schwabe schlug mir vor, Olga fürerst zu holen und sie in ihrem Hause einige Zeit bei mir zu behalten, um zu sehen, ob sich nicht ein gemeinsames Leben organisiren liesse. Ich fuhr also auf's Land hinaus, wo Herzen noch wohnte, ward freundlichst empfangen, erhielt Erlaubniss, Olga mit zu nehmen, und fuhr mit ihr in die Stadt zurück. Dieses liebe Kind war so glücklich bei mir zu sein, freute sich so seelenvoll über jeden kleinsten Umstand dieses Erlebnisses; das wie ein Unerwartetes, Verheissungvolles in ihr Leben trat, dass es mich innigst rührte. Ich fühlte, dass das Schicksal uns Beide einander zugewiesen und mir die heilige Aufgabe der Mutter im höchsten ethischen Sinn an einem Wesen vor-

behalten habe, das von vornherein das Herz gefangen nahm durch den Zauber, den die Natur ihm mitgegeben, das ich bereits so sehr geliebt und um das ich schon so viel tiefen Schmerz gelitten hatte. Von da an stand mein Entschluss fest, dieser Aufgabe die letzte Kraft meines Lebens zu weihen und sie der höchsten Auffassung des mütterlichen Berufs gemäss zu erfüllen. Es sollte mir vom Schicksal gegeben werden, auch diesen Theil meines Lebensprogramms, um das ich so viel gekämpft, so viel geopfert hatte, erfüllen zu können. Dass die Frau um ihrer heiligsten Ueberzeugung willen einen ebenso treuen Kampf kämpfen und um ihretwillen die Schranken der Verhältnisse durchbrechen könne, so gut wie der Mann — diese meine Ansicht war nicht Theorie geblieben, ich hatte sie verwirklicht. Dass ferner die Frau auf sich selbst ruhen und sich eine ehrenhafte Stellung durch Arbeit und achtungsgebietendes Leben erwerben könne — auch hierin war ich meinen ausgesprochenen Grundsätzen treu geblieben. Zum zweiten Mal legte es endlich das Schicksal in meine Hand, das beim ersten Mal unterbrochene Werk in der Familie der freien Wahl fortzusetzen, und zwar nun speciell das mütterliche. So durfte ich auch hier beweisen, dass auch die unverheiratete Frau den ausschliesslich sogenannten weiblichen Beruf, die Walterin des häuslichen Lebens, die Mutter aufblühender Jugend zu

sein, erfüllen kann — dass daher keineswegs wie bisher der Gedanke an die Ehe den jungen Gemüthern eingepflanzt und als das Ziel des Lebens für die Frau von klein auf hingestellt zu werden braucht. Diese unheilvolle Ansicht, welche die meisten Mütter noch vertreten, muss aufgehoben werden. Das Mädchen muss, so gut wie der Knabe, von vorn herein die grösstmögliche Entwicklung seiner Fähigkeiten, das Streben, aus sich selbst ein möglichst vollendetes Wesen zu machen, als seine Aufgabe betrachten. Wie auch die äusseren Verhältnisse sein mögen, ein jedes Mädchen sollte eine Specialität haben, durch die es selbständig oder, im Fall dies nicht nöthig ist, Anderen nützlich sein könnte. Die nächste Aufgabe eines jeden Wesens sollte es sein, aus sich selbst ein Kunstwerk zu machen. Wie sehr würde dadurch in den meisten Fällen all' das unnütze, oft so hässliche Spielen mit den Gefühlen wegfallen, die Selbsttäuschung und das Andere-täuschen, wie es jetzt von den jungen Mädchen nur zu oft geübt wird. Wie sehr würde aber auch die Zahl der leichtsinnig geschlossenen Ehen und damit all' das Unglück, welches die Folge davon ist, sich vermindern. Kommt dem entwickelten Charakter, dem in sich ruhenden Wesen, die wahre Liebe als Blüthe und Krone des Lebens dazu, nun wohl dem Glücklichen! Das Mädchen aber, das diese wahre Liebe nicht findet, soll sich nicht um jeden Preis in die Ehe stürzen, die

dann weiter nichts ist als Prostitution. Sie soll arbeiten oder das Mütterliche in ihrem Herzen befriedigen durch die Sorge für andere Kinder, die ihr gerade so theuer werden können wie eigne. Nur das schönste Verhältniss des Lebens nicht entweihen, nicht heruntersinken lassen zu der Gemeinheit und Banalität, zu der es in den meisten Fällen gesunken ist! Ein widriges Zeugniß der Brutalität oder der Gleichgültigkeit der Mehrzahl der Menschen, und die grosse Quelle der meisten Uebel in der Familie, der Gesellschaft, dem Staat.

Ich blieb noch einige Wochen mit Olga im Hause der Madame Schwabe. — Manche interessante Persönlichkeiten gingen aus und ein; u. A. sah ich dort Grote, den berühmten Verfasser der Geschichte Griechenlands, und seine sehr originelle Frau. Es war eigentlich ein beständiger Wirbel von Gesellschaften, Mittagessen, Besuchen u. s. w. Mir wurde es viel zu viel, und ich sehnte mich nach Stille und Concentration. Was mich einzig anregte und befriedigte, war die Hülfe, welche durch meine Vermittlung auf die Schlachtfelder von Neapel, an Garibaldi's heroische Schaaren gesendet wurde. Ich erhielt nämlich einen Brief von Jessie White Mario, welche dem Heere Garibaldi's in muthiger Treue folgte und die Verwundeten pflegte. Sie forderte mich auf, in England für Zusendung von solchen Gegenständen, wie man sie für Verwundete braucht,

thätig zu sein. Madame Schwabe, immer bereit zu helfen, wo leidende Menschen Hilfe bedurften, und durch ihre vielfachen Verbindungen im Stande, Hilfe in grossem Massstab zu schaffen, nahm die Sache in die Hand. Bald gingen Kisten voll Matrazen, Zelte, Verbandmaterial und was sonst noch nöthig, zu Schiff nach Neapel ab. Die heroische Unternehmung Garibaldi's und seiner Tausend war es überhaupt, die jener Zeit ein tiefes, poetisches Interesse verlieh. Dieser Zug nach Sicilien war wie eine Erzählung des Homer — ein Epos von jener Heldenhaftigkeit, jenem phantastischen, Alles aufopfernden Patriotismus verklärt, der auch Blut und Wunden und geopfertes Menschenleben mit einer Glorie umgiebt.

Ich erklärte endlich Madame Schwabe, dass ich die Fortsetzung des bisherigen Zusammenlebens unthunlich finde, da ich beschlossen habe, den Rest meines Lebens Olga's Erziehung zu widmen, Herzen dieselbe aber keinesfalls mit nach Wales und Manchester, wohin Madame Schwabe bald zurückzukehren gedachte, gehen lassen würde, endlich auch die Art des Lebens im Hause mir nicht gestatte, die Erziehung in meinem Sinn zu leiten. Ich setzte hinzu, dass ich es immer vorzöge, eine Sache ganz zu thun, wenn sie auch nach aussen weniger erscheine, als vieles Glänzendere nur halb. Ich erbat mir von Herzen die Einwilligung, mit Olga voran

an das Meer zu gehen, wohin auch er mit dem übrigen Haushalt zu kommen gedachte.

Dann schied ich von Madame Schwabe in freundlichster Weise und gegenseitigem Wohlwollen. Ein junges deutsches Mädchen, das von Hamburg herübergekommen war, um sich als Erzieherin eine selbständige Stellung zu schaffen, dazu mir noch zu jung schien, mir aber durch sein verständiges, charaktervolles Wesen sehr gefiel, erbat ich mir von Herzen als Gehülfin bei Olga. Leider ward mir die zweite Pflgetochter nicht zu Theil. Hodge hatte sich vergebens bemüht, die Wittwe Orsini's dazu zu bestimmen, ihm die Tochter zu überlassen. Er war eigens dazu nach Italien gereist; da er aber keine legalen Mittel hatte, musste er die Sache endlich aufgeben. Ich fuhr mit Olga und Marie nach einem Ort an der Küste, wo ich bisher noch nicht gewesen, dessen wilde Schönheit und grosse Stille mir aber gerühmt worden war. Hier verlebte ich ein paar Wochen, mit der Beobachtung der Natur des Wesens, dessen Obhut nun mein heiligstes Ziel geworden war, beschäftigt. In der Zeit, in der ich sie nicht um mich hatte, schrieb ich an einem Roman, der schon lange begonnen war, in dem wenig concentrirten Leben der letzten Zeit aber nicht hatte vollendet werden können. Nach einigen Wochen kam auch Herzen mit dem Sohn und der älteren Tochter. Ich hatte ein schönes Haus auf hohen Klippen, an deren

Fuss die Brandung schäumte, ausgesucht, und hier umging uns wieder der alte Frieden von ehedem, da kein störendes Element zugegen war und ich ruhig meine eignen Ideen mit dem Kinde verfolgen konnte, denn die ältere Schwester war bereits über das Alter der eigentlichen Erziehung hinaus. Mehrere interessante russische Besuche, u. A. Turgenieff, brachten eine angenehme Abwechslung in das Leben, obgleich es deren für mich nicht bedurfte. Ich war wieder ganz befriedigt. Die düster schöne, wilde Natur des Ortes, und die unbegrenzte Freiheit des Lebens, die keine Convenienz, keine gesellige Verpflichtung störte, gaben mir ein tiefes inneres Behagen. Die Beschäftigung mit der Jugend füllte meinen Tag aus. Der Abend war wieder, wie ehedem, interessanten gemeinschaftlichen Lectüren mit Herzen geweiht. Nur ein Mangel machte sich noch tiefer als sonst fühlbar: der Mangel des Musikalischen in unserem Leben. Seit Paris, seit Wagner, hatte die Sehnsucht nach diesem einzigen Element, das aus einer andern Welt als der Welt der sogenannten Wirklichkeit zu uns spricht, wieder überhand in mir genommen. Von frühester Kindheit an war diese Sprache die eigentliche Sprache meines innersten Lebens gewesen. Ich war nie zu grosser Virtuosität in der Ausführung gelangt, aber was Bestes in mir sich bewegt hatte, das war mit Tönen verwandt. Ich war

fast nie, ohne innerlich von irgend einer Harmonie, einem inneren Gesang begleitet zu sein. Auch wenn ich über anscheinend gleichgültige Dinge sprach, tönnte irgend eine schöne Weise in mir fort. Wie oft in jungen Jahren, wenn am Abend im häuslichen Kreis meine Schwester (die viel besser spielte als ich) Beethoven oder Mozart vortrug, ging ich im Zimmer auf und ab, weil ich meiner leidenden Augen wegen nicht arbeiten konnte, und während jener Klänge dehnten sich mir die engen Zimmerräume zu hohen Tempelhallen aus. Dann vernahm ich Offenbarungen, die mich trösteten über die Banalität meines Lebens, mir wuchsen Schwingen, die mich aus den Schranken des gebrechlichen Körpers und der mit dem Oberflächlichen beschäftigten Welt hinaushoben und mich eine edlere Existenz ahnen liessen. Ich habe schon gesagt, wie mir wurde, als ich in Paris Wagner's Werke hörte. Nun war es mir auf's Neue klar, dass ein Leben ohne Musik ein dürftiges sei, eine Wanderung durch die Wüste ohne die Erquickung des himmlischen Manna. In Olga's Seele die Empfänglichkeit für jenes Manna zu nähren, war ein Hauptzweck meiner Erziehung. Aber gewiss nicht in der stumpfsinnigen Weise eines äussern Virtuosenenthums, wodurch meistentheils bei der Erziehung mehr Schaden als Nutzen gestiftet wird. Wem keine inneren Harmonien tönen, den wird man sich vergeblich bemühen zum musikalischen

schen Menschen zu machen. Darauf allein aber kommt es an, wenn man nicht Musiker von Fach ist, also ein Instrument in technischer Vollkommenheit lernen muss. Im Gegentheil, ich habe es schon an einem andern Ort gesagt, es wäre ein Segen für die Gesellschaft, wenn es weniger ausübende Dilettanten gäbe und mehr musikalische Menschen, wenn die Meisterwerke Beethoven's, Bach's, Mozart's u. A., nicht bis zum Ueberdruß in stümperhafter Weise gehört würden, wenn die Menschen nur mehr angeleitet würden, grosse, vollendete Aufführungen zu empfinden und ethisch auf sich wirken zu lassen.

Natürlich war das Musiciren mit Olga noch nicht geeignet, mir Genuss zu gewähren. Ausser dieser Entbehrung aber war der Aufenthalt ein sehr wohltuender und verlief in vollem Frieden. Herzen hatte mir sein Wort gegeben mich mit Olga für den Winter nach Paris zu entlassen. Ich blieb fest bei diesem Vorsatz, da mich, ausser meiner Gesundheit, die Aufführung des Tannhäuser unwiderstehlich dahin zog. Zudem kehrten im Winter auch alle jene Elemente in das Haus zurück, mit denen ich nun bereits mehrere Mal ein Zusammenleben als unmöglich für mich und Olga erkannt hatte. Herzen wünschte jedoch seine älteste Tochter im Hause zu behalten und eine passende Begleiterin für sie zu finden. Ich schlug ihm die

von mir so sehr geliebte und von ihm hochgeschätzte Emilie Reeve vor, die ich in jeder Weise für geeignet hielt, einem erwachsenden Mädchen als geistiger Vormund zur Seite zu stehen. Zugleich hoffte ich auch, ihr dadurch die Wohlthat zu erzeigen, aus ihrem engen Kreis hervorzutreten in eine ihr geistig ebenbürtige Welt. Herzen ging freudig auf den Vorschlag ein und ich schrieb demnach an Emilie, die es hoch entzückt annahm. Als ich Herzen die bejahende Antwort mittheilte, sagte er mit inniger Befriedigung: »Ich bin doch ein glücklicher Mensch; meine zwei Töchter in solchen Händen — was kann ich mehr wünschen?«

Wir kehrten nach London zurück. Ich nahm Abschied von den Freunden und schiffte mich zum zweiten Mal nach Frankreich ein, mit Olga und der jungen eben erwähnten Deutschen. Es that mir leid, Herzen und Natalie zu verlassen, aber ich hoffte gut für sie gesorgt zu haben durch Emilie Reeve's Aufenthalt im Hause. Das Kind aber, das ich mit mir nahm, war ja nun der Gegenstand, dem ich mein Leben weihen wollte. Darum versank jedes andere Bedauern in der Befriedigung, sie mit mir zu haben und nun »hinter allem Regen, allem Treiben, den geliebten Zweck zu sehn, der endlich lohnt.«

Ich richtete uns in Paris ein. Nicht in Luxus und grossem Styl, wie im vorigen Jahr mit Madame Schwabe, sondern sehr bescheiden

in einem vierten Stock, hoch über der lärmenden Pariser Welt, aber mit dem Blick auf die grünen Bäume des Tuileriengartens. Als wir eingerichtet waren, ging ich zu Wagner's. Ich fand sie nicht mehr in dem freundlichen Häuschen vom vergangenen Winter, sondern in einem zweiten Stock, in einem grossen, von vielen Menschen bewohnten Haus, in einer der geräuschvollsten, dunklen Strassen von Paris. Dieser Wechsel hatte aus pecuniären Rücksichten stattfinden müssen. Es schnitt mir tief in das Herz, das zu sehen. Ich fühlte, wie schrecklich es für Wagner sein musste, in einer so unsympathischen Wohnung zu weilen. Als ich hinkam, hörte ich schon von aussen, dass musicirt wurde. Ich wurde in den Saal geführt; Frau Wagner kam mir entgegen, hiess mich flüsternd willkommen und bot mir einen Sitz an, auf den ich mich schweigend niederliess. Wagner selbst war am Flügel mit einer jungen Sängerin beschäftigt, die den Gesang des Hirtenknaben aus dem Tannhäuser studirte. So kam ich denn gleich zu den ersehnten Studien. Nach beendigter Probe kam Wagner auf mich zu, bewillkommte mich herzlich und sagte: »Wie gut, dass sie gekommen sind! Eine bessere Ausführung wie die hiesige werden Sie nie hören; sie wird ausgezeichnet.«

So theilte sich nun mein Leben zwischen meinen häuslichen Beschäftigungen mit Olga und meinen Besuchen bei Wagners. Leider

verstand ich es immer tiefer, dass der Freund in seinen ehelichen Verhältnissen nicht glücklich war. Es war mir schon im vergangenen Winter klar geworden, dass seine Frau wenig zu ihm passe, dass sie nicht im Stande war, ihn über die vielen Missverhältnisse und die Ungunst seiner Lebenslage zu erheben oder sie mit Seelengröße und weiblicher Anmuth versöhnend zu mildern. Dem so ganz von seinem Dämon Beherrschten hätte von jeher ein hochgesinntes, verständnisvolles Weib zur Seite stehen müssen — ein Weib, die es verstanden hätte zwischen dem Genius und der Welt zu vermitteln, indem sie begriffen hätte, dass diese Beiden sich ewig feindlich zu einander verhalten. Frau Wagner hatte dies nie erkannt. Sie wollte vermitteln, indem sie von dem Genius Concessionen an die Welt verlangte, welche dieser nicht bringen konnte, nicht bringen durfte. Aus dieser gänzlichen Unfähigkeit, das Wesen des Genius und die daraus entspringenden Folgen in seinem Verhältniss zur Welt zu begreifen, entstand nun fast tägliche Pein und Qual im Zusammenleben, das durch die Kinderlosigkeit der Ehe auch noch des letzten versöhnenden und mildernden Elements entbehrte. Dennoch war Frau Wagner eine gute Frau und in den Augen der Welt entschieden der bessere und der leidende Theil von den Beiden. Ich unterschied anders und empfand ein grenzenloses Mitleid mit Wagner, dem die Liebe hätte die

Brücke bauen müssen, über die er zu den andern Menschen hinüberschritt, und dem sie statt dessen den bitteren Kelch des Lebens noch bitterer machte. Ich stand übrigens recht gut mit Frau Wagner, sie war freundlich und vertrauensvoll mit mir und kam oft, mir ihr häusliches Leid zu klagen. Ich that dann, was ich konnte, um sie zu einem bessern Verständniss ihrer Lebensaufgabe zu bringen, allein natürlich vergeblich. Es war ihr in fünf- und zwanzigjähriger Ehe nicht aufgegangen und konnte es auch nicht, eben ihrer innersten Natur nach. Oft sprach ich mich über diesen Gegenstand mit Blandine Ollivier, der Tochter Liszt's, aus, mit der ich die vorjährige Bekanntschaft erneuert hatte und die ich öfter besuchte. Dieses holdselige Wesen zog mich am meisten an unter all' den Frauen, denen ich in Paris begegnete. Sie verband die Grazie der Französin und einen feinen, witzigen, fast sarkastischen Geist mit einem tiefen, seelischen, weiblichen Element, das, im Verein mit ihrer edlen Erscheinung, sie unwiderstehlich anziehend machte. Sie war mit Wagner, als dem Freunde ihres Vaters von Kindheit auf bekannt. Wir trafen einander oft in seinem Hause und waren Beide der Ansicht, dass wohl kaum je zwei unpassendere Menschen zu einem so engen Bunde zusammengeführt worden seien.

Was mir nun nächst der Aufführung des Tannhäuser am meisten am Herzen lag, das

war, endlich mit der Philosophie Schopenhauer's bekannt zu werden. Ich theilte dies Wagner mit und er war so gütig, mir das grosse Werk des Philosophen, »Die Welt als Wille und Vorstellung«, nicht nur zu leihen, sondern zu schenken, da er zwei Exemplare davon besass. Nun sass ich oben, in meinem Adlernest, wie ich es nannte, hoch über dem bunten Treiben von Paris, und wenn ich nicht mit Olga beschäftigt war, so las ich in Schopenhauer und war selig. Es fiel wie Fesseln von mir ab. Für Alles, was sich seit Jahren in mir vorbereitet und durchgekämpft hatte, was sich in immer grösserer Deutlichkeit in mir entwickelte, fand ich nun hier den wahren geistigen Schlüssel. Durch die Erklärung Schopenhauer's vom »Willen« fiel mit einem Mal all' der unerklärliche und widersinnige Dualismus weg, den die christliche Anschauung von der Freiheit des Willens und dabei seinem ewigen Gebundensein durch göttliche Vorherbestimmung aufgestellt hat. Die Phänomene der Erscheinung wurden klar. Ich sah nun überall das gespenstisch unheimliche, bestialisch wilde Element des Urwesens in der Erscheinung, ehe es durch die Einsicht von der Nothwendigkeit der Verneinung des Willens zum Leben erlöst wird. Die »Verneinung des Willens zum Leben« — dieses Wort, das mich einst so wunderbar betroffen hatte, als ich es in London zuerst von Wagner hörte — jetzt war mir sein Sinn aufgethan. Ich begriff, dass

es längst in mir ein natürlich Waltendes gewesen war, schon in früher Jugend, als ich mit der christlichen Askese Ernst machen wollte. Ich sah nun klar, dass dieser Kampf zwischen dem Willen zum Leben und seiner Verneinung überhaupt der Kampf meines ganzen Lebens gewesen war. Zum zweiten Mal ging es mir wieder hell auf, das: »Erlöse dich selbst!« Der gebundne Gott in uns muss sich befreien aus den Schranken der Individuation, in die ihn der ungestüme Drang zum Leben gebannt hat. Das lange, qualvolle Ringen des Daseins hat keinen andern Sinn, als den der Auferstehung nach dem Kreuzestod, an dem das Ich, das Persönliche stirbt, um als Universelles fortzuleben. Nur wer das christliche Symbol so versteht, hat es recht verstanden. Das Leiden des Daseins hat von je die grossen Erlöser hervorgebracht. Buddha, Christus und Alle, die nach ihnen in heiligem Mitleid es versuchten, die Menschheit über die eigentliche Natur des Daseins und seinen Zweck aufzuklären, haben nichts Anderes gemeint, als das grosse Ideal der Erlösung hinzustellen für alle Zeit. Sie wollten im edelsten Symbol den Weg zeigen, der aus dem in Armuth, Krankheit, Tod und Sünde gebundnen Elend des Daseins hinausführt in die Freiheit der Kinder Gottes, in das Nirwana, das »Nichtwahnland« derer, die den Schein überwunden haben.

Durch Schopenhauer lernte ich auch Kant

erst verstehen. Vor Allem aber gewann ich durch ihn die Liebe zu jenen Urvätern unseres Geschlechts, jenem wunderbaren Volk im Osten, das am heiligen Strome, unter Lotos und Palmen, das tiefsinnige Geheimniss von der Einheit alles Seins längst vor aller europäischen Cultur gekannt und vielleicht mehr als irgend ein Volk seine philosophische Weltanschauung in seinem Leben zu verwirklichen gestrebt hat. Sehnsuchtsvoll zog es mich fortan, Alles zu erfahren, was auf jene heilige Urzeit Bezug hatte, und ich segnete von nun an jeden Abend beim Schlafengehen Olga mit dem grossen Worte der Vedas: »Tat wam asi.«

Inzwischen gingen die Proben des Tannhäuser vorwärts und Wagner forderte mich auf, in die erste vollständige Orchesterprobe zu kommen. Es waren nur wenige Bevorzugte im grossen Opernhause gegenwärtig, von Damen nur Wagner's Frau und ich. So hörte ich denn zum ersten Mal vollständig vom Orchester diese Musik, die so lange das Ziel meiner Sehnsucht gewesen war, und ich war davon ergriffen wie von etwas Heiligem, davon berührt wie von dem Hauch der Wahrheit. Es ging auch Alles wunderschön, und nach dem herrlichen Sextett, wo die Minnesänger den wiedergefundenen Tannhäuser begrüssen, erhob sich das Orchester wie ein Mann und brachte Wagner ein freudiges Hoch der Begeisterung aus. Es war 1 Uhr in der Nacht, als die Probe zu Ende war, Wagner war

freudig erregt, weil Alles so Herrliches zu versprechen schien, und forderte mich und seine Frau auf, in der Maison d'or des Boulevard des Italiens ein Abendbrod einzunehmen. Wir sassen in einem kleinen Zimmer für uns allein. Es war eine schöne Nachtstunde, die der herrlichen Probe folgte. Wagner erzählte uns, wie er der jungen Marie Sachs, die er ihrer prächtigen Stimme wegen für die Elisabeth gewählt hatte, obgleich sie noch ganz Anfängerin war, diese idealisch schöne Partie erklärt habe; u. A. die Stelle, wie sie mit stummer Gebärde auf die Anfrage Wolfram's, ob er sie begleiten dürfe, zu antworten habe: »Ich danke dir für deine zarte Freundschaft, aber mein Weg geht dorthin, wohin mich Keiner begleiten kann.«

Hätte es noch eines Beweises für mich bedurft, so hätte es mir jene Nacht klar gemacht, dass allein das höchste Kunstwerk uns den Schmerz des Lebens verklären kann. Die Erlösung durch die Verneinung des Willens zum Leben ist ein schmerzvoller Kampf; allein im tragischen Kunstwerk, im bewussten Wahn, wird der Schmerz zur Verklärung und wir sehen, dass nur das Leben heroischer und darum tragischer Menschen Werth hat, denn das allein kann Gegenstand der Kunst sein. — Indess kurz nach dieser Probe trübten sich leider die Aussichten auf ein schönes Gelingen. Die schadenfrohen Kobolde, die so gern einen idealen Moment im Menschenleben vereiteln,

waren geschäftig und bliesen von allen Seiten Wolken des Missmuths, des Neids, der Ungunst auf. Politische Grübler waren unzufrieden, dass es die Fürstin Metternich war, welche zunächst die Einführung des dem französischen Temperament so ganz fremden Kunstwerks veranlasst hatte. Die Presse war unzufrieden, weil Wagner nicht, wie Meyerbeer u. A. gethan, den Recensenten diners fins gab, um ihren Geschmack im Voraus zu bestechen. Die Claque, die sonst von jedem Componisten förmlich engagirt wurde, war von Wagner geradezu verbannt und schäumte natürlich vor Wuth. Auch im Orchester entstanden Parteien, besonders war der sehr unfähige Dirigent feindlichen Sinnes geworden. Wir, die Freunde und Anhänger, beklagten es tief, dass Wagner anfangs abgelehnt hatte, selbst zu dirigiren, wie wir alle es sehnlich wünschten. Endlich aber — und dies war die Hauptsache — waren die jungen Pariser Löwen, die Herren des Jockey-Clubs, empört, dass kein Ballet in der gewöhnlichen Form und zu der gewöhnlichen Zeit, d. h. im zweiten Act, stattfinde. Es war notorisch, dass die Balletdamen eine Erhöhung ihrer Gage von diesen Herren erhielten, und dass die Letzteren gewohnt waren, nach beendigtem Diner in die Oper zu gehen, nicht um Harmonien zu hören, sondern um die un-natürlichste und scheusslichste Ausgeburt der modernen Kunst, das Ballet, zu sehen, nach dessen Beendigung sie sich hinter die Cou-

lissen zu näherem Verkehr mit den springenden Nymphen begaben. Was lag diesen vornehmen Wüstlingen an der Aufführung eines keuschen Kunstwerks, welches den Sieg der heiligen Liebe über den Sinnenrausch feiert? Oder vielmehr es lag ihnen nicht nur nichts daran, sondern sie mussten es von vornherein, noch ehe sie es gehört hatten, hassen und verdammen. Es war ja das Gottesurtheil ihrer inneren Gemeinheit, ihrer masslosen Verderbenheit. Von diesen ging denn auch die Hauptintrigue unter denen, die sich zum Falle der Aufführung vorbereiteten, aus. Sie hatten die Gemeinheit, sich im Voraus kleine Pfeifen zu kaufen, mittels deren sie ihr Kunsturtheil abgeben wollten. So zogen sich die Wolken immer drohender zusammen, und mit Bangen ging ich in die Generalprobe, in die ich auch Olga mitnahm, weil ich wollte, dass sie am Grössten und Schönsten die Kunst lieben lernen sollte. Die Probe ging ohne äussere Störung vor sich. Das zahlreiche Auditorium bestand zum grössten Theil aus Freunden, unter denen die Fürstin Metternich sich mit lebhaften Beifallsbezeugungen hervorthat. Mir war es ein himmlischer Abend, denn mir brachte er das Längstersehnte, und obwohl ich fühlte, dass Vieles in der Ausführung zu wünschen übrig blieb und dass sie Wagner nicht befriedigen würde, so war Manches doch sehr schön, so die Elisabeth von der Sachs, und ich hatte doch nun einen Eindruck des Ganzen, der

meine Ahnung bestätigte. Auch auf die kleine Olga wirkte der Zauber, wie ich gehofft; sie sass in Andacht und Begeisterung versunken ohne zu ermüden, obgleich es spät in der Nacht war, als die Probe endete. Beim Herausgehn traf ich Wagner, der auf seine Frau wartete. Ich sah es an den Wolken des Unmuths auf seiner Stirn, wie wenig er befriedigt war, wie wenig er von dieser Aufführung den Sieg über die feindlichen Mächte hoffte. Ein Tag aufregender Erwartung verstrich, dann kam der Tag der Aufführung. Ich war mit befreundeten Damen und Czermak in einer Loge. Die Ouverture und der erste Act verliefen ohne Störung, und obwohl die Anordnung des gespenstischen Götterreigens im Venusberg weit hinter Wagner's Idee zurückblieb und die drei Grazien im rosa Balletkleid erschienen, so war es doch so, dass ich aufathmete und hoffte, die Befürchtungen würden zu Schanden werden. Aber bei der Wandlung der Scene, bei dem hinreissend poetischen Wechsel aus dem wüsten Bacchanal da unten in die reine Morgenstille des Thüringer Waldthals, bei den Klängen der Schalmei und des Hirtenliedes, brach plötzlich der lang vorbereitete Angriff aus und ein gewaltiges Pfeifen und Lärmen unterbrach die Musik. Natürlich blieb auch die Gegenpartei nicht unthätig, d. h. die Freunde und der Theil des Publikums, welcher ruhig hören und dann entscheiden wollte. Da sie numerisch doch die stärkere war, behielt sie auch

den Sieg, die Aufführung ging weiter, die Sänger blieben unerschrocken und thaten ihr Bestes. Allein es dauerte nicht lange, so fing auch der Lärm wieder an. Ebenso der Protest der Gutgesinnten, die auch schliesslich immer den Sieg behielten, so dass die Aufführung völlig zu Ende kam. Aber freilich, sie war so grausam gestört und zerstückelt, dass auch den Wohlwollendsten nicht die Möglichkeit geworden war, sich eine richtige Vorstellung des Ganzen zu bilden. In welcher Aufregung und Empörung ich war, ist kaum zu sagen; aber auch die andern Gutgesinnten waren in einem ähnlichen Zustande. Czermak war so wüthend, dass er nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, sich an einigen der Hauptanführer thätlich zu vergreifen. Die Herren hielten nämlich gar nicht zurück mit ihren boshaften Machinationen, sondern sassen recht geflissentlich sichtbar, in ihren mit Glacéhandschuhen bedeckten Händen die kleine Pfeife haltend, die dann auf ein gegebenes Signal die schrillen Töne hervorbrachte.

Am folgenden Tage ging ich zu Wagners. Ich fand ihn männlich gefasst, und so sehr war dies der Fall, dass auch die wüthendsten Journale in dem Kampf, der gleichzeitig in der Presse entbrannte, es bekannten, dass er sich am Abend der Aufführung dem Sturm gegenüber auf das Würdevollste verhalten habe. Er wollte die Partitur zurückziehen und eine zweite Aufführung verhindern, denn er hatte

mit richtigem Blick erkannt, dass mit diesem Publikum der grossen Pariser Oper an keinen wahren Erfolg zu denken sei. Wir Alle, die näheren Freunde, die ihn umgaben, stimmten dagegen und für die Wiederholung, da wir bestimmt hofften, dass die Sache durchdringen müsse. Wir gaben uns in unserer leidenschaftlichen Erregung keine Rechenschaft darüber, dass dies jetzt eigentlich geradezu eine Unmöglichkeit war.

So kam die zweite Aufführung heran. Die feindliche Partei hatte sich noch verschiedener gerüstet, aber ebenso auch die der Freunde. Der Kampf wurde ein noch viel erbitterter als das erste Mal. Ich war mit Wagner's Frau und der oben erwähnten ungarischen Dame in einer Loge. Neben uns waren Franzosen, die sich besonders durch Pfeifen, Zischen und Schreien hervorthaten. Ich war völlig ausser mir vor Empörung und machte nun auch laut, in französischer Sprache, meinem Zorne Luft. »Das ist das Publikum, welches sich anmasst, der Welt vorzuschreiben, was Geschmack, was schön und vortrefflich sei? Ein Haufen von Strassenbuben ist es, der nicht einmal Lebensart genug hat, Leuten, die anders denken, Ruhe und Musse zum Hören zu geben.« In dieser Weise sprach ich ganz laut fort, so dass Frau Wagner mir erschrocken zuflüsterte: »Mein Gott, Sie sind zu kühn, Sie werden sich Unannehmlichkeiten zuziehn.« Ich dachte aber an nichts als an meinen Zorn und meine

Verachtung eines solchen Publikums, und endlich wandte ich mich direct an die Nachbarn und sagte: »Meine Herren, wenn Sie auch auf nichts Anderes Rücksicht nehmen, so bedenken Sie wenigstens, dass die Frau des Componisten hier neben Ihnen sitzt.« Sie wurden einen Augenblick lang stutzig und etwas stiller. Dann aber fingen sie von Neuem an. Dennoch gelang es auch diesmal nicht, den Vorhang zum Fallen zu bringen, und die Aufführung wurde bis zum Ende durchgeführt.

Wagner war nun noch mehr geneigt, fernerem Scandal Einhalt zu thun, aber wir Andern Alle stimmten für die dritte Wiederholung. Sie sollte mit aufgehobnem Abonnement stattfinden, und wir hofften nun gewiss, die Ruhestörer würden fern bleiben, und nur das Publikum, welches wirklich hören wollte, würde kommen. Wagner hatte jedoch beschlossen, diesmal nicht hineinzugehen, um sich die unnütze Aufregung zu ersparen. Das Gleiche that seine Frau. Ich hatte eine Loge genommen, um Olga und die junge bei uns wohnende Marie mitzunehmen. Ich hoffte, sie würden von dieser Vorstellung einen ungestörten Genuss haben. Leider aber kam es anders. Die Ruhestörer hatten sich noch zahlreicher eingefunden, um ihr Werk fortzusetzen, und waren sogar von Anfang an da, was sie ihren Gewohnheiten nach sonst nie waren. Die Sänger benahmen sich wirklich heldenmüthig, sie mussten oft fünfzehn Minuten lang und

noch länger anhalten, um den Sturm, der im Publikum tobte, vorüberzulassen. Aber sie standen ruhig, sahen unerschüttert in das Publikum hinein, und so wie es stille wurde, nahmen sie ihren Gesang wieder auf und führten auch diesmal die Vorstellung zu Ende, obgleich das wahnsinnige Toben natürlich jede Freude an den einzelnen guten Leistungen und schönen scenischen Effecten verdarb. Die kleine Olga war eben so leidenschaftlich erregt wie ich. Sie hatte bereits eine grosse Verehrung für Wagner und war in den Tiefen ihrer jungen Seele bewegt von dieser Musik, mit der sie eigentlich in das Reich der Töne eintrat. Dieselbe übte eine so entschiedene, wunderbare Macht über sie, dass mir daran von Neuem die innere Wahrhaftigkeit derselben klar wurde. Olga mischte sich mit wahrer Wuth in den leidenschaftlichen Kampf der Parteien, lehnte sich über die Brüstung der Loge und rief mit aller Kraft: »à la porte, à la porte!« indem sie auf die pfeifenden eleganten Herren zeigte. Zwei Herren, die neben uns in der Loge waren, schienen ganz entzückt von dem Eifer des Kindes und sagten mehrere Mal: »Elle est charmante.«

Es war zwei Uhr in der Nacht, als wir uns im Foyer mit mehreren Freunden zusammenfanden und vereint zu Wagners gingen, die, wie wir voraussetzten, eines Berichts des Ausgangs harren würden. Auch hatten wir uns nicht getäuscht. Sie sassen gemüthlich

beim Thee und Wagner rauchte eine Pfeife. Er empfing die Nachricht des abermaligen, und zwar des erbittertsten Kampfes von allen mit Lächeln und scherzte mit Olga, indem er ihr sagte, er habe gehört, sie hätte ihn ausgepiffen. Aber am Zittern seiner Hand, als er mir dieselbe reichte, fühlte ich, das das unnatürliche hässliche Begebniss ihn dennoch tief erregt hatte. Wenn auch alles Unschöne, Rohe, Hassenswerthe des Vorganges auf das Publikum zurückfiel, das sich eines solchen Betragens schuldig gemacht hatte, so war doch nun wieder eine Hoffnung für ihn dahin und der rauhe Lebensweg, der sich gar nicht ebnen wollte, lag wieder düster, mühevoll und hoffnungslos vor ihm. Das zerschnitt mir das Herz umsomehr, als alle meine Bemühungen da zu helfen, fruchtlos blieben. Wagner zog jetzt natürlich die Partitur zurück und somit war dem Kampf auf dem Theater ein Ziel gesetzt. In der Presse und in der Gesellschaft aber dauerte derselbe wochenlang in erbitterter Weise fort. Seit Gluck's Zeiten war etwas Aehnliches nicht dagewesen. Sehr vereinzelt waren die Stimmen, die tadelnd auftraten und das Benehmen des Publikums rügten, aber sie kamen doch und von nicht unbedeutender Seite. Unter Anderen schrieb der alte Jules Janin einen sehr graziösen Artikel, indem er an den Fächer der Fürstin Metternich, den diese im Zorne über das vorgefallene zerbrochen hatte, anknüpfte und dabei das Ver-

fahren der Pariser auf das schärfste geisselte. Ich schrieb einen getreuen Bericht der Vorgänge nach England, der auch in den Daily News gedruckt wurde, und den mir Klindworth bei meiner Rückkehr nach England, ohne zu wissen von wem er sei, mit grosser Freude zeigte.

Wagner reiste bald darauf nach Karlsruhe, wohin ihn ein ehrender Ruf des Grossherzogs führte. Dann ging er nach Wien, wo er zum ersten Mal seinen Lohengrin, den das deutsche Publikum längst kannte, aufgeführt sah, und zwar zu seiner innigsten Zufriedenheit, wie er an seine Frau schrieb, die mir den Brief mittheilte. Zugleich wurden ihm die enthusiastischsten Ovationen zu Theil, die recht eigentlich als eine Gegendemonstration gegen das Pariser Verfahren anzusehen waren. Ich war glücklich über das Gute, was ihm nach so vielem Herben und Abscheulichen widerfuhr.

Inzwischen vertiefte ich mich wieder in das Leben Schopenhauer's und meine Befriedigung wurde immer grösser. Ich kann sagen, dieser Winter gab meinem Leben den Abschluss.

Ich hatte das Ziel und die Pflicht gefunden, denen mein persönliches Leben fortan geweiht sein würde: ein Wesen zu der höchstmöglichen Vollendung seiner selbst zu erziehn. Jemehr mir die Hoffnung schwand, als Mitglied der Partei, welcher ich bis dahin angehört hatte, etwas erreichen zu können, jemehr

mir überhaupt die Hoffnung schwand, dass diese Partei noch eine fernere Aufgabe habe, desto inniger fasste ich meine Einzelaufgabe in's Auge, die zugleich mein Herz befriedigte.

Dann hatte ich den Künstler gefunden, dessen Streben mir allein ein neues Ideal verwirklichte und mir die Ahnung bestätigte, dass das Reich des Ideals überhaupt nur in der Kunst sei. Mir ging die Ueberzeugung auf, dass, wie sich einst in Italien nach dem Scheitern des lombardischen Städtebunds und mit ihm des Scheiterns eines geträumten, vollendeten Zustands politischer Freiheit die ideale Sehnsucht in das Reich der Kunst flüchtete und dort eine verklärte Menschheit, ein ideales Vaterland schuf, so auch jedes, selbst das grösste Erreichen auf politischem Gebiet nur mangelhaft bleiben würde, wie Alles, was der Beschränkung des Irdischen anheimfällt, dass aber vornehmlich der deutsche Geist ewig die Vollendung seines Wesens in einer idealen Welt suchen müsse. Was ich ihm eine Zeit lang zum Vorwurf gemacht hatte, erkannte ich nun wieder als seine wahre Grösse, als seine ureigentse Bestimmung, und es war ja auch ein deutscher Genius, der den Weg dahin zeigte.

Endlich hatte ich auch den Philosophen kennen gelernt, dessen Anschauungen meinem Ahnen zu Hülfe kamen und mich aufklärten über die Phänomene des Lebens, so weit dies für unsere Einsicht, die ja innerhalb derselben

steht, möglich ist; den Philosophen, dessen erhabene Weisheit mir die unerschütterliche Stütze bot, an der ich den Weg des Lebens weiter wandern sollte.

Damit hat mein Suchen ein Ende; damit auch der Abschnitt meines Lebens, den ich den öffentlichen nennen könnte, weil er in Berührung und Beziehung zu öffentlichen Ereignissen und Personen stand. Was darüber hinausgeht, was nun noch folgte, gehört nicht mehr, wenigstens nicht in dieser Form, vor das Publikum. Es würde unbescheiden sein, noch weiter davon zu reden.

Und war es nicht unbescheiden, überhaupt davon zu reden? werden Manche fragen. Ich glaube nicht. Es giebt im Leben jedes Menschen, »der immer strebend sich bemüht,« Augenblicke und Zeiten, wo das allgemeine Sehnen und Suchen der Menschheit, sich auch in ihm, in einer individuellen Form, ausspricht. Diese haben ein allgemeines Interesse; sie zeigen das ewige Antlitz des »Einen,« dass in allen ist, in einer besonderen Auffassung. Sobald diesem Sehnen und Suchen seine Bahn gefunden ist, sobald der Schlüssel des Lebensrätshels uns von einem Grösseren gereicht wird, hören wir auf, individuell zu sein. Wir folgen den Spuren dessen, der die Wahrheit bereits grösser und besser hingestellt hat, als wir es vermochten. Unsere persönliche Geschichte hört dann auf — wenigstens für Andere, die nächsten Freunde

ausgenommen. Was noch folgt, muss ein Bewähren durch die That oder durch die Entsagung und das Leiden dessen sein, was wir durch jene Grösseren erkannt. So ist es auch mit mir geworden. Leicht zeichnete mir das Schicksal auch den Pfad des Alters nicht. Es gefällt ihm, mich bis zuletzt beim Wort zu nehmen. Ich hoffe, es soll mich nicht wanken sehen, und durch die Stunden schwerer körperlicher Leiden, vielen und tiefen Seelenschmerzes, in den spärlichen Momenten reiner Freude und innigen Genusses, wie im Angesicht der ernsten Stunde, welche den letzten Schleier hebt, sage ich feierlich und überzeugt mit meinem Philosophen: »Und dennoch dürfen wir getrost sein!«

Im gleichen Verlage erschien

Der  
**Lebensabend einer Idealistin**

Nachtrag zu den  
**Memoiren einer Idealistin**

von

**Malwida von Meysenbug**

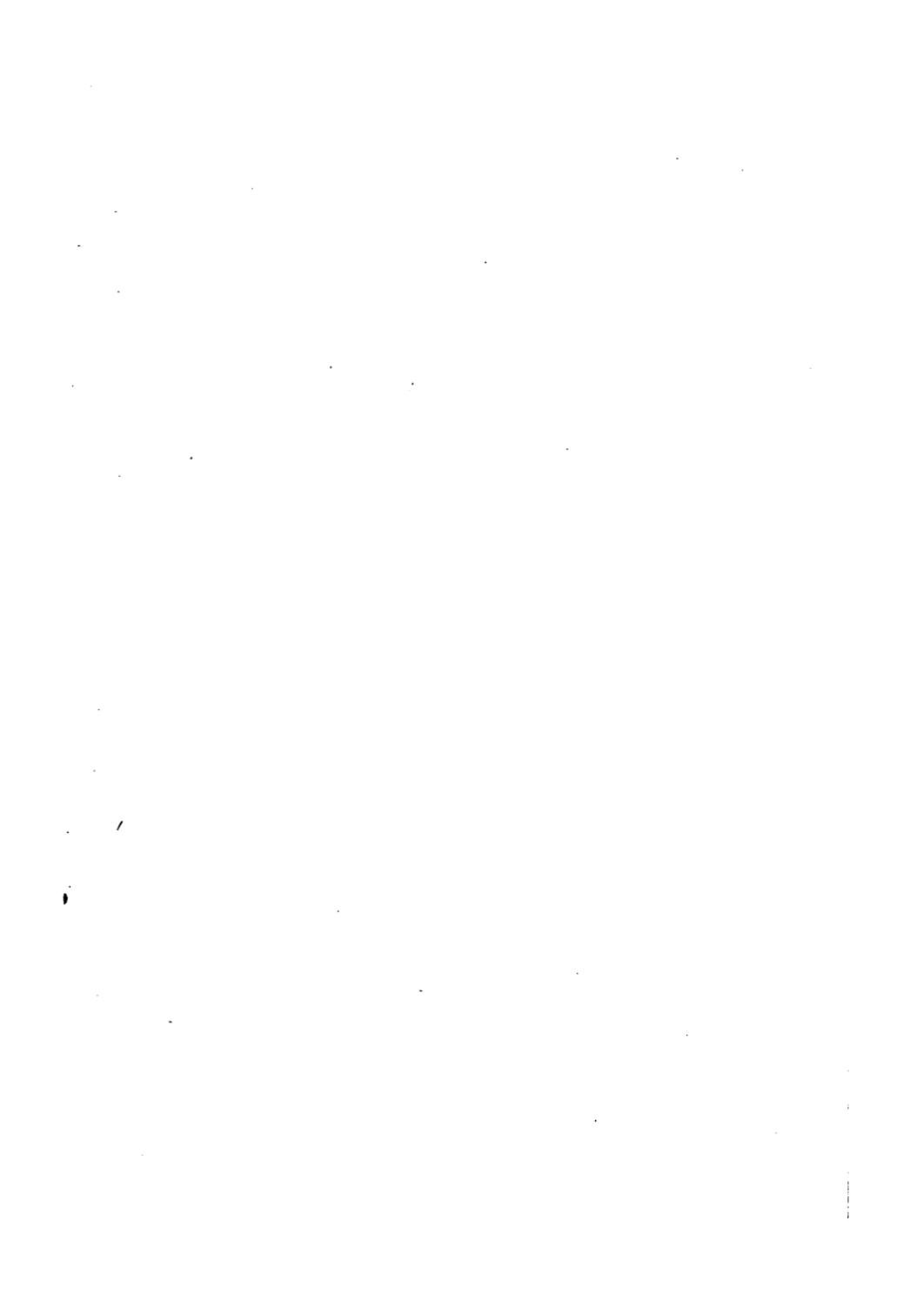
mit dem Porträt der Verfasserin  
nach einem Gemälde von **Franz von Lenbach.**

Zweite Auflage.

**geheftet M. 6.—**

**gebunden M. 7.50**

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.



THE UNIVERSITY LIBRARY  
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ

This book is due on the last **DATE** stamped below.

MAY 10 1972

MAY 14 REC'D

